Friedrich Körner

Die Kämpfe im Altertum



Die weltgeschichtlichen

Kämpfe des Altertums

nebst

geographischen und kulturgeschichtlichen Bildern.

Von

Professor Dr. Friedrich Körner.

Zur beste freundlichen Errinerung für Herrn Wilhelm Köhler Weinachten 1922

München Dr. Ahmed Foâd



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

Vorwort.

In pädagogischen Zeitschriften und Vereinen wird es oft bitter beklagt, daß manche Jugendschriften sich auf bedenkliche und gefährliche Gebiete verirren, indem sie nur nach Aufregendem und „Spannendem" haschen, die Phantasie überreizen und daher dem Unterrichtszwecke geradezu entgegenarbeiten. Man beruft sich bei der Abweisung solcher Bücher auf den anerkannten Grundsatz, daß die Jugendschriften vorzugsweise eine Ergänzung oder Fortsetzung des Schulunterrichts in unterhaltender Darstellung sein sollen. Je mehr die Menge des Wissenswerten zunimmt, um so mehr muß die Jugendlitteratur bemüht sein, den Schulunterricht durch eine sich ihm anschließende Privatlektüre zu ergänzen und zu unterstützen. Daß geschichtliche Lesebücher ganz besonders geeignet sind, den Charakter zu bilden und sittliche Grundsätze in das Herz der Jugend zu pflanzen, wird allgemein anerkannt.

Dieser vollberechtigten Forderung der Pädagogik folgend, habe ich die Hauptthatsachen der Alten Geschichte ausgewählt, um sie der Jugend zu vergegenwärtigen. Welthistorisch sind die großen nationalen Kämpfe der Griechen und Perser, sowie der Römer und Karthager, in denen es sich um die Seeherrschaft als Vorbereitung der Weltherrschaft handelte. Diese gewaltigen Kämpfe lehren, daß Mut und Ausdauer stets den

Sieg davontragen, und daß jenes Volk großmächtig wird, dessen Bürger entschlossen sind, Hab und Gut zu opfern, um Land und Volk frei und mächtig zu erhalten. Dies gelingt ihm um so sicherer, wenn es den anderen Völkern auch an tieferer und vielseitiger Bildung überlegen ist. Denn Geisteskraft, tiefere Einsicht und umsichtige Beurteilung der Verhältnisse sichern stets die Überlegenheit über andere. Unser deutsches Volk darf sich rühmen, in wissenschaftlicher Forschung, Pflege idealer Interessen, Freiheits- und Vaterlandsliebe, aber auch in Handel und Industrie vor allen Völkern der Neuzeit den Griechen am nächsten zu stehen, weshalb wir sie auch am besten verstehen und sie uns am erfolgreichsten zum Vorbild nehmen können.

Ewig bewundernswert sind die Kämpfe der Hellenen mit den Persern, die ihnen um das Zehnfache überlegen waren, wogegen die Griechen in ihrer ruhigen Besonnenheit und richtigen Auffassung der Sachlage große Überlegenheit zeigten, und Geisteskraft siegt stets über rein physische Kraft. Zeigten die Griechen tief und weit blickende Überlegung und Urteilskraft, so bewährten die Römer in den punischen Kriegen ihre zähe Ausdauer, die sich durch keinen Unglücksfall bewegen läßt, einen gefaßten Plan aufzugeben. Diese Ausdauer, verbunden mit kluger Umsicht, verschaffte den Römern die Weltherrschaft, seit sie durch die punischen Kriege die erste Seemacht im westlichen Mittelmeere geworden waren, wie es die Hellenen bereits im östlichen Teile waren. Die persischen und punischen Kriege sind Kriege um die Seeherrschaft, ohne welche sich keine Landherrschaft sicher behaupten läßt. Sie bilden daher als welthistorische Kriege die erste Abteilung des vorliegenden Buches.

Ein Gegenstück hierzu liefert Alexander d. Gr., der mit 30000 Mann Soldaten das ungeheure Perserreich bis über

den Indus hinaus erobert und nun nach der Weltherrschaft strebt, wobei er morgen- und abendländische Kultur zu verschmelzen, griechische Bildung und Staatsverwaltung nach Asien zu verpflanzen sucht.

Abgesehen von dieser geschichtlichen Bedeutung der Thaten Alexanders haben dieselben an sich ein so mächtiges poetisches Interesse, daß sie im Altertum wie im Mittelalter geradezu in dichterischer Form dargestellt wurden. Alexanders Leben ist so reich an schroffen Gegensätzen, tollkühnen Abenteuern und wunderbaren Begebenheiten, daß selbst eine schlichte Erzählung derselben mächtig auf die Phantasie wirkt. Seine Heerzüge erschließen uns die Wunder des alten Orients. Dazu wechseln romanartige Kriegsscenen mit großartigen Landschaftsbildern und heiterem Genußleben, bis das unabwendbare Dahinwelken des Welteroberers sowie die wunderbaren Vorzeichen und Wahrsagungen des nahen Todes das thatenreiche Leben einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit in ergreifender, unheimlicher Weise abschließen. Endlich erhält sein an glänzenden Thaten und großartigen Erfolgen reiches Leben einen grauenhaften Hintergrund durch den Untergang seiner Familie und Generale. Die Darstellung eines so wechselvollen, farbenreichen Lebens bedarf keiner Verschönerung.

Außer diesem rein sachlichen Zwecke verfolgte ich noch zwei Nebenzwecke. Einesteils wollte ich unsere Jugend mit den Meisterwerken unserer Historiker bekannt machen, denen ich nicht nur den Stoff entlehnte, sondern sie stellenweise auch wörtlich wiedergab, um die Jugend mit den Heroen unserer Geschichtsforschung bekannt zu machen. Die persischen Kriege entnahm ich Dunckers Griechischer Geschichte, die punischen Kriege Niebuhrs Vorlesungen, Alexander d. Gr. der klassischen Darstellung Droysens. Um aber auch Örtlichkeiten, Zeiten und Völker in ihren weltgeschichtlichen Kunstleistungen zu ver-

gegenwärtigen, charakterisierte ich nicht nur deren Heimat, sondern beschrieb auch deren großartige Kunst- und Bauwerke, ihr Kriegs- und Friedensleben, um uraltes Kulturleben in plastischen Bildern zu vergegenwärtigen. Hierzu boten Schnaase, Lübke, Weber u. a. den Stoff.

Möge mein Bestreben, den Jugendunterricht durch geeignete Unterhaltungsschriften zu unterstützen und sie mit unsern großen Geschichtsforschern bekannt zu machen, zustimmende Beurteiler finden und dazu beitragen, eine strebsame, sittlich tüchtige und vielseitig gebildete Jugend heranzuziehen, und möge sich der Ausspruch bewähren, daß die Geschichte das Stahlbad für den jugendlichen Geist ist!

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Der Kampf zwischen Griechen und Persern um die Seeherrschaft.

Erster Teil

Der Kampf zwischen Griechen und Persern um die Seeherrschaft.

1. Das alte Griechenland oder Hellas.

Das alte Griechenland war 1600 bis 1700 Quadratmeilen groß, also winzig klein gegenüber dem ungeheueren Perserreiche, welches vom Mittelmeere bis an den Indus, vom Aralsee, Kaukasus und Kaspisee bis zum Persischen Meere reichte. Vom Olympos und den keraunischen Bergen bis zur äußersten Südspitze betrug die Länge von Hellas etwa 60 Meilen, und die Breite wechselte zwischen 20 bis 45 Meilen. Dazu kam noch, daß das Land ganz von Bergen bedeckt, also vollständig ein Gebirgsland war. Den nördlichen Teil durchzogen parallele von Norden nach Süden streichende Bergketten, von denen der Pindos, der in den breiten Berggruppen des Parnassos endigte, die Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und Ägäischen Meere bildete. Die südliche Halbinsel, der Peloponnes, dagegen besteht aus einem wellenförmigen Hochlande, welches mit seinen Randgebirgen hier und da bis ins Meer hineintritt, zuweilen aber auch eine schmale Küstenebene sich bilden läßt oder einzelne hohe Gräte und Kämme bis ans Meeresufer sendet. Was die Höhe der Berge anlangt, so steigt der Olymp 10 000 Fuß, der Parnaß 8 000 Fuß, der Taygetos im Spartanerlande 7 800, der Kyllene auf dem Nordrande des Peloponneses 6 000 Fuß empor.

Diese Gebirgszüge bilden Alpenlandschaften in der Nähe des Meeres mit hohen und steilen Zacken, die von Schneelagern unterbrochen werden. Sie sind nur von mittleren Höhen, mit Eichenwäldern, Platanen und Ahorn bedeckt, zuweilen durch Wiesengründe und grüne Berghalden getrennt, gestalten sich bald zu hohen Felsenrücken um, welche hier in kühnen, schroffen Firnen, dort in sanften, geschwungenen Linien aufsteigen, hier in den Thälern durch ihre Lorbeer- und Olivenhaine den Eindruck einer ruhigen Pracht machen, dort ohne Busch und Quell nur die kahle Starrheit einer armen, wilden und zerklüfteten Berglandschaft darstellen. Die ganze Westseite bis zum Korinthischen Meerbusen hinab hat dagegen weniger hohe, aber besser bewaldete Berge. Die Flüsse, welche zwischen den von Nord nach Süd ziehenden Bergketten hinabrauschen, sind wasserreich und haben einen längeren Lauf, aber enge Thäler, da die Bergreihen dicht nebeneinander hinlaufen. Es ist ein grünes Land, von Hochwald und Wiesen erfüllt, während die Osthälfte und die südliche Halbinsel vorwiegend die kahlen, weißgrauen Gipfel von Kalkfelsen zeigen, die sich wie Meereswellen hintereinander erheben. Aber auch hier fehlt es auf den Höhen und in den Senkungen nicht an Laubwäldern, Eichen- und Olivenhainen. Von einem reinen, klaren Himmel überspannt, von dem durchsichtigen Blau des Meeres, dessen Grund Felsboden ist, umgeben und wiedergespiegelt, zeigen sich die Umrisse der Berge, die Formen der Landschaften fast immer in scharfen und starken Linien, glänzen fast immer in lebhaften und vollen, wenn auch zuweilen harten Farben.

Es giebt in diesem Berglande kein größeres Flußthal, keine durchgreifende Formation des Terrains, keine natürliche beherrschende Lage. Der Bau des Landes zeigt daher die größte Mannigfaltigkeit, zerfällt in eine Menge kleiner Bergkantone, welche meist durch schroffe Höhenzüge voneinander getrennt

sind. Die größeren dieser Landschaften werden durch die Querzüge des Pindos gebildet und liegen auf der Ostseite des Landes. Im Norden steht der Olymp, welcher den Ossa und Pelion vom Ostende aus längs des Meeres nach Süden sendet, im Westen der Pindos und im Süden der Othrys. Zwischen ihnen liegt Thessalien, das größte und fruchtbarste Thalbecken des Landes, in weiten Bogen durchströmt vom Peneios, der sich in der Nordostecke des Landes durch das Thal von Tempe zwischen Olymp und Ossa zum Meere durcharbeitet. Dagegen schneidet in der Südostecke zwischen Othrys und Pelion die Bucht von Pasagä tief ins Binnenland ein. Weiter nach Süden zu fließt vom Pindos herab gerade nach Osten der Spercheios zwischen Othrys und Öta. Um die fruchtbaren Niederungen Böotiens zieht sich der Parnaß im Westen, der Helikon und Kithäron im Süden, der Knemis im Osten am Meere hin. Durch die Halbinsel Attika streichen nur mittlere Berggruppen. Im Peloponnes besitzt nur Argos eine größere Ebene, dagegen strahlen drei Bergketten nach Süden aus, durchzogen von den Flußthälern des Eurotas und Pamisos. Den Westen umsäumt eine lange, schmale Küstenebene, wogegen im Norden das Randgebirge als gedrungene Masse mit hohen und schroffen Felswänden bis ans Meer tritt.

Mit den Landschaften wechselt auch das Klima von kühler und rauher Bergluft stufenweise bis zur erdrückenden Schwüle der Thäler übergehend. Die Hitze der Ostküste wird von der Nähe des Meeres und den Seewinden gemäßigt. Im Sommer giebt es kaum einige rasch und heftig auftretende Gewitter, doch Herbst und Frühling bringen reichliche Regengüsse. Metalle findet man in den Gebirgen wenig, etwas Kupfer, Silber und Eisen, dagegen giebt es viele reiche Bergtriften für Viehzucht, eignen sich die Bergterrassen zum Bergbau, doch Ackerbau kann man nur in den wenigen Thälern treiben; auf den Berghängen

gedeiht nur Gerste. Die Gebirgsbäche überschwemmen zur Regenzeit ihr Thal, trocknen aber im Sommer zu dürftigen Rinnen ein, die Quellen versiegen, Wiesen und Anger versengen, und der kalkige Boden reißt in der Hitze in Spalten auf. In den enggefurchten Thälern des Westens war kein Raum für Ackerland, und in der Osthälfte fehlt es an Wasser. Nur hier und da helfen Seeen in den Thalkesseln diesem Mangel ab.

Griechenland zerfiel daher von Natur in kleine, rings von Gebirgen umschlossene Thalbecken und Ländchen, die sich zum Hirtenleben, hier und da auch zum Ackerbau eigneten. Diese Abgeschlossenheit der Landschaften brachte es mit sich, daß die Bevölkerung beim Herkommen blieb und sich um die Nachbarn nicht kümmerte! Da die Küstenentwickelung aber sehr groß ist, so trieb dies zur Seefahrt, zu Handel und Gewerbe an, denn es gab überall Buchten und Häfen, und nicht weit entfernt lagen das produktenreiche Vorderasien und Ägypten, nach Westen das kauflustige Süditalien und Sicilien. Im Norden sperrten hohe Gebirge und wilde Bergmassen das Vordringen, die Küste im Westen war gradlinig, klippenreich und hafenarm, mithin war der Osten allein zum Seeverkehr geeignet, den eine Reihe von Inseln nach Kleinasien hinüber leitete.

Es giebt viele Gründe, zu vermuten, daß die Urgriechen aus der Gegend des Oxus, Indus und Ganges auswanderten, um das Schwarze Meer und an der Westseite der Balkanhalbinsel nach Süden zogen, weshalb sich zu Dodona, in der Nähe des Adriatischen Meeres, ihr ältestes Heiligtum befand. Diese Ureinwanderer hießen Pelasger, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes, friedliches Volk. Später wurden sie von kriegerischen, Abenteuer liebenden Hellenen unterworfen, besiegt und gingen nach und nach in diesen Volksstamm über, welcher die poesiereichen Mythen der Pelasger weiter ausbildete und sie in Kunst und Wissenschaft darstellte.

Mehrere Jahrhunderte dauerten diese National= und Eroberungskriege, bis sich die Hellenen schrittweise in den einzelnen Gebirgslandschaften festsetzten und staatlich unter Königen einrichteten. Auch unternahmen sie weite Abenteurerzüge (nach dem goldenen Vlies gegen Troja), schafften dann das Königtum ab und stellten in den kleinen Landschaften Adelsrepubliken her, da die Grundbesitzer sich die Leitung des Staates vorbehielten, die Bauern, Pächter, Handwerker und Kaufleute nur geduldet waren. Weil diese aber die Mehrzahl bildeten, entstanden sehr bald Empörungen und Bürgerkriege, mußte man geschriebene Gesetze und eine Verfassung geben, und entwickelten sich zwei Hauptstaaten: das streng militärisch geordnete Lakonien (das dorische Sparta) und das industrielle, kunstfertige Attika mit freiem Bürgertum der Jonier (Solon). An diese mußten sich die kleineren Staaten anschließen, was nicht ohne viele Kriege abging. Endlich entstand die Frage: wer Führer des geeinigten Griechenlands sein sollte, Athen oder Sparta. Dies ward im Peloponnesischen Kriege ausgefochten, in welchem Athen unterlag. Weil aber Sparta seine Macht mißbrauchte, erhob sich Böotien (Theben) unter Epaminondas und Pelopidas gegen Sparta, siegte auch, kam aber wegen Thessalien in Streit mit Macedonien, dem es erlag, und welches nun Griechenland zur Provinz machte.

Die griechischen Staaten waren im ganzen winzig klein, aber fortwährend in Streit gegen ihre Obrigkeit, oder der Parteien unter sich oder mit Nachbarn begriffen. Es gab aber kein Militär, sondern jeder Bürger war vom 17. bis 40. Jahre kriegspflichtig. Daher ward er von Jugend auf bis in sein Alter in den Gymnasien geübt im Laufen, Springen, Lanzenwerfen, Marschieren und anderen Kriegsübungen, ward zweckmäßig mit Helm, Panzer, Beinschienen und Schild, mit langer Lanze und kurzem Schwert versehen. Weil es aber im Lande

so viele Berge gab, besaß man nur wenig Reiterei und auch wenig Bogenschützen. Die Hauptmacht bildete das Fußvolk, welches sich als Phalanx aufstellte, d. h. in geschlossener Linie ca. 16 Mann hintereinander. Diese Sturmkolonne, wie wir sie nennen würden, war unwiderstehlich, und ihr verdanken die Griechen ihre ruhmvollen Siege.

Von den vielen Kriegen, welche die Griechen führten, sind die Perserkriege die glorreichsten und folgenschwersten geworden. Als die kleinasiatischen Griechen sich gegen die Perserkönige empörten, sandten ihnen Athen und Eretria zwölf Schiffe zur Beihilfe. Die asiatischen Griechen erlagen, und nun wollte der Perserkönig Darius die Griechen wegen ihrer Einmischung in persische Angelegenheiten strafen. Dazu kam noch, daß mehrere vertriebene Fürsten der kleinen griechischen Staaten zum Perserkönige geflohen waren und ihn um Wiedereinsetzung in ihre Herrschaft baten, wogegen sie den Perserkönig als Oberherrn anerkennen wollten. Endlich waren die Perser ein eroberndes Volk, hatten ganz Vorderasien, Assyrien, Babylonien und Ägypten zu Provinzen gemacht und wollten nun auch die Kleinasien gegenüberliegende Balkanhalbinsel ihrem Reiche einverleiben, welches wohl an 150 mal größer war als Griechenland. Trotz ihrer ungeheuren Macht unterlagen sie, und nun fielen die Griechen in persisches Land ein, um es teilweise zu erobern, oder vermieteten sich als Söldlinge und bildeten als solche den Kern der persischen Heere. Diese jahrhundertelangen Kämpfe zwischen Griechen und Persern endigten damit, daß Alexander ganz Persien eroberte, seine Generale nach seinem Tode sich in das Land teilten und nun verschiedene Reiche unter griechischen Fürsten entstanden, griechische Sprache und Bildung in Vorderasien und Ägypten verbreitet wurden. Daher kommt es auch, daß das Neue Testament in griechischer Sprache geschrieben ist.

2. Das delphische Orakel.

Wenn man das griechische Leben in seiner Eigentümlichkeit begreifen will, muß man die tiefe Religiosität dieses Volkes und aber auch dessen eigentümliche Erziehung zu kriegerischer Tüchtigkeit sich vergegenwärtigen, um daraus zu entnehmen, was ein solches Volk leisten konnte.

Griechenland zerfiel in viele kleine Staaten, von denen einige kaum 700—1000 Bewaffnete stellen konnten. Seine Einheit fand das Volk nur in der Sprache und in der Religion. Die Griechen waren in den ersten Jahrhunderten ihrer Republik ein sehr frommes Volk, brachten ihren Göttern nicht nur reichliche und zahlreiche Opfer, sondern wandten sich auch in schwierigen Lagen an dieselben, um sich von denselben Rat erteilen zu lassen. Natürlich wurden die Antworten von den Priestern gegeben, welche sich dunkel und geheimnisvoll aussprachen, um stets eine Ausrede zu haben, wenn ihre Aussage nicht eintraf. Man nannte solche Antworten der Götter Orakel, die an verschiedenen Opferstätten erteilt wurden, von denen das zu Delphi bald weltgeschichtliche Berühmtheit erhielt, weil sogar aus fernen Ländern Fragende nach Delphi kamen, wo man nur zu einer bestimmten Zeit Orakel erteilte. Dieses Delphi lag im phokischen Lande am Südabhange des Parnaß und wurde aus einer Tempelstätte bald eine Priesterstadt mit Kapellen, Schutzhäusern, Herbergen u. dgl. Auf dem hohen Gipfel dieses Berges, welchen die Morgensonne jeden Tag zum ersten leuchtenden Punkte auf dem wildverwachsenen und zerklüfteten Plateau dieser Bergmasse machte, hatte der Lichtgott (Phöbos Apollon) eine alte Verehrung. Nach dem Korinthischen Busen hin fällt die Felsmasse des Parnaß in steil abgerisse=

nen Wänden zum Pleistosthale ab, und auf einem Terrassenabschnitt dieser Felswände, 2000 Fuß über dem Flusse, lag Delphi, von einer ernsten und feierlichen Gebirgsnatur umgeben.

Auf den steilen Felszacken über Delphi horsten Adler und Geier, in den verwachsenen Waldschluchten hausen Eber und Wölfe. Etwas oberhalb der Terrasse von Delphi waren die Felswände durch einen Spalt zerrissen, in welchem der kastalische Bach entspringt, der auf der Terrasse von Delphi einen Lorbeerhain tränkt und sich dann zum Pleistos hinabstürzt. Östlich vom kastalischen Bache öffnet sich auf der Terrasse von Delphi in einer höhlenartigen Vertiefung ein schmaler Schlund, aus welchem finstere Dämpfe emporsteigen. Hier soll der Drachenbesieger Apollon an einem alten Lorbeerbaume, der neben jenem Schlunde stand, geopfert und von dem Baume sich selbst den Siegeskranz gebrochen haben.

Mit dieser Opferstätte des Apollon war seit Beginn des 9. Jahrhunderts eine Weissagung verbunden. Es lag nämlich im Heiligtum zu Delphi ein kegelförmiger Stein, über welchen die delphischen Priester bei den Sühnopfern das Blut der Opfertiere herabfließen ließen. Wer das Orakel des Gottes besorgen wollte, mußte zuvor an diesem Stein ein Opfer darbringen, denn dieser galt für den Nabel der Erde. Den Tempel sollen drei mythische Baumeister im 9. Jahrhundert erbaut haben, und in der That ist die Überbauung des Erdschlundes mit fünf großen Steinblöcken ein uraltes Bauwerk. Die Aufsicht und Leitung dieses Heiligtums besorgten die „fünf Heiligen“, welche den ältesten Familien in Delphi angehörten und ihr Amt zeitlebens verwalteten. Diese wählten die Jungfrau, welche im Namen des Gottes sprechen sollte, aus einer delphischen Familie, und unter ihnen standen auch die beiden Priester des Tempels und einige Propheten.

Nach ihrem Eintritt in den Tempel führte die Orakelverkünderin ein stilles und abgeschlossenes Leben und blieb bis an ihr Ende der Mund, durch welchen der Gott seine Gebote verkündete. Nachdem sie sich durch Baden und dreitägiges Fasten vorbereitet, Gerstenmehl auf dem Altare am Nabelstein verbrannt, Lorbeerblätter von dem heiligen Baume gekaut und aus dem in das Heiligtum geleiteten Quell getrunken hatte, setzte sie sich am sinkenden Tage des Frühlingsmonats auf den mit Lorbeerzweigen bedeckten ehernen Dreifuß, welcher über jenen Schlund („den Mund der Erde") gestellt war. Eine Schale, zwischen dem Gestell des Dreifußes aufgehängt, enthielt Zähne und Knochen, angeblich Überbleibsel des von Apoll erlegten Drachen. Allmählich brachte der aufsteigende Dampf die Pythia in Aufregung. Schäumend unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einige Worte aus, welche der neben ihr stehende Prophet auffing und zu einem Spruche ausgeführt, dem Fragenden verkündete. Späterhin bestieg die Pythia am siebenten Tage jedes Monats den Dreifuß und verkündete mit rasendem Munde ungesalbte Reden, aber „des Gottes voll".

Wer den Gott befragen wollte, hatte sich mehrere Tage hindurch vorzubereiten. Er mußte zuerst Reinigungen mit dem Wasser des kastalischen Quells vollziehen, dann trat er in den Tempel, in dessen Allerheiligstem jener Nabelstein stand; neben demselben befand sich der Hauptaltar, auf welchem dem Apollon ein ewiges Feuer unterhalten wurde. Auf diesem „wahrsagenden Herde von Hellas" mußte der Fragende dem Apollon opfern, dann stieg er aus der Zelle des Tempels einige Stufen hinab und gelangte durch einen finsteren Gang, der stets mit Weihrauchdüften gefüllt war, in die alte Kammer über dem Endschlund, wo er sich niedersetzte und in tiefem Schweigen den Spruch der Pythia erwartete.

Gläubig und gehorsam vernahmen zu Delphi die Griechen die Gebote des Himmels, die Aussprüche des Gottes. Da die fünf Vorsteher des Heiligtums und die Pythia auf zeitlebens bestellt waren, so bildete sich eine ununterbrochene priesterliche Überlieferung, deren Ausbildung durch die verschiedenen Anfragen aus allen Kantonen gefördert wurde. Den alten Brauch der Achtung vor den Göttern faßten die Priester zu Delphi in ein System von Reinigungen und Sühnungen zusammen. Der Fragende mußte eine Räucherung durch Schwefel und dann eine Besprengung mit reinem Fluß- oder Meerwasser vornehmen, indem man drei Zweige vom Ölbaum in das Reinigungswasser eintauchte und den Orakelfragenden damit besprengte. Besonders entsühnende Kraft hatte ein Lorbeerzweig aus dem Lorbeerhaine des Apollon bei Delphi. Jede Verunreinigung wehrte dem Verkehr mit den Göttern. Nur in neuen oder neugewaschenen Gewändern, wohlgewaschen, unbefleckt, mit glänzender Haut, gesühnt und geheiligt, mit reinem Leibe und reinem Sinne sollte man vor die reinen Götter treten. Die strafwürdigste Verunreinigung war die durch Blut und Mord. Wollte man der Rache der finsteren Geister entgehen, so mußte man sich freiwillig zur Sühne und Buße stellen und sich den Gebräuchen und Opfern der Entsühnung und Reinigung unterwerfen.

Das Hauptopfer brachte man zu Delphi im Frühjahre dar, am siebenten Tage dieses Frühlingsmonates weissagte die Pythia. Der lichte, alles schauende und wissende Gott verkündigte den Menschen den Willen und Ratschluß der Götter, die ewigen Ordnungen des Zeus und versöhnte den schuldbeladenen Menschen mit den himmlischen Mächten. Das Orakel sagte nicht voraus, was geschehen werde, sondern erklärte, was unter den vorhandenen Umständen geschehen müsse. Der Gott gab mehr Befehle als Prophezeiungen. Es gaben die Priester aber auch

den einzelnen fragenden Staaten Entscheidungen über innere Streitigkeiten, befahlen den Staaten, sich neue Gesetze und Verfassungen zu geben, und waren besonders einflußreich für Aussendung und Anlegung von Kolonieen, so daß sie gewisser=maßen die griechische Auswanderung leiteten.

Nach und nach sammelten sich fast alle griechischen Staaten um das Orakel zu Delphi, und mußten während der Festzeiten überall die Waffen ruhen. Im Herbst tagten die Abgeordneten zu diesem Feste in den Thermopylen, im Frühjahr zu Delphi zu Opfern. In Delphi versammelten sie sich im Tempelbezirk, von wo man auf die Ebene von Kirrha am Korinthischen Meer=busen hinabschaute. Man beriet und entschied öffentlich vor den Wallfahrern, die mit den Festgesandten gekommen waren. Jeder Staat konnte so viel Gesandte schicken, als er wollte, doch nur zu zwei durften abstimmen. Freilich kam es darauf an, ob und inwieweit man den Abstimmungen Folge leisten wollte. Der Amphiktyonenbund hat daher niemals Kriege ver=hindert, noch die Schiedsrichterstelle übernommen.

Die so große Zahl der Teilnehmer machte es notwendig, den Zug zum Tempel oder Altare feierlich zu ordnen. Den geschmückten Opfertieren folgten die Priester, die Träger der Opfergerätschaften, die Beamten des Staates mit den Zeichen ihrer Würde, der wahrhafte Adel, je nach der Feier im Waffen=schmuck zu Fuß und zu Rosse, oder in reinen, weißen Gewän=dern, Zweige in der Hand, endlich die bejahrten Männer und die Greise. Während des Zuges erschallten aus den verschie=denen Abteilungen desselben abwechselnd feierliche Choräle, die Prozessionslieder, welche die Gemeinden zur Andacht stimmten. Wenn der Zug sich um den Altar geordnet hatte und das Opfer emporbrannte, ertönte die Kithara (Leier) des Hymnoden (Vorsängers), die vollen Chöre der Männer und Greise, der Jünglinge und Jungfrauen. Die feierlichen Weisen erhoben

die Herzen zur Anschauung, zur Empfindung der Hoheit des Gottes, welchem die Feier galt. Zugleich schlangen sich tanzende Reigen um den Altar. In der rhythmischen, von der Musik geleiteten Bewegung derselben drückte sich die Stimmung aus, welche das Fest erregte, welche die Worte der Chorlieder auslegten. War es eine mythische That des Gottes, an welche das Fest anknüpfte, so versuchte der Tanz, dieselbe mimisch anschaulich zu machen, z. B. bei den pythischen Festen den Drachenkampf des Apollon. Dem Opfer folgte der Wettgesang der Kitharoden, die Vorträge der Rhapsoden (Deklamatoren), Wettspiele und Wettkämpfe, in denen der Staat seine Macht und Streitbarkeit zeigte. Es maßen sich seine stattlichsten und stärksten Männer im Wettlauf, Ringen, Springen und Faustkampf.

3. Die olympischen Spiele.

Weil man in den alten Staaten kein stehendes Heer hatte, sondern jeder Bürger vom 17.—40. Jahre kriegspflichtig war, so wurde es Hauptsorge für jeden Staat, für die Kriegstüchtigkeit seiner Bürger zu sorgen. Die Jugend besuchte daher nicht öffentliche Schulen, sondern Turnplätze (Gymnasien, Paläſtren u. s. w.), wo sie von älteren Bürgern im Marschieren, Gebrauch der Waffen, gewandtem Gebrauch der Glieder, im Ertragen von Anstrengungen u. s. w. geübt wurde. Um das ganze Volk wehrhaft zu erhalten, führte man großartige Kampfspiele ein als Nationalfeste, von denen die zu Olympia weltgeschichtlich wurden und bis in die römische Kaiserzeit hinein ihren Ruf bewahrten.

Bei den großen Opfern, welche von mehreren Staaten gemeinsam gebracht wurden, ließ man auch Wettkämpfer um den Preis der Stärke und Schönheit ringen. Besonderen Anlaß hierzu gab das gemeinsame Opferfest, welches das gesamte Griechenland zu Olympia feierte. Während des Festmonats sollte in ganz Griechenland Frieden herrschen, wer dagegen handelte, ward ausgeschlossen und mußte Sühne, d. h. schwere Geldbuße, leisten.

Nachdem die Feier durch die Herolde von Elis angesagt war, zogen die Festgesandtschaften von allen Seiten aus dem Peloponnes nach den Ufern des Alpheios. Der Isthmos sah die Züge der nördlichen Kantone, im Hafen von Kenchreä sammelten sich die Wallfahrer aus dem Ägäischen Meere, an der Mündung des Alpheios landeten die bekränzten Schiffe von der Westküste Griechenlands, von den Städten Unteritaliens und Siciliens. Die Kantone und Städte wetteiferten, ihre Festgesandtschaften stattlich auszurüsten, sie mit einem ansehnlichen Zelt, mit prächtigen Gewändern, mit fehllosen, stattlichen und zahlreichen Opfertieren und Opfergeräten, Weihkesseln und Rauchfässern zu versehen. Nach dem Glanze seiner Festgesandtschaft wurde die Macht des Staates abgemessen.

Olympia war ein Heiligtum des Zeus, aber keine Stadt. Nur Priester und Propheten des Zeus, Diener der Opferschlächter und Holzträger, welche das Holz der Weißpappeln fällten und für das Opfer herbeischafften, hatten außerhalb des heiligen Bezirks feste Wohnungen. Die Festgenossen lagerten daher unter Zelten in der Niederung des Alpheios, welcher, aus den hohen und gedrängten Felsen Arkadiens hervortretend, die Küstenebene von Elis mit seinen gelben und trüben Wellen in breiten, gewundenen Strömungen durchfließt. Zu beiden Seiten des Flusses breitet sich eine fruchtbare und kornreiche Ebene aus, welche von bewaldeten Höhen eingefaßt ist. Die

Höhen am nördlichen Ufer hießen Olympos, von welchem der Kladeos herab und in den Alpheios fließt, und an dieser Einflußstelle standen der heilige Hain und der alte Altar des Zeus.

In langem, feierlichem Zuge begaben sich die Festgesandtschaften mit ihren Opfertieren, jede von ihren anwesenden Landsleuten begleitet, auf der heiligen Straße von der Stadt Elis her in den geweihten Bezirk. Sobald der Festzug die Brücke des Kladeos überschritten hatte, etwas oberhalb der Mündung dieses Flusses in den Alpheios, befand er sich vor der Altis, d. h. den von Platanen und Ölbäumen beschatteten heiligen Raum, und diese Altis war gegen beide Flüsse durch eine Mauer geschlossen. Ein wenig hinter dem Eingangsthor in den heiligen Raum stand zur Rechten der wilde Ölbaum, welcher die Siegeskränze trug, und welchen Herakles gepflanzt haben soll, als er die Laufbahn nach seinem Fuße abgemessen und den Tempelbezirk abgesteckt hatte. Weiter nach Osten, fast in der Mitte des heiligen Haines, erhob sich der Altar des Zeus, auf einem Unterbau von mehr als 60 Schritten im Umfang und mehr als 20 Fuß über dieser Basis. Auf dem Unterbau wurden die Opfertiere geschlachtet, welche die Festgesandtschaften herbeigeführt hatten, hoch oben auf dem Altare die Opferstücke verbrannt. Die Asche des Opferfeuers und der mit Weißpappelholz verbrannten Schenkel, Knochen und Fettstücke erhöhten den Altar von Jahr zu Jahr, von Fest zu Fest.

Zur Leitung der Wettkämpfe bestellten die Eleer einen Kampfrichter, den man Hellanodikas (Hellenenrichter) nannte. Bei ihm meldeten sich alle, die am Kampfe teilnehmen wollten, damit er sie prüfte, ob sie hellenischen Ursprungs, freigeboren und im Vollbesitz der Bürgerrechte seien. Dann führte er sie vor den Altar des Zeus Horkios zwischen der Altis und dem Olympos, wo sie in Gegenwart ihrer Landsleute schwören

mußten, daß sie im Wettkampf keinen unredlichen Kunstgriff anwenden und keinen Frevel bei demselben begehen wollten.

Nachdem die zahlreichen Opferstiere geschlachtet, die Fettstücke hoch über den Häuptern der Versammlung verbrannt, der Opferrauch verzogen und die Choräle verhallt waren, wurden die Kämpfer in die Laufbahn (Stadion) geführt, welche sich im Osten des heiligen Bezirks von den Vorhügeln des Olymp südwärts in der Richtung nach dem Alpheios herabzog. Schon waren die Höhen um das Stadion mit Zuschauern besetzt. Die Mehrzahl stand, wenn auch später Stufensitze in den Hügeln angebracht waren. Der Hellenenrichter redete die Wettläufer an: „Wenn ihr euch den Mühen unterzogen habt, wie es sich für die geziemt, welche Olympia betreten wollen, wenn ihr nichts Unbedachtes und Unedles gethan habt, so kommt mutig vertrauend, die aber von euch sich nicht also geübt haben, geht, wohin ihr wollt.“ Die Herolde führten die Wettläufer durch die Bahn, riefen deren Namen und den der Gemeinde aus, welcher sie angehörten, und fragten die Versammlung bei jedem Namen mit lauter Stimme, ob einer der Anwesenden diesen Wettkämpfer der unfreien Geburt, des bösen Leumundes, des Diebstahls oder irgendeiner Übelthat zeihen könne. Wurde eine Anklage erhoben, so hatte der Hellenenrichter sofort über die Zulassung des Angeschuldigten zu entscheiden. Er saß daher an der Zielsäule, d. h. am südlichen Ende des Stadions, auf einem erhöhten Sitze und von Stabträgern umgeben, welche die Ordnung aufrecht erhielten. Danach traten die zugelassenen Kämpfer an die silberne Urne, welche die Lose enthielt, nach welcher Reihenfolge die Kämpfer laufen sollten. Jeder betete, bevor er das Los zog. Die gleichen Buchstaben auf den Losen bestimmten die Gruppen der Kämpfer. Auf das Zeichen des Hellenenrichters riefen die Herolde: „Der Kampf beginnt! Stellt euch zur entgegenringenden Entscheidung! Des Sieges

Ziel wird Zeus verleihen!“ Dann gab die Trompete das Signal zum Ablauf. Die Kämpfer liefen in Abteilungen, die Sieger der einzelnen Abteilungen liefen dann wieder so oft miteinander, bis einer von ihnen alle Sieger besiegt hatte.

Mit der wachsenden Teilnahme an dem Opfer und Feste zu Olympia wuchs auch die Zahl der Wettkämpfe. Dem einfachen Wettlauf ward der Doppellauf und der Nacktlauf zugegeben, bei welchem man die Bahn achtmal durchlaufen mußte. Hierzu kamen bald noch Ringen, Springen, Diskuswerfen, Speerwerfen und Faustkampf. Zum Ringen wurden die Wettkämpfer durch das Los gepaart, und dann rangen wieder die Sieger miteinander. Mit vorgebeugtem Oberleibe standen die Ringer einander gegenüber, aufmerksam und begierig, den ersten Griff zu gewinnen. Sie hatten die Haut mit Öl eingerieben, und es war schwer, den Gegner fest zu fassen. War der Griff gelungen, so suchte der Gegner sich demselben zu entziehen. Das gegenseitige Entwinden des Nackens, der Arme, der Seiten zeigte die mannigfaltigsten und kräftigsten Stellungen und die straffste Anspannung der Muskeln. Hatte man den Gegner fest umfaßt, so kam es darauf an, ihn in die Höhe zu heben und zu Boden zu werfen, was nur der vollständigsten Überlegenheit gleich beim ersten Versuche gelang. Bei jeder Unregelmäßigkeit im Ringen, bei jedem unerlaubten Griff schritt der Hellenenrichter ein, indem er den Stabträger sandte und den Fehlenden geißeln ließ.

Im Jahre 680 nahm man auch das Wettrennen in vierspännigen Wagen auf, woran nur reiche Edelleute teilnahmen. Die Rennbahn für die Wagen lehnte sich an den südlichen Eingang in das Stadion, aber sie streckte sich von hier nach Osten hin in gleicher Richtung mit dem Ufer des Alpheios. Sie war vier Stadien (40 = 1 Meile) lang, nordwärts in den Hügel hineingearbeitet, im Süden dammartig aufgeschüttet, bildete

daher eine breite, völlig ebene Fläche. Man mußte sie zwölfmal durchfahren, d. h. eine deutsche Meile weit fahren in der stärksten Gangart der Pferde und unter den sich kreuzenden Gespannen, und nach der zwölften Umfahrt zuerst bei der Zielscheibe am Ostende der Bahn anlangen. Die Besitzer der Wagen wurden ebenso aufgerufen wie die übrigen Wettkämpfer, die Wagenstände am Westende unter die Wettfahrer verlost. Auf das Zeichen des Hellenenrichters wurden die Seile weggezogen, welche die Wagenstände von der Rennbahn schieden. Auf den Stoß der Trompeten erfolgte dann der Ablauf aus der rechten Hälfte der Bahn, und die Wagen hatten die Zielsäule links zu umfahren. Bald war die Bahn mit schnaubenden Rossen und rasselnden Wagen, mit Staubwolken erfüllt, die Peitschen der Lenker flogen vom Wagensitze, der Schaum der Rosse bedeckte Lenker und Räder. Hier kreuzten sich zwei Wagen und zerschellten aneinander, dort gingen die Rosse eines Tollkühnen durch und stürzten sich auf die anderen Gespanne. Die Trümmer zerbrochener Wagen, zügellos umherjagende Rosse bedeckten die Bahn. Dieser Wagen warf beim raschen Umwenden um die Zielsäule um und brach seine Axe, bei jenem fiel der Lenker vom Sitze, ward in den Zügeln verwickelt und von den Rossen durch die Bahn geschleift.

Etwa 32 Jahre nach dem Wettfahren kam das Wettreiten zu den Kampfspielen hinzu und dazu noch der Ring- und Faustkampf als gefährliches Spiel. Die Kämpfer umwickelten sich die Unterarme mit ledernen Riemen, welche mit metallenen Buckeln versehen waren, zur Verstärkung des Gewichts der Schläge und zum Parieren der Streiche. Oft mußte ein Faustkämpfer besinnungslos weggetragen werden. Blieb der Gegner auf dem Platze, so erhielt der Sieger keinen Kranz. Beim Ring-Faustkampf (Pankration) fehlten die Riemen um die Arme, und war der Gegner beim Ringen geworfen, so begann der

Faustkampf auf dem Boden. Man schlug und rang sich wälzend, bis einer auf dem andern liegend diesem so mächtig zusetzte, daß dieser sich durch Emporstrecken der Finger für besiegt erklärte. Noch später liefen auch Knaben im Stadion und rangen miteinander, führten sogar Faustkämpfe aus oder sangen Choräle.

Die Vermehrung der Kampfarten machte eine Verlängerung der Festzeit notwendig, die sich auf fünf Tage ausdehnte. Am vierten fanden Wettfahren und Wettreiten statt, wozu noch Fahrer mit Zweigespann, Hengsten, Stuten und Füllen kamen. Das Hauptspiel blieb aber der Wettlauf, und nach seinem Sieger benannte man das Festjahr. Trotz der Hitze des Juli folgten die Zuschauer mit lebhafter Teilnahme den Spielen, nahmen für den und jenen Kämpfer Partei, riefen ihm guten Rat zu, was erlaubt war, ermunterten durch Zuruf und jauchzenden Beifall. Sie hingen an jeder Bewegung der Kämpfer; eine unerwartete Wendung entriß ihnen Staunen, Bewunderung oder schmerzliche Teilnahme. Bei dem Wettfahren, dem glänzendsten und gefährlichsten Schauspiele, bei dessen wechselndem und raschem Verlauf steigerte sich die Teilnahme zur größten Aufregung, bis die Stimme des Herolds den Sieger verkündete. Die Kämpfe begannen nach Sonnenaufgang und zogen sich bis zu den Nachmittagsstunden hin. Dann traten die Sieger des Tages vor den Hellenenrichter. Auf einem Dreifuß lagen im Stadion die Kränze, welche ein besonders dazu erwählter Knabe mit goldenem Messer vom heiligen Ölbaum abgeschnitten hatte. Früher und später rang man im Wettspiel um kostbare Gefäße und Waffen. In Olympia war ein Ölkranz der Preis, welchen die Griechen für den schönsten Besitz hielten, den ein Sterblicher zu erreichen vermochte. Im Angesicht der ganzen Versammlung setzte der Hellenenrichter dem Sieger den Kranz auf das Haupt.

Von ihren Verwandten und Freunden, den Festgesandten ihrer Stadt und den Landsleuten begleitet, zogen die bekränzten Sieger zum Zeustempel auf weit sichtbarer Höhe, welche im Glanze der sinkenden Sonne strahlte, um dem Gotte wegen des errungenen Sieges Dankopfer zu bringen. Diese Höhe, Kronion genannt, war ein steil abfallender, mit Fichten bewachsener Hügel, mit welchem der Olymp bis in die Ebene und den Bezirk der Altis hineintrat. Jetzt ertönten aus den festlich geordneten Zügen der Landsleute, welche ihren Sieger triumphierend zum Altare führten, die Verse des Archilochos: „Heil dir im Siegesprangen, o Herrscher Herakles, Heil dir und dem Jolaos, die beiden Kriegslanzen! Heil dir im Siegesprangen, Herakles! Heil dir im Siegesprangen (Name des Siegers)!"

Am Abend feierten die Landsmannschaften ihre Sieger durch festliche Schmauserei unter den Zelten ihrer Priester. Alle Zelte und Meßbuden, welche außerhalb des heiligen Bezirks der Altis aufgeschlagen standen, waren voll fröhlicher Lust und jubelndem Gedränge. War dann am fünften Tage das Schlußopfer gebracht, so bewirteten die Eleer am Abend die Sieger in ihrem Prytaneion (Ratssaal) neben der Altis. Daheim erwarteten den Sieger neue Ehren. Jeder Staat meinte selbst in seinem Bürger gesiegt und den Preis davon getragen zu haben. Der Sieger wurde im festlichen Zuge eingeholt und unter Absingung eines eingeübten Siegesliedes in den Tempel des stadtschirmenden Gottes geführt. Dieser Gottheit brachte man ein Dankopfer für den Sieger dar, welchem ein Festmahl folgte, bis endlich die jubelnde Menge den Gefeierten in sein Haus geleitete. In den meisten Staaten erhielten die olympischen Spieler dauernde Auszeichnungen, saßen z. B. bei öffentlichen Festen auf der vordersten Bank, Sparta wies ihnen in der Schlachtreihe den besten Platz unmittelbar neben den

Königen an, in Athen speiste man ihn zeitlebens auf Staatskosten im Prytaneion.

„Die olympischen Spiele waren eine Versammlung des hellenischen Volkes, der heilige Bezirk der Altis die Hauptstadt von Hellas. Man trieb nicht nur Meßverkehr, hörte nicht nur alle Dialekte der griechischen Sprache, begrüßte alte Gastfreunde und schloß neue Verbindungen, sondern es traten hier die angesehensten Männer der Staaten in persönlichen Verkehr, sah das hellenische Volk mit Freude und Staunen, welche Menge von Stämmen und Städten ihm angehörte. Es bewunderte den Besitz und den Glanz seiner Pflanzstädte jenseits des Meeres, ihre stattlichen Rosse und ihre fremdländischen Sklaven sowie ihre reiche Habe. Daher stärkten diese Versammlungen nicht nur das Bewußtsein des gemeinsamen Dienstes der Götter, sondern auch das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft. Der Anblick dieser Männer aus allen Landschaften von Hellas, der Anblick dieser Wettkämpfer aus allen Gauen erweckte den Nationalstolz der Hellenen. Zu Olympia lernten sie mit Selbstgefühl auf ihr Vaterland und ihr Volk blicken und die Gnade der Götter preisen, die ihnen so vieles Land und so stattliche Männer verliehen hatten."

Welche Überlegenheit die Griechen durch solche Kampfspiele über andere Völker gewannen, ersieht man am deutlichsten in dem großartigen Kampfe gegen das gewaltige Perserheer. Bisher hatten die einzelnen winzigen Staaten untereinander manchen Strauß ausgefochten, aber ihre Kriegshaufen waren gering, denn stehende Heere gab es nicht, und in den Krieg zogen nur die freien Staatsbürger (Bauern, Handwerker und Landadel), im Notfalle hob man auch kräftige Sklaven als Landwehr aus. Die Perser dagegen waren ein wohl organisiertes und geübtes Kriegervolk, ihr zahlreicher Adel war wohlberitten und wohlbewaffnet, dazu besaß man Heergerät aller Art, hatte gute

Heerstraßen mit Magazinen. Dennoch unterlagen die gewaltigen Perserheere der Besonnenheit, der Umsicht und dem Patriotismus der Griechen. Die Perserkriege werden dadurch weltgeschichtlich, daß sie den Griechen die Herrschaft zur See und über die Küsten und Inseln Vorderasiens sichern und Alexanders Eroberungszug gegen Persien vorbereiten.

---

4. Beginn der Perserkriege mit der Schlacht bei Marathon.

(490 v. Chr.)

Als der Perserkönig Darius gegen die Skythen an der unteren Donau in dem heutigen Rumänien zog, zwang er unter anderen auch die Garnison einer kleinen athenischen Koloniestadt in der Nähe des Marmarameeres, wo Miltiades als Stadthauptmann kommandierte, zur Heeresfolge. Der Zug mißlang, trotzdem belohnte Darius den Führer der kleinasiatischen Jonier, die Stammverwandten Athens und anderer griechischen Staaten, für die treue Bewachung der Donaubrücke, deren Zerstörung Miltiades angeraten hatte, um den Perserkönig zu verderben. Später bereute Darius die Belohnung des Statthalters von Jonien, hielt ihn an seinem Hofe zurück, weshalb dieser seine Landsleute zur Empörung aufreizte, um sich von Persien unabhängig zu machen. Die Jonier unterlagen aber bald der ungeheuren Persermacht und wurden nun sehr hart bestraft. Es hatte ihnen aber Athen zehn Schiffe und Eretria auf der Insel Euböa zwei Schiffe zuhilfe gesandt, deshalb nahm sich Darius vor, diese Städte für diesen Vorwitz zu strafen. Zu diesem Entschlusse reizten ihn ganz besonders die aus Athen und Sparta vertriebenen Tyrannen (Allein=

herrscher), welche den Darius um die Wiedereinsetzung in ihre Herrscherwürde baten und dagegen versprachen, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Außerdem war der Perserkönig sehr eroberungslustig und wollte seine Niederlage an der Donau durch Eroberung der Balkanhalbinsel (Thracien, Macedonien, Thessalien und Hellas oder Griechenland) rächen.

Er sandte daher an alle griechischen Staaten Herolde, um sie zur Unterwerfung aufzufordern, indem er als Zeichen derselben Wasser und Erde verlangte. Alle Staaten folgten diesem Gebote, denn sie waren dem gewaltigen Perserreiche gegenüber winzig klein. Nur in Athen und Sparta ward das Volk so sehr über die Forderung des Perserkönigs aufgeregt, daß es nicht nur beschloß, seine Unabhängigkeit von dem Perserkönige mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, sondern in seinem Zorn sich auch an den Gesandten vergriff, obschon diese nach Völkerrecht unverletzlich sein sollen. Die Spartaner stürzten die Herolde in einen Brunnen, wo sie sich selbst Wasser und Erde holen sollten, die Athener dagegen warfen die Gesandten von einem Felsen herab, weil sie sich schwer gegen die Unabhängigkeit Athens vergangen hätten. Später bereute man in beiden Staaten die unüberlegte That und wollte den schwer beleidigten Perserkönig dadurch versöhnen, daß man ihm spartanische und atheniſche Bürger mit der Bitte zusandte, er möge an diesen Rache nehmen für die Ermordung seiner Gesandten. Darius ging aber auf diese Forderung nicht ein, hieß die Griechen vielmehr heimkehren und fuhr fort, seine Rüstungen zur Eroberung der Balkanhalbinsel zu vollenden.

Bald war dies auch geschehen und die Truppen versammelt. Nun zog Mardonius, des Königs Schwager, mit Heer und Flotte nach Macedonien und Thracien, wo er mehrere Land- und Seefestungen eroberte, mit persischer Besatzung versah und nun mit der Flotte weiter nach Süden segelte. Hier traf ihn

schweres Unglück. Denn als er die Halbinsel Athos, welche drei hohe, schroff abfallende Gebirgszüge als Vorgebirge weit ins Meer vorstreckt, umschiffen wollte, überfiel ihn ein heftiger Sturm und trieb die Perserflotte gegen die Felsen, an denen die meisten Schiffe scheiterten. Es ertranken dabei mehr als 20 000 Soldaten, und Mardonius hielt sich nun nicht für stark genug, um Thessalien und Griechenland anzugreifen. Er kehrte mit dem Reste seines Heeres heim, schrieb neue Rüstungen aus, brachte 200 000 Soldaten zusammen und forderte nun die Griechen zur Unterwerfung auf, was sie auch thaten, nur Athen und Sparta nicht, wie oben erzählt ist.

In Athen hatte damals der durch Ehrenhaftigkeit und Opferbereitwilligkeit berühmte Aristeides den meisten Einfluß, gegen welchen der jüngere geniale Themistokles aufzukommen suchte, daher kein Mittel verschmähte, sich beim Volke beliebt zu machen. Es kam aber aus den griechischen Kolonieen in Thracien der sehr reiche Miltiades nach Athen zurück, den man anfangs wegen seines großen Vermögens mißtrauisch aufnahm. Doch gewann er bald bedeutenden Einfluß, denn er war ein alter erfahrener Mann, welcher namentlich die Kriegsweise der Perser genau kannte, weil er an dem Zug gegen die Skythen an der Donau hatte teilnehmen müssen. Dieses Wissen hatte für die Athener damals großen Wert, denn sie begriffen recht wohl, daß die persischen Rüstungen vorzugsweise gegen Athen gerichtet waren, und schlossen daher mit Sparta ein Schutz- und Trutzbündnis. Nicht weit von dem Hafen Athens lag aber die Insel Ägina, welche sehr eifersüchtig auf Athen war und Lust hatte, sich an die Perser anzuschließen. Athen ersuchte daher die Spartaner, welche gewissermaßen Äginas Schutzherren waren, Ägina unschädlich zu machen. Sparta that dies, indem es von Ägina Geiseln verlangte und diese den Athenern zur Bewachung übergab.

Inzwischen hatten die Perser ihre Kriegsrüstungen vollendet, 600 Kriegsschiffe mit 100000 Mann Fußvolk und 10000 Reitern bemannt, ihnen ebenso viel Transportschiffe beigegeben und fuhren bereits quer über den Archipel, um die Inseln desselben zu erobern, verwüsteten namentlich Naxos und Delos und landeten dann an der Küste von Euböa, um die Stadt Eretria zu strafen, welcher Athen daher 4000 Schwerbewaffnete zuhilfe schickte. In dieser Stadt gab es aber eine persisch gesinnte Partei, daher konnte man sich auch über die Art der Verteidigung nicht einigen, und sahen die Verständigen das Nutzlose einer Verteidigung ein. Sie gaben den Athenern deshalb den Rat, ihr Leben für die Beschützung Athens zu sparen und dorthin zurückzukehren, was die Athener auch thaten. Trotzdem wehrten sich die Eretrier herzhaft gegen die Perser, schlugen sieben Tage lang alle Angriffe derselben ab, bis zwei Bürger die Stadt verrieten. Sie öffneten den Persern nachts ein Stadtthor, durch welches diese in die Stadt gelangten und alles umbrachten, was sie erreichen konnten. Nachdem sie die Stadt ausgeplündert hatten, verbrannten sie dieselbe und fuhren nun über die schmale Meerenge an die attische Küste hinüber, wo ihre Führer Datis und Artaphernes ein Lager aufschlugen, weil sie meinten, die Athener würden bei der Gegenwart der Perser und nach der Zerstörung Eretrias den Mut verlieren und sich ohne Widerstand unterwerfen. Es kam aber anders. Athen hatte seine Bürger bewaffnet und die Verteidigung des Vaterlandes dem Aristeides, Themistokles und Miltiades anvertraut und rechnete auf den versprochenen Beistand Spartas.

Als nun am 1. September die Nachricht von der Landung des großen persischen Heeres an der Küste von Marathon nach Athen kam, hielt man sofort Kriegsrat, sandte einen Schnellläufer nach Sparta, um Hilfe zu erbitten, rüstete 10000 Schwerbewaffnete (Bürger und Bauern) aus und stellte an deren

Spitze zehn Oberste. Der Bote legte den 29 Meilen langen Weg nach Sparta in zwei Tagen zurück, wo man auch Hilfe versprach, aber nach religiösem Brauch dieselbe erst nach Neumond senden könnte. In Athen beriet man, welche Verteidigungsart die beste sei. Wollte man sich in der Stadt zur Gegenwehr setzen, so konnte diese bald ausgehungert werden, wollte man den Engpaß Brilessos besetzen, so konnte man bei der Menge der Feinde leicht umgangen werden; daher schlug Miltiades vor, dem Feinde entgegen zu ziehen und ihn in offener Feldschlacht zu bekämpfen. Bei der Abstimmung fielen vier Stimmen für, ebenso viel gegen den Vorschlag aus, so daß nun die Stimme des Vorsitzenden entscheiden mußte. Diesen nahm Miltiades auf die Seite und sprach zu ihm: „Bei dir liegt es, Athen in Knechtschaft zu bringen oder frei zu erhalten und dir ein Denkmal für alle Zeiten zu stiften. Wenn wir nicht schlagen, werden die Gemüter der Athener zwiespältig, schlagen wir sogleich, so sind die Athener mutig, und die Götter werden uns beistehn. Von dir hängt alles ab. Trittst du meiner Meinung bei, so wird unsere Vaterstadt frei und die erste in Griechenland, stimmst du mit den andern, so überlieferst du uns dem Hippias.“ Kallimachos entschied für Miltiades, und der Abmarsch ward angeordnet.

Nach sechs bis sieben Stunden hatte man die Höhen des Pentelikon überstiegen und sah das endlose Lager der Perser und ihre zahlreichen Schiffe am Strande. Ein Halbkreis von Bergen umschließt die zwei Stunden lange und 4000 Schritt breite wagerechte Ebene am Meere. Um sich gegen die Reiterei zu schützen, nahmen die Athener in dem heiligen Haine des Herakles auf einer Anhöhe vor Marathon Stellung; der Vorteil der Bewaffnung stand auffeiten der Athener. Obschon die Perser ein erobernes Volk waren, trugen sie doch nur Schilde aus Flechtwerk, hatten weder Helm noch Panzer und führten

außer dem wenig gebrauchten Säbel den Bogen als Hauptwaffe. Denn sie pflegten den Feind durch einen Pfeilregen zu erschüttern und dann mit der Reiterei anzugreifen. Daher standen sie in tiefen Vierecken, nur auf ein Gefecht aus der Ferne eingerichtet. Die Athener, arbeitsame Bürger, verfuhren beim Angriff bedächtig und überlegsam, waren an Ordnunghalten und Gymnastik gewöhnt, wichen nicht aus der Reihe, ließen den Nebenmann nicht im Stich, durften den Schild nicht wegwerfen, und mit schwerem Schild zu fliehen war unmöglich. Sie trugen eherne Helme, Erzschilde, Schienen am untern Schenkel und eine lange Stoßlanze, waren nur auf den Nahekampf von Mann gegen Mann eingeübt. Durch feste Ordnung, übereinstimmende Bewegung führte die ganze Linie den geregelten Stoß aus und stellte sich daher in vier bis sechs Gliedern auf, so daß der Druck der Hintermänner auf das vordere Glied einwirkte. Ein Herold leitete die Richtung des Angriffs, bei dem es nur einen einfachen Vormarsch gab.

Der Oberbefehl wechselte mit jedem Tage unter den zehn Obersten, doch am Schlachttage überließ man ihn auf des Aristeides Rat dem erfahrenen Miltiades. Nachdem sein Heer einen Tag gerastet hatte, stellte er es in Schlachtordnung auf, damit der Feind dasselbe thun müsse und zeige, wo er seine Reiterei verwenden werde. Siehe, da kamen 1000 Platäer, um den Athenern beizustehen, von denen sie mit Jubel aufgenommen wurden. Am 12. September 490 kam es zur Schlacht der 11000 Griechen mit wenigstens 100000 Persern. Da man damals keine Reserven benutzte, so mußte man fürchten, von den Persern überflügelt zu werden, namentlich auf der rechten unbeschildeten Seite. Um dieser Gefahr zu begegnen, verstärkte Miltiades die Flügel, wo man fünf bis sechs Schilde hoch stand, schwächte dagegen die Mitte, die nur zwei bis drei Schilde hoch war und von Aristeides und Themistokles geführt

wurde. Die griechische Front, 2500 Schilde, dehnte sich also 4000 bis 5000 Schritt weit aus. Auf dem äußersten rechten Flügel, dem Ehrenposten, stand der Polemarch (Kriegsminister) Kallimachos mit dem Stamme Ajas, auf dem äußersten linken die Platäer unter Arimnestos. Um sich dem Pfeilregen der Perser bald zu entziehen, wollte man nicht im Marsche, sondern im Sturmlaufe anrücken, und die gymnastischen Übungen hatten dafür gesorgt, daß man dabei nicht aus Reihe und Glied kam. Nach einer Anrede des Miltiades begann der Vormarsch. Der Schlachtgesang ertönte, die Trompeten schmetterten, die Schilde wurden aufgenommen, und vorwärts ging es.

Die Perser hatten am Strande acht Tage gerastet und standen 1500 bis 2000 Schritt von dem Lager in Schlachtordnung, in der Mitte Saken und Perser, auf den Flügeln Meder und die anderen Truppen. Als die Griechen nun den Hügel herab liefen, um den 2400 Schritt breiten Raum bis zu den Persern zu durcheilen, meinten die Perser, jene wären wahnsinnig geworden und erwarteten, in Vierecken aufgestellt, die mit langen Lanzen bewaffneten Griechen, die mit lautem Schlachtruf auf sie eindrangen. Sie überschütteten dieselben mit einem Pfeilregen und hielten wacker stand, so daß das Gefecht zum Stehen kam. Heiß und lange ward gerungen, endlich das Zentrum der Griechen durchbrochen, die schlecht bewaffneten Sklaven weit ins Land hinein verfolgt. Dagegen siegten die beiden athenischen Flügel, warfen den Feind in die Flucht, schwenkten dann gegen die Mitte, faßten die siegreichen Perser von zwei Seiten und trieben auch sie in die Flucht. Die Griechen eilten nun nach dem feindlichen Lager, trieben die Perser in die Sümpfe am Meeresufer und auf die Schiffe, die von den Persern eiligst ins Meer gezogen wurden. Man kämpfte nun um die Schiffe, welche die Athener fest zu halten suchten. Bei dieser Gelegenheit ward dem Kynogeiros die Hand

mit einem Beile abgehauen, als er einen ergriffenen Schiffsschnabel nicht loslassen wollte. Man gewann nur sieben Schiffe, dagegen das ganze Lager mit allem Gepäck, Vorräten und Pferden. Es waren 6400 Perser gefallen, dagegen nur 192 Athener, von denen etwa fünfmal soviel verwundet wurden. Unter den Gefallenen befand sich auch Kallimachos.

Die persische Flotte entwischte, und zu ihrer Verwunderung sahen die Athener, daß sie um das Vorgebirge Sunion segelte, um das wehrlose Athen anzugreifen. Da ließ Miltiades 2000 Athener auf dem Schlachtfelde zur Bewachung der Beute zurück und eilte mit 9000 Mann im Laufe nach Athen, wo er früher ankam als die Perser, welche nun keine Landung versuchten, sondern heim segelten. Nach Gewinnung der Schlacht war ein Schwerbewaffneter in einem Laufe nach Athen geeilt, hatte den Sieg verkündet und war dann tot niedergestürzt. Hippias starb unterwegs in Lemnos aus Schmerz über sein fehlgeschlagenes Unternehmen.

Am Tage nach der Schlacht langten 2000 Spartaner an, welche in drei Tagen einen Marsch von 29 Meilen zurückgelegt hatten, besahen sich das Schlachtfeld, lobten die Athener und kehrten heim. Sie hatten einen Geschwindmarsch vollführt, daher jeder mehrere Knechte zum Tragen des Gepäcks, des Mundvorrats und der Waffen bei sich hatte. Miltiades hatte für jeden erschlagenen Feind eine Ziege zu opfern gelobt, konnte aber so viel nicht auftreiben, mußte sich mit 500 begnügen, was fortan alle Jahre geschehen sollte. Auch dem Helfer Pan widmete man einen Tempel, jährliche Opfer und einen Fackellauf. Selbst Theseus soll erschienen sein und geholfen haben. Ein stattlicher Grabhügel ehrte die toten Athener und Platäer, die Leichen der Perser warf man in Gruben, dagegen erhielten die gefallenen Sklaven ein ehrenvolles Grab. Dichter feierten in Preisgedichten die Gefallenen, auf deren Siegesdenkmal man

schrieb: „Vorkämpfer der Hellenen haben die Athener zu Marathon die Macht der goldtragenden Meder in den Staub gestreckt.“ Miltiades erhielt zwei Denkmale in Prytaneion neben Harmodios und Aristogeiton. Aus der Beute goß man seine eherne Statue und schenkte sie nach Delphi. Ein Zehntel der Beute erhielten die Götter, und aus dem Anteile der Athener fertigte Phidias die 60 Fuß hohe eherne Statue der Vorkämpferin Athene für die Burg. Andere zwölf Statuen sandte man als Weihgeschenke nach Delphi und erbaute der Artemis in Athen einen Tempel. Die getreuen Platäer erklärte man für Angehörige des athenischen Volkes, und am Verbrüderungsfeste der Panathenäen schloß der Herold auch die Platäer in das Gebet ein.

---

5. Der Kampf um die Thermopylen.

(480 v. Chr.)

Ein Jahr nach dem Siege bei Marathon ward Miltiades beschuldigt, er habe sich bei dem Zuge gegen Paros bestechen lassen. An einer in Brand geratenen Wunde krank liegend, ließ er sich nach dem Gericht tragen, konnte aber nicht reden. Daher ward er zu hoher Geldstrafe verurteilt, starb aber sehr bald, ehe er gezahlt hatte. Nun gewann der ehrgeizige Themistokles den meisten Einfluß, welcher die Vermehrung der Flotte bis auf 200 Schiffe betrieb. Ihm trat Aristeides entgegen, weil die Besatzung der Schiffe 8000 Schwerbewaffnete verlangte und Athen nur gerade soviel besaß, also ohne Landheer blieb, wenn man die Flotte bemannte. Athen war damals ein Staat von Landwirten oder Bauern, welche meistenteils die

Miliz stellten, die sich nicht zum Seedienst eignete. Dennoch setzte Themistokles seinen Antrag durch, die Überschüsse der Silberbergwerke in Sunion zu verwenden, um jährlich 20 Kriegsschiffe zu bauen. Aristeides widersprach und wurde deshalb verbannt. Nun fügte Themistokles zu dem Hafen Phaleron die beiden geräumigen Kriegshäfen Peiraieus und Munychia, wo er Werften und Arsenale errichtete, diese Häfen befestigte und von ihnen aus eine Doppelmauer von 1½ Meilen Länge aus gewaltigen Werkstücken erbaute, die man ohne Mörtel mit Eisenklammern verband, um auch zu Kriegszeiten einen sichern Weg vom Hafen zur Stadt zu besitzen. Von 100 zu 100 Fuß stand auf der Mauer ein Turm, und den Kriegshafen sperrte man mit Ketten und Tauen, brachte die Kriegsschiffe unter Schuppendächer u. s. w. Jede der 48 Genossenschaften Athens hatte ein Kriegsschiff zu erbauen, auszurüsten und zu bemannen. Der vierte Stand der Athener mußte als Matrosen Seedienste leisten und erhielt dafür Sold. Auch hob man aus ihm Bogenschützen als Seesoldaten aus.

Themistokles sah neue Kämpfe mit Persien voraus, denn Darius rüstete im ganzen Reiche, um für Marathon Rache zu nehmen, hatte aber inzwischen mit den empörten Ägyptern zu kämpfen und starb, ehe seine Rüstungen gegen Griechenland vollendet waren. Sein Sohn Xerxes, aufgehetzt von vertriebenen Tyrannen aus Sparta und Athen, nahm des Vaters Plan, Griechenland zu unterjochen, wieder auf und sammelte in Kleinasien ein ungeheures Heer aus seinem weiten Reiche, weil er Griechenland zu Lande und Wasser angreifen wollte. Deshalb ließ er den niedrigen Hals der Halbinsel des Athos durchstechen, damit seine Flotte das gefährliche Vorgebirge nicht zu umsegeln brauchte. Der Kanal ging 7000 Fuß lang durch sandige Rücken mit unbedeutenden Hügeln, sollte 80 Fuß breites Fahrwasser, am Aus- und Eingange befestigte Dämme haben. Dann wur-

den noch zwei Schiffbrücken hergestellt, wozu man 700 Blockschiffe, Taue, Anker, Winden, Pfähle und Balkenwerk brauchte, was die einzelnen Völker liefern mußten. Endlich legte der König in Sardes ungeheure Vorräte an, um sie von da an die beiden Ufer des Hellespontos zu schaffen und im gebirgigen Griechenland sein Heer zu ernähren.

Zwei Jahre dauerten diese Rüstungen, darunter der Bau von zwei Brücken über die Dardanellen, die eine von 340 Schiffen sollte das Heer, eine zweite von 360 Schiffen den Troß über die 5000 Fuß schmale Meerenge bringen. Da lagen denn Schiff an Schiff, an den Seiten mit Gerüsten versehen und an beiden Enden verankert. Über diese Brücke waren dicht nebeneinander Taue gespannt und mit Baumstämmen belegt und diese wieder mit Tauen überspannt. Auf ihnen ruhte der Balkenbelag der Brücken, mit Erde beschüttet und auf beiden Seiten mit Brustwehren versehen. Dazu hatte jede Brücke unter dem Tauwerk drei Durchlässe. Doch siehe, ein heftiger Sturm brach los und riß die Brücke auseinander. Xerxes ließ den Baumeister enthaupten, dem Meere 300 Geißelhiebe geben, 2 Ketten in dasselbe versenken und eine neue Brücke mit stärkeren Tauen bauen.

Nun sandte Xerxes an alle Kantone Griechenlands, außer Athen und Sparta, Herolde, welche Wasser und Erde als Zeichen der Unterwerfung verlangten, opferte auf den Höhen von Ilion 1000 Rinder und übersah von einer Plattform aus weißen Steinen am Meeresufer Heer und Flotte. Jenes hatte einen Rasttag, während die Flotte ein Schlachtmanöver ausführte. Am nächsten Morgen warfen die Magier Wohlgerüche ins Feuer und bestreuten die Brücke mit Myrthenzweigen, wogegen der König um Sieg betete, eine goldene Opferschale, einen goldenen Becher und ein persisches Schwert ins Meer warf. Zuerst gingen die 10000 Mann Garde (die Unsterblichen) mit

bekränzten Tiaren (spitzen Mützen) über die Brücke, dann folgte ein Teil des Heeres. Auf jedem Boote standen zwei Reihen von Peitschenträgern, die auf Ordnung im Fortschreiten des Zuges hielten. Am zweiten Tage ging der König mit der Leibgarde von 4000 Mann, den heiligen Rossen und Mithrawagen, Prinzen und Tischgenossen über die Brücke und betrachtete vom jenseitigen Ufer das bunte Menschengewimmel und die unabsehbare Menge der Schiffe.

Der Übergang über den Hellespont dauerte sieben Tage, dann zog man nach Doriskos, wo Heer und Flotte organisiert wurden. Man mußte zunächst die Zahl der Streiter kennen, um danach die Versorgung mit Lebensmitteln zu berechnen. Um diese Zählung rasch zu vollbringen, steckte man mittels Pfähle und Leinen einen viereckigen Raum ab, welcher 10 000 Menschen faßte, da sich der Raum 170 mal füllte, zählte das Heer 1 700 000 Menschen. Andere geben größere Zahlen an. Man teilte das Heer in 80 Divisionen oder 800 Bataillone zu je 1000 Mann und 8 Reiterdivisionen zu je 10 000 Pferden. Außerdem gab es Streitwagen in Menge und Dromedarreiter, wozu noch die europäischen Kontingente kamen und 400 000 Diener. Auch die Kommandostellen wurden verteilt, das Heer in drei Hauptmassen gebracht. Die 1337 Linienschiffe (darunter 427 hellenische) trugen 250 000 Mann Besatzung und bildeten Divisionen zu je 300 Schiffen, und die Transportschiffe (3000 Dreißigruderer, darunter 850 Pferdeschiffe) hatte eine Mannschaft von 150 000 Mann.

Hierauf hielt Xerxes Musterung, indem er im Streitwagen die endlose Reihe des Fußvolkes entlang fuhr. Da standen Inder in weißem Baumwollgewande mit großem Bogen und Rohrpfeilen, schwarze Inder, die Stirnhaut eines Pferdes mit Mähne und aufrechtstehenden Ohren auf dem Kopfe, einen Schild von Kranichhaut in der Linken, neben ihnen Gandharer und

Baktrer mit indischem Bogen und kurzem Wurfspieße. Nun folgten die Saken vom Oxus mit hoher Mütze, Bogen, Dolch und Streitaxt, Meder und Perser in Hosen und Ärmelrock, leichtem Holzschild, kurzem Säbel und Tiara, daneben die Sogdianer, Parther, Chorasmier, Hyrkanier, Arier und Drangianer in buntem Mantel und hohen Stiefeln und die Arachoten in Ziegenpelzen. Die Kaspier trugen hölzerne Helme, Säbel, Speer und Rindhautschild, Assyrer und Babylonier ehernen Helm und ehernen Schild, Lanze, Streitkolben und Linnenpanzer. Libyer führten Wurfspieße mit im Feuer gehärteter Spitze, die Äthiopen trugen Panther- und Löwenfelle, die syrischen Araber weites Gewand und Doppelbogen, die Kleinasiaten Halbstiefeln, geflochtenen Helm, kleinen Schild, kurze Stoßlanze und Wurfspieß, die Bithynier Stiefeln von Hirschleder und eine Mütze aus Fuchspelz, die Araber in Feuer gehärtete Wurfspieße, die Lyder hellenische Rüstung. Die Reiter endlich führten kurzes Schwert und Lasso, andere vollständige Rüstung. Die Flotte war von acht Völkern gestellt, die besten Schiffe sandte Sidon.

Hierauf brach man auf. Der König fuhr zwischen dem Leibregiment zu Fuß und dem zu Pferde, welche goldne Granaten an den Lanzen trugen und den Mithrawagen mit 10 Schimmeln begleiteten. Ihm folgten des Königs Streit- und Gepäckwagen und zwei Garderegimenter. Bald ward die Verpflegung schlecht, denn die kleinen Gebirgsdörfer konnten das Erforderliche nicht beschaffen, und Löwen belästigten den Troß. Endlich kam man bis zum Olympos und den Paß von Tempe, der sich zwischen dem Berge und Meere 1 Meile lang und 13 bis 20 Fuß breit im Peneiosthale hinzieht. Man umging ihn im Norden, wo man Wege zurecht machte.

Als die Perser nahten, unterwarfen sich alle kleinern griechischen Staaten, nur Athen und Sparta nicht, doch letzteres that weiter nichts, so sehr auch Athen drängte, ihm zuhilfe zu

kommen. Man hielt auf dem Isthmos von Korinth einen Kongreß und forderte alle Griechen zur Teilnahme am Kampfe auf, selbst Kreta, Kerkyra, Syrakus und Akragas, aber alle lehnten ab, nur Thespiä und Platää gelobten Beistand. Mutlosigkeit ergriff ganz Griechenland. Sparta wollte nur den Isthmos verteidigen, Athen den Engpaß der Thermopylen halten, da der thessalische Adel Hilfe versprach, aber bei der Zaghaftigkeit der Griechen nicht Wort hielt. Sparta blieb unthätig, und das Delphische Orakel verkündete wiederholt Unheil. Endlich meinte es, Athen werde hinter hölzernen Mauern sicher sein. Solche hatte die Burg noch, zu deren Verteidigung sich einige Hundert entschlossen, während Themistokles meinte, die hölzernen Mauern wären die Schiffe, man müsse also die Stadt verlassen, auf die Flotte gehn und Weiber und Kinder nach Inseln oder dem Peloponnes schaffen. Noch immer that Sparta nichts, obschon sich ihm Athen unterordnete und man etwa 260 Kriegsschiffe beisammen hatte.

Endlich entschloß sich Sparta, 300 Mann und 1000 Ackerbürger abzusenden, um die Thermopylen zu verteidigen. Andre Staaten mußten Zuzug leisten, so daß man 7200 Hopliten (Schwerbewaffnete) nach den Thermopylen sandte. Da dieser Paß auf der einen Seite teils Gebirge, auf der andern Sumpfufer und Meer hat, so sollte die Flotte diese Wasserseite decken, die der unkundige Spartaner Eurybiades befehligte, unter welchem Themistokles stand. Den Engpaß besetzte König Leonidas von Sparta. Bald segelte die persische Flotte heran, vor deren Überzahl die Griechen zurückwichen, um in der 2000 Schritt breiten Meerenge von Chalkis sich aufzustellen, die persische Flotte lag ihnen gegenüber in acht Reihen weit ins Meer hinaus vor Anker. Da brach ein Nordoststurm aus, tobte drei Tage, schleuderte die Schiffe gegeneinander oder gegen Klippen, daß über 400 Schiffe zugrunde gingen, wogegen die Griechen durch die

Berge der Insel geschützt waren und nun die Perser angriffen. Eurybiades wollte zuerst fliehen, wodurch er Euböa preis gegeben hätte, doch diese Stadt bestach den Themistokles mit 30 Talenten (60000 Thaler), der davon 5 an Eurybiades, 3 an die Korinther und 1 an einen dritten Admiral gab. Nun wagte man den Kampf, aber nur gegen Abend, um sich im Dunkeln zurückzuziehn. Am ersten Abend nahmen die Griechen 30 Schiffe, am zweiten noch mehr, und am dritten Abend kam es unter Sturm zu einem heftigen, unentschiedenen Kampfe. Da kam die Nachricht, Leonidas sei gefallen, und sofort beschloß man den Rückzug. Themistokles war der letzte im Zug in der Meerenge zwischen Euböa und Attika und forderte durch Inschrift an den Uferfelsen die Jonier zum Übertritt auf.

Inzwischen war das persische Heer vor den Thermopylen angelangt und lagerte im weiten Thale des Spercheios. Hier tritt ein Gebirgszug steil bis ans Meer. Über den mit Wein, Öl- und Lorbeerbäumen bedeckten Hügeln am Fuße des Öta erheben sich stattliche Eichenwälder mit klaren Quellen, und über den Wäldern zeigt sich eine durch wenige Schluchten unterbrochene Reihe von Klippen, steigt die höchste Felsenspitze in schroffen Linien unmittelbar aus dem Thale 7000 Fuß empor. Näher dem Meere zu sind die Felswände weniger schroff, hier stand auf einer Anhöhe Trachis und darüber das Felshaupt des Kallidromos, nicht weit davon Anthela, in dessen Demetertempel im Herbst die Amphiktyonen tagten. Hinter Anthela tritt das Gebirge so nahe ans Meer, daß nur ein Wagen Platz hat. Weiterhin weichen die Gebirge wieder etwas zurück und lassen eine kleine, sanft ansteigende Fläche frei. Eine halbe Stunde weiter an den heißen Schwefelbädern rückt das Gebirge wieder dicht ans Meer und bildet ein zweites Thor hinter einem kleinen Hügel. Dann erweitert sich die Ebene, und man sieht in der

Ferne das lokrische Alpenoi. Das Meer bildet am ganzen Passe einen unergründlichen Morast, in welchen jeder versinkt, der vom Wege abkommt.

Leonidas lagerte bei Alpenoi, wo sich eine Quermauer mit einer Pforte hinter den heißen Quellen befand. Da der Paß von Trachis auf einem Fußpfade über das Gebirge konnte umgangen werden, so erboten sich die Phokier, ihn zu verteidigen, denn eine nicht zu schwierige Schlucht läuft auf jeder Seite des Berges hinab. Leonidas schickte 1000 Hopliten zur Bewachung dieses Passes aufs Gebirge. Als die Griechen im Engpasse die Menge der Feinde sahen, wurden sie mutlos, nur die Lokrer, Phokier und Leonidas nicht, und dies ermutigte auch die andern. Xerxes hatte durch Reiter die Gegend bereits auskundschaftet und erfahren, daß ein paar hundert Männer im Passe standen, miteinander rangen, Wettlauf hielten und das Heer ordneten, was ihm die Griechen seiner Umgebung dahin deuteten, daß sich jene zum Kampfe bereit machten. Vier Tage wartete Xerxes auf seine Flotte, am fünften ließ er ohne dieselbe angreifen. Die Meder rückten vor. Doch im engen Raum siegten die langen Lanzen der Griechen über die Wurfspieße und Schwerter der Perser. Die Meder wurden nun von Kissiern abgelöst, die aber auch nichts ausrichteten, weil auch Leonidas frische Truppen sandte. Den 10000 Unsterblichen, der Garde, erging es nicht besser, denn ihnen traten die Spartaner entgegen, stürzten in 20—30 Mann tiefer Kolonne vor, trieben den Feind zurück und gingen dann wieder hinter ihre Mauer; folgte ihnen der Feind, so machten sie kehrt und warfen ihn in die Sümpfe. Auch ein Angriff der Garde in Kolonne ward siegreich abgewiesen. Die Garde wich, und Xerxes sprang vor Zorn dreimal von seinem Sitze auf, denn er hatte bereits 6000 Mann, die Griechen 1000 Mann verloren und viele Verwundete. Am andern Tage erging es den Persern nicht besser.

Da meldete ein Malier dem Könige, er kenne einen Weg über das Gebirge, welcher in den Rücken der spartanischen Mannschaft führte. Diesen werde er zeigen, wenn man ihn belohne. Dies geschah, und nun befahl der König dem Hydarnes, nachts mit 10 000 Unsterblichen den Paß zu ersteigen, während andre Truppen um 10 Uhr die Griechen in der Front angreifen sollten. Der Morgen war windstill, als die Perser die Schlucht emporstiegen. Da hörten die Phokier Rascheln der abgefallenen Blätter und Fußtritte, bewaffneten sich schnell, wurden aber heftig beschossen, stiegen das Gebirge höher hinauf und gaben den Paß frei, den die Perser nun eiligst bergab benutzten. Da meldeten am frühen Morgen Boten dem Leonidas, daß Feinde im Rücken erschienen. Damit war der Untergang der Griechen unabwendbar. Er ließ die Hilfstruppen eiligst den Rückzug antreten und hielt mit 300 Spartanern aus, zu denen sich auch die Thespier gesellten. Um den Genossen Bahn zum Abzuge zu verschaffen, warf sich Leonidas auf die Garde. Die Lanzen der sterbensbereiten 1200 Griechen räumten furchtbar auf, wobei zwei Brüder des Xerxes fielen. Den Griechen zerbrachen endlich die Lanzen, weshalb sie zum Schwerte griffen. Da fiel Leonidas, und um seine Leiche entspann sich ein mörderischer Kampf, ehe sie gerettet ward. Viermal trieb man den Feind zurück, worauf man sich am zweiten Thore gegen die Perser wendete. Alle Lanzen waren zerbrochen, die Schwerter verbogen und zerbrochen, man kämpfte mit Fäusten und Zähnen, bis das persische Hauptheer die Mauer überstieg, die Griechen todmüde sich unter dem Felsen am zweiten Thore niedersetzten und niederstechen ließen. Dieser Durchzug kostete dem Perserkönige 20 000 Mann, den Hellenen 4000 Mann, darunter 1000 Hopliten und 1000 Heloten. Die Thebaner im Griechenheere legten die Waffen nieder und baten um Gnade, da sie nur gezwungen am Kampfe teilnahmen. Doch die Hälfte

ward niedergemacht, ehe sie sich verständlich machen konnte, und den Übrigen ließ Xerxes das Brandmal königlicher Sklaven mit glühendem Eisen einbrennen. Sie wurden nachhause geschickt, um den Zorn und die Macht des Königs zu verkünden.

6. Die Schlacht bei Salamis.

(480 v. Chr.)

In der Nacht nach dem letzten Gefechte in den Thermopylen ging die griechische Flotte nach Salamis und Phaleron zurück. Der Schrecken in Athen war groß und nahm zu, als man erfuhr, daß die Peloponnesier nicht nach Böotien marschiert waren, sondern am Isthmos standen. Da stellte Themistokles in Athen den Antrag, die Stadt zu verlassen, alle streitbare Mannschaft auf die Schiffe zu senden und Weiber und Kinder im Peloponnes in Sicherheit zu bringen. Dies geschah. Der Staat und Reiche unterstützten die Armen, damit sie Unterhalt im Auslande hatten. Der Adel hing die Zäume seiner Streitrosse im Tempel auf und ging auf die Schiffe. Die Kriegsflotte half in zwei bis drei Tagen die 400 000 Flüchtlinge aus Attika nach Salamis, wo sie in Klüften und Höhlen wohnten, und nach Trözen überzusetzen, wo sie gute Aufnahme fanden, die Kinder Obst und Früchte von den Bäumen brechen durften. Inzwischen hielt der bedenkliche Xerxes Kriegsrat, denn ihn beängstigten die großen Verluste, die er bereits erlitten hatte. Nach vielem Hin- und Herstreiten beschloß man, daß Heer und Flotte gemeinsam wirken sollten, und zog durch die kleinen Kantone nach Athen. Beiläufig sollte auch Delphi gestraft werden, aber die Anwohner verteidigten ihr Heiligtum

so tapfer, daß die Perser nach schwerem Verluste weichen mußten. Nur 60 Mann schützten den Apollotempel, dieses Nationalheiligtum, als die Perser in schmalen, steilen Schluchten emporstiegen und nun mit Steinen und Felsblöcken überschüttet wurden. Dazu brach noch ein heftiger Gewittersturm los; die Perser mußten weichen und wurden heftig verfolgt. Dieser Unfall beunruhigte den Perserkönig, dem in dem Berg- und Felsenlande unheimlich zu werden anfing.

Inzwischen kamen die Perser bis vor Athen. Alles war öde und verlassen, die Thore standen offen, die Straßen lagen einsam und lautlos da, nur auf der Burg sah man Verteidigungsanstalten, weshalb Xerxes zu stürmen befahl. Eine dreifache Mauer mit je drei Eingängen sperrte den Zugang, der mit Balkenwerk und Palissaden verrammelt war. Oben lagen Haufen Steine und Felsblöcke zum Herunterwerfen auf die Angreifer. Steil fällt der Fels nach allen Seiten ab, ist nur im Westen zugänglich. Die Perser schossen mit Brandpfeilen die Thore in Brand, stürmten dann wiederholt, wurden aber stets zurückgeschlagen. Endlich erstiegen die Perser eine unbewachte Seite des Burgfelsens, worauf sich viele Verteidiger von der Mauer stürzten, andere in den Tempel der Athene flüchteten, wo sie im Kampfe fielen, und die Burg angezündet ward. Dann wurde die Stadt geplündert, angezündet und niedergerissen, und ebenso verfuhr man in der Umgegend. Diese Rachethat meldete Xerxes nach Susa, und Hippias brachte auf den Trümmern der Burg ein Opfer, da er sein Fürstentum nun besitzen konnte.

Noch immer arbeiteten die Peloponnesier an der Befestigung des eine Meile breiten Isthmos von Korinth, wo Kleombrotos mit einem ansehnlichen Heere stand. Um diese Stellung zu behaupten, mußte man sie durch die Flotte decken, doch hatten die Griechen dazu keinen Mut, weil sie 400 gegen 1300 Schiffe

führen sollten. Man konnte zu keinem Entschluß kommen, zog die Schiffe aufs Ufer von Salamis, beriet eifrig, faßte Beschlüsse und verwarf sie in der nächsten Beratung wieder. Als man nun die Flammen des brennenden Athens sah, wollte man sofort Salamis verlassen und sich nach dem Isthmos retten, so eifrig auch Themistokles dagegen sprach und die Vorteile der Enge von Salamis nachwies. Da ließ sich Themistokles in der Nacht nach dem Schiffe des Admirals rudern, setzte ihm die Gefahr auseinander, wenn man Athen im Stiche lasse oder Athen sich vom Bunde trenne, weshalb Eurybiades eine nochmalige Sitzung für den nächsten Tag ausschrieb. Hierüber waren die anderen Strategen sehr erbittert, weil man noch einmal über eine beschlossene Sache verhandeln solle. Es kam zu heftigem Wortwechsel. Themistokles entwickelte noch einmal seine schlagenden Gründe, doch man widersprach ihm, worauf er drohte, die Athener würden sich trennen und sich im Westen eine neue Heimat suchen. Das half, und man beschloß, bei Salamis den Angriff abzuwarten. Die Strategen brachten Bittopfer, riefen die Heroen der Insel um Beistand an u. s. w., als aber die Perserflotte heransegelte und ihre unabsehbare Reihe von 4 Meilen Ausdehnung zeigte, fiel allen der Mut. Man beriet von neuem und beschloß den Rückzug trotz des heftigen Widerspruchs der Athener, Ägineten und Megarer. Beschuldigungen und Vorwürfe flogen herüber und hinüber, denn die Angst war zu groß; da trat ein unerwartetes Ereignis ein. Themistokles sandte heimlich einen Boten an Xerxes mit der Meldung, daß die Griechen fliehen wollten, daher möge er sie jetzt angreifen, wo er sie alle beieinander habe und nicht erst aufsuchen müsse, die Perser würden kaum Widerstand finden. Xerxes hielt einen Kriegsrat, weil er trotz seiner Siege in bedenklicher Lage sich befinde, doch seine Admirale redeten ihm Mut ein, versicherten die Gewißheit des Sieges, und nur

Artemisia, Königin von Halikarnaß, warnte und schlug vor, den Feind durch Abschneiden der Zufuhr und Hungersnot zu bezwingen. Sie ward aber überstimmt, die Schiffe in Schlachtordnung gebracht, am Ufer ein Turm erbaut, von dem aus Xerxes der Schlacht zusah, wogegen das Landheer von Megara her den Isthmos bedrohen sollte.

Die phönizische Flotte mußte sich bei Eleusis gegen Salamis aufstellen als rechter Flügel und den linken der Griechen im Halbkreise umfassen; neben den Phöniziern nahmen die kleinasiatischen und ägyptischen Schiffe an Attikas Küste Stellung, und die Jonier und andere Völker standen als linker Flügel vor dem Peiraieus und reichten im Halbkreise bis Salamis, wo das Felseneiland Psyttaleia von persischer Garde besetzt ward, um beschädigten Schiffen beizustehen und feindliche Wracks zu nehmen. Denselben Dienst sollte das Landheer der übrigen Flotte leisten, weshalb es sich an der Küste aufstellte. Geräuschlos führte die Flotte während der Nacht ihre Bewegungen aus und stand am Morgen von Eleusis bis zum Peiraieus in Schlachtordnung, die Hellenen in großem Halbbogen umfassend. Die Schiffe, welche keinen Platz fanden, bildeten das zweite Treffen und sollten das erste unterstützen.

Während die Perser sich zur Schlacht vorbereiteten, haderten die Führer der Griechen noch immer. Bereits war es Mitternacht. Da meldete man, es wolle jemand den Themistokles sprechen. Er ging hinaus und fand den Aristeides, welcher meldete, die Griechenflotte sei eingeschlossen und könne nicht mehr fliehen. Mit Mühe habe er sich mit seinem Boote durchgeschlichen. „Du bringst gute Botschaft", sagte Themistokles, „du hast mit deinen Augen gesehen, was ich wünsche: die Hellenen sind nun gezwungen zu fechten. Komm mit herein und sage, was du gesehen hast!" Dies geschah, doch man wollte dem Aristeides nicht glauben. Da kam aber ein Schiffs=

kapitän, welcher seinen Dreiruderer eben zu den Griechen übergeführt hatte, und meldete dasselbe. Nun erst riefen mit grauendem Morgen die Schiffskapitäne ihre Mannschaften am Strande zusammen, meldeten den bevorstehenden Kampf, ermahnten zu Mut und Gottvertrauen, denn Tapferkeit sei besser als Feigheit. Man nahm 1½ Meile lang Stellung an der Ostküste von Salamis, stellte die Spartaner auf den rechten Flügel, auf den linken die Athener, in die Mitte die Korinther, Ägineten und Megarer. Demnach standen 375 hellenische Schiffe mit 70000 Mann gegen 750 persische und 150000 Streiter. Jedes persische Schiff hatte 30 auserlesene Seesoldaten, die Griechen nur je 14 Hopliten und 4 Bogenschützen. Das Meer war hier so eng, daß die Perser von ihrer Übermacht keinen Gebrauch machen konnten, nur Schiff gegen Schiff stellen mußten und sich durch ihre Menge am Manövrieren hinderten. Nur die Flügel der Griechen waren in Gefahr, erdrückt zu werden.

Die Hellenen sangen das Schlachtlied (Päan), daß die Felsen wiederhallten, dann gaben die Trompeten das Zeichen zum Angriff, voran zog der rechte Flügel, und die Mannschaften riefen einander zu: „Vorwärts, ihr Söhne der Hellenen, rettet das Vaterland!“ Wie aber die Perser ihr wildes Kriegsgeschrei erhoben und vorwärts ruderten, erschraken die Griechen und wichen zurück, am weitesten die Korinther. Da ließ der Athener Ameinias seine Triere kräftig vorwärts rudern und bohrte den Schiffsschnabel in den Bug seines phönizischen Gegners, daß beide Schiffe nicht voneinander loskommen konnten. Nun griffen auch die anderen athenischen und äginetischen Schiffe an, rannten auf der ganzen Linie, Spitze neben Spitze, in die feindlichen Schiffsplanken, wurde die Schlacht allgemein, die alsdann lange bange Stunden währte. Jonier und Samier fochten mit großem Mut gegen ihre Landsleute, und nur mit

Mühe hielten sich die Ägineten. Die Athener zogen gegen die Phönizier, deren Haken Themistokles endlich durchbrach, den Sund sperrte, worauf Phönizier und Kyprier ihre Schiffe auf den Strand laufen ließen oder hinter das Zentrum flohen, welches die Athener nun in der Flanke angriffen, ein Schiff nach dem andern nahmen oder leck machten; und da die Feinde zu fliehen anfingen, zerbrachen sie bei der Enge gegenseitig sich die Ruder oder bohrten sich gegenseitig die Schiffsschnäbel ein. Nun rückten die Ägineten vor und fingen die vor den Athenern weichenden Schiffe auf, doch Jonier und Karer hielten noch wacker stand. Da griff Themistokles das feindliche Admiralschiff an. Obschon man die Athener mit Pfeilen und Wurfspießen überschüttete, rannte doch Ameinias seinen Schiffsschnabel in das feindliche Schiff ein und suchte es zu entern. Da sprang dessen Admiral, des Xerxes Bruder, in das athenische Schiff, ward aber erstochen und ins Meer geworfen. Nach kurzem Kampfe sank sein leck gemachtes Schiff. Artemisia rettete die Leiche. Als die Ägineten ein samothrazisches Schiff in den Grund bohrten, sprangen die Samothraker auf das äginetische Schiff, eroberten es und retteten sich dadurch. Endlich flohen auch Jonier und Karer. Artemisia, die im Gedränge zwischen Schiffen und Wracken nicht vorwärts konnte und verfolgt ward, rannte ein befreundetes Schiff nieder, ward deshalb als Freundin nicht verfolgt und entkam. Jetzt wurden auch die Perser auf der Insel Psyttaleia angegriffen und nach verzweifeltem Widerstande allesamt niedergehauen, seit man eine Schlucht zum Anstieg auf die Insel gefunden hatte.

Die Schlacht dauerte vom Morgen bis Abend, und die Athener hatten den Sieg entschieden. Den Hellenen waren 40, den Persern über 200 Schiffe gesunken, viele erobert, so daß die Schlacht den Persern 50 000 Menschen kostete. Die Griechen rüsteten sich frohen Mutes zu neuer Schlacht am

nächsten Tage, doch die 400 persischen Schiffe flohen vor den 300 griechischen. Xerxes ließ einen feigen phönizischen Kapitän hinrichten, worauf die andern ihn heimlich verließen. Dennoch beabsichtigte Xerxes, mittels einer Schiffbrücke Salamis zu nehmen, aber er traute seinen entmutigten Kriegern nicht und hatte Angst, seine Brücke über den Hellespont könne zerstört werden. Der Kriegsrat beschloß die Heimkehr des Königs, wogegen Mardonius mit 260 000 Mann in Griechenland stehen bleiben und noch 60 000 Mann Verstärkung erhalten sollte. Flotte und Heer gingen also zurück, und Themistokles meldete heimlich, um den König zur Eile anzuspornen, die Griechen wollten die Brücke über den Hellespont zerstören. Mardonius nahm in Thessalien Winterquartiere, wogegen der König und der Rest des Heeres weiter zogen. Bald traten Mangel an Lebensmitteln ein, brachen Ruhr und Seuchen aus, weil Gras und Blätter den erschöpften Soldaten als Nahrung in dem ausgesogenen, an sich armen Lande dienen mußten. Um das Übel zu vermehren, brach das Eis des Strymon, als das Heer darüber zog, wobei viele umkamen. Endlich nach 45 Tagen erreichte man Sestos, aber die Schiffbrücke war von Stürmen zerstört, so daß die Flotte die Trümmer des Heeres nach Asien brachte, wo sie bessere Verpflegung fanden. Der König eilte nach Sardes, Artabazus dagegen mit 60 000 Mann kehrte nach Thessalien zurück. In Sardes ordnete Xerxes neue Rüstungen von Schiffen und Heeren an, die 500 000 Mann zählten, um im nächsten Jahre sich wegen der erlittenen Niederlage zu rächen.

Die siegreiche Griechenflotte machte sich nun zur Verfolgung der Feinde auf, aber Themistokles konnte die anderen Befehlshaber nicht bewegen, nach dem Hellespont zu fahren, um den Persern den Übergang nach Asien zu verlegen. Man verstand es nicht, den Sieg auszubeuten und beschloß endlich, die Insel

Andros zu strafen, weil sie zu den Persern gehalten hatte. Man belagerte die Stadt Andros, die sich aber wacker verteidigte und nicht genommen werden konnte, so daß der Sieg bei Salamis keine anderen Folgen hatte als den Rückzug der persischen Flotte.

Inzwischen verteilte man in Salamis die Beute. Der delphische Gott erhielt eine 18 Fuß hohe eherne Statue, welche einen Hellenen darstellte, der einen Schiffsschnabel in der Hand hielt. Die Athener widmeten die Beute von drei Schiffen dem Poseidon, der Athene und dem Heroen Ajas. Die Ägineten schenkten dem delphischen Apollo einen ehernen Mast und drei goldene Sterne, und der Athener, welcher das erste feindliche Schiff genommen hatte, widmete dessen Flagge dem Apollo in Athen. Über den Preis der Anführer konnte man sich nicht einigen. Das meiste hatten die Athener gethan, doch der Spartaner verlangte den Vorzug. Man stimmte heimlich ab. Die meisten Kapitäne erkannten sich den ersten, dem Themistokles den zweiten Preis zu. Um zu Ende zu kommen, bestimmte man den Ägineten den ersten Preis, obschon sie nur 30 Schiffe gestellt, dagegen 50 zuhause behalten hatten. Krios von Ägina erhielt den ersten, Eumenes von Athen den zweiten, Ameinias von Athen den dritten Preis. Diese ungerechte Preisverteilung aus kleinlicher Eifersüchtelei trübt die Freude über die Heldenthat Griechenlands.

7. Die Schlacht bei Platää.

(479 v. Chr.)

Als man den Krieg gegen Persien fortsetzte, erhielt Themistokles kein Kommando, wohl aber Aristeides, Xanthippos u. a.,

denn man beschuldigte den Themistokles des Geldunterschleifs und der Bestechlichkeit. Traurig sah es im verwüsteten Attika aus. Die Ortschaften waren verwüstet, Athen ein Schutthaufen ohne Mauern und Tempel. Man richtete sich notdürftig ein und begann den Aufbau der Stadtmauern, fand in der Burg manche Trophäen und rauchgeschwärzte Götterbilder wieder, und der Ölbaum der Athene, der bis auf den Stumpf niedergebrannt war, trieb einen neuen Sproß. Da die Küstenstädte am Marmarameer sich von Persien lossagten, mußte Mardonius gegen sie ziehen, eroberte Olynth und ließ die ganze Bevölkerung niederhauen. Etwa 1½ Meile davon lag Potidäa auf dem Halse einer Halbinsel, den eine Mauer sperrte. Die Perser belagerten die Stadt und fanden darin Verräter, welche Stadt und Halbinsel ausliefern wollten. Die Briefe, welche Perser und Verräter wechselten, legte man in die Kerbe eines Pfeiles, den man nach einem bestimmten Orte abschoß. Da traf einst der Pfeil des Persers aus Versehen einen auf der Mauer stehenden Potidäer in die Schulter. Man leistete ihm Hilfe, fand dabei den Brief und strafte die Verräter. Schon lagen die Perser drei Monate vor der Stadt, da trieb eines Tages ein heftiger Landwind das Meer weit vom Strande zurück. Dies benutzten die Perser, eilten nach dieser Seite der Stadt, wurden aber vom zurückkehrenden Meere überrascht, ertranken oder wurden von den Städtern erschlagen, die auf Böten herbeieilten. Weil alle Unternehmungen mißlangen, mußten die Perser endlich abziehen.

Inzwischen suchte Mardonius durch Unterhandlungen Argos und Athen auf seine Seite zu bringen, um die Griechen durch Mißtrauen untereinander zu entzweien. Doch die Athener kamen dem zuvor, denn sie hörten die Anträge der Perser nur in Gegenwart spartanischer Gesandten an und wiesen sie dann kurzweg ab. Trotzdem rührten sich die Spartaner nicht, ihre

Truppen vorrücken zu lassen, bauten vielmehr nur die Mauer über den Isthmos aus und riefen alsdann ihre Krieger heim. Vergebens mahnte Athen durch wiederholte Gesandtschaften an die pflichtschuldige Bundeshilfe, die man in Sparta versprach, aber stets einen Vorwand fand, sie zurückzubehalten. Dies war der schändlichste Verrat, denn Athen hatte, im Vertrauen auf Spartas Hilfe, seine Truppen nach verschiedenen Orten auswärts gesandt und nur 8000 Schwerbewaffnete und 800 Bogenschützen zur Hand, die doch den 350 000 Mann des Mardonius sich nicht entgegenstellen konnten. Monate vergingen, doch Sparta rührte sich nicht. Da drohten die Athener, mit den Persern Frieden zu machen, worauf dann die Spartaner zusehen könnten, wie sie sich zu retten vermöchten. Jetzt schlug sich Cheileos von Tegea ins Mittel, stellte den Spartanern ihre Thorheit vor und mahnte zur Eile, da man der eigenen Rettung wegen Athen nicht dürfe fallen lassen. Das half endlich, denn Sparta sandte sofort 5000 Mann ab. Doch auch Mardonius hatte Hilfe bekommen — 40 000 Perser von den 60 000, die ihm zugedacht waren. Er zog nun, verstärkt durch Macedonier und Thessalier, Malier und Lokrer gegen Athen, welches noch auf Antwort aus Sparta wartete. Die Athener verließen zum zweitenmale ihre Stadt, in welcher nun Mardonius sein Hauptquartier errichtete und Frieden anbot, unter Androhung der Verwüstung des Landes. Von den 500 Ratsherren der Athener sprach nur einer für Frieden und Unterwerfung, die übrigen wiesen jeden Friedensantrag zurück, und die heimatlosen Athener waren so erzürnt über den feigen Ratsherrn, daß sie ihn zu Tode steinigten, die Weiber ebenso gegen seine Frau und Kinder verfuhren. Da ließ Mardonius Athen anbrennen und ganz zerstören. Weil es ihm aber an Unterhalt für sein Heer fehlte, so zog er nach Böotien zurück, wo sich seine Magazine befanden.

Auf einem Hügelrücken südlich von Theben nahm Mardonius mit 300 000 Mann Kerntruppen Stellung, wo sich noch 50 000 Griechen einfanden. Die Ebene eignete sich zum Reiter- und Massengefecht, war noch durch Schanzen, Wälle von Balken, hölzerne Thore und Palissaden befestigt. Hier stand sein golddurchwirktes Zelt, die seiner Offiziere befanden sich nebst deren Dienerschaft, Feldgerät, Harems und Magazinen im befestigten Theben. Noch immer zögerten indessen die Spartaner unter dem bedenklichen Pausanias wochenlang. Endlich sandte man 10 000 Spartaner und 40 000 Heloten (Diener oder Schleuderer), und als ihr ganzes Bundesheer beisammen war, zählte es nur 27 000 Schwergerüstete und 3000 Hilfstruppen; das der Athener unter Aristeides 8 000 Mann und 800 Bogenschützen, wozu Plataä und Thespiä noch 600 Schwerbewaffnete und 1800 wohlausgerüstete Streiter schickten. Am Abhange des Kithäron nahm Pausanias Stellung zwischen Schluchten und Höhlen als Schutz gegen die Reiterei. Einen ernsten Kampf wagte er nicht zu unternehmen, obschon ihn die persische Reiterei unter Masistius fortwährend belästigte, heransprengte, einen Hagel von Pfeilen absandte und die Griechen wegen ihrer Feigheit verhöhnte. Heftig wurden einst die 3000 Megarer angegriffen, denen trotz der Bitten Pausanias keine Hilfe sandte, wohl aber eilten 300 Athener herbei, deren Bogenschützen den Masistius erkannten, als er auf einem Schimmelhengst mit goldenem Zügel, den purpurnen Rock über dem goldenen Schuppenpanzer gehängt, mit einem Geschwader heransprengte. Da traf der Pfeil eines Schützen des Persers Pferd in die Weichen, worauf es sich vor Schmerz bäumte und den Reiter abwarf. Die Hopliten eilten mit gefällter Lanze zu dem Gefallenen, dessen Reiter stutzten und umkehrten, wogegen ein Athener das Roß ergriff, andere mit der Lanze auf den General stießen, den aber sein Panzer schützte, bis ihn ein

Stoß durchs Auge tötete. Nun erst stürzte die gesamte persische Reiterei gegen das Häuflein der Athener und umschwärmte sie wie eine Wolke, doch diese hielten sich, bis Hilfe kam und die Reiter davonsprengten. Auf einem Wagen führte man die Leiche durch die Stellung der Griechen. Jeder lief aus dem Gliede, um sie zu sehen, und das Klagegeschrei der Perser zeigte, daß ein vornehmer Mann gefallen sei.

Da es in der Umgegend wenig Quellen gab, zog Pausanias ab und stellte sich vor den Ruinen Platääs auf, wo er den Athenern den gefährlichsten Posten zuwies. Man machte Front nach Osten. Ihnen gegenüber nahm Mardonius mit den dichten Kolonnen seines Heeres Stellung, da es an Platz fehlte, und gab der Reiterei im Rücken der Front ihren Platz. Trotzdem griff keine Partei an, denn das Orakel empfahl Verteidigung. Acht Tage stand man sich gegenüber, bis endlich Mardonius beschloß, am nächsten Tage anzugreifen. Ein persischer Reiter meldete dies in der Nacht dem griechischen Vorposten, worüber Pausanias gewaltig erschrak, den Athenern die Stellung gegenüber den Persern zuwies, und als Mardonius sich doch den Spartanern gegenüber aufstellte, in große Angst geriet. Persische Reiterei umschwärmte das griechische Heer, welches Mardonius offen zur Schlacht herausforderte; die Griechen waren durch das Hin- und Herziehen entmutigt, die Lebensmittel knapp, Wasser fehlte ganz. Da beschloß Pausanias in der Nacht abzumarschieren, um der Schlacht auszuweichen, sich näher an Platää heranzuziehen und seine Stellung durch zwei Bäche zu decken. Das Zentrum entwischte wirklich des Nachts und warf sich dann todmüde auf die Erde, um zu rasten, obschon man das Ziel noch nicht erreicht hatte.

Das Heer sollte folgen, dem widersprachen die Offiziere, da es den Spartanern nicht gezieme, fortwährend vor dem Feinde zu fliehen. Der Streit wurde heftiger und dauerte bis

in die Nacht hinein. Da legte ein spartanischer Offizier dem Pausanias einen großen Feldstein vor die Füße mit den Worten: „Mit diesem Stimmstein stimme ich dafür, nicht zu fliehen!“ worauf Pausanias ausrief: „Du bist rasend!“ Auch die Athener wollten nicht abziehn, als sie aber durch Boten erfuhren, daß das Heer abmarschiere, folgten sie auch, obschon sie der elende Pausanias bei seiner Eile den Angriffen der Perser preisgab.

Am 26. September stand das Heer in drei Teile zerrissen da bei Platää. Der rechte Flügel stand ½ Meile ostwärts vom Demetertempel, die Mitte an der Mauer vor dem Heratempel, und die Athener waren noch auf dem Marsche nach ihrer Stellung, als Pausanias ihre Hilfe gegen die persische Reiterei verlangte. Wie die Athener kehrt machten, rückten große Massen griechischer Hilfsvölker der Perser heran, begleitet von zahlreicher griechischer Reiterei. Doch als die Perser angreifen wollten, fanden sie den Gegner nicht mehr und suchten ihn daher durch Reiterei auf. Da die Griechen nach des Mardonius Ansicht auf der Flucht waren, ließ er sie sofort durch Fußvolk angreifen. Der linke Flügel zog voran, und zwar im Lauf, um den Feind nicht entfliehen zu lassen, und Mardonius sprengte mit dem Regiment Leibgarde voran und griff die Spartaner an, denen die Athener zuhilfe eilten. Der Tempel und heilige Hain deckten den Spartanern den Rücken, und aus den Bäumen hervor warfen die Schleuderer ihre Steine, den linken Flügel deckte ein Bach, den rechten eine Straße.

Allmählich sammelte sich die gesamte persische Reiterei, Mardonius an der Spitze, und nun mußten die ermüdeten, hungrigen Spartaner doch gegen die Perser kämpfen. Das persische Fußvolk stieß die kurzen Wurfspieße durch die Handhaben der Schilde und schuf sich dadurch eine hölzerne Mauer, während es die Spartaner mit einem Pfeilregen überschüttete.

Um diesem zu entgehen, liess Pausanias die Schwerbewaffneten sich niedersetzen und betete verzweifelt, weil unglückliche Opferzeichen Unheil verkündeten. Da wurden es die Tegeaten müde, sich wehrlos beschiessen zu lassen, stürmten mit vorgestreckten Lanzen vor, die Spartaner folgten, warfen die Brustwehr der Schilde um, und nun entstand ein hitziges Handgemenge. Die Perser wollten die langen Speere der Spartaner ergreifen, deren Linie trennen, indem sich je zehn und mehr auf dieselbe warfen, doch die Spartaner arbeiteten fuchtig, die Perser wichen, und die ganze Linie der Spartaner rückte vor, auf den Flanken von den dichten Scharen der Heloten gedeckt.

Da befahl Mardonius, die Reiterei solle angreifen, obschon das Terrain für sie ungünstig war. Die Reiter richteten ein grosses Blutbad unter den Heloten auf den Flanken an, konnten aber das Vorrücken der Spartaner nicht hindern, und das persische Fussvolk wich. Jetzt griff Mardonius mit Gardereiterei den rechten Flügel der Spartaner an, doch dieser hielt wacker stand. Wie nun Mardonius auf dem Schimmel den Seinen voransprengte, warf ihn ein Steinwurf tot vom Rosse. Dennoch kämpfte die Garde weiter, aber erfolglos, und nun warfen sich die Spartaner auf das persische Fussvolk, trieben es in die Flucht, in welche auch die Krieger hineingerissen wurden, die noch gar nicht gekämpft hatten. Nur Artabazus, der zurück stand, führte sein Corps geordnet ab. Pausanias verfolgte nun seinen Sieg, doch die Reiterei hemmte ihn fortwährend. Endlich flohen die Perser in ihr Lager, welches Pausanias sofort angriff, aber nichts ausrichten konnte.

Die Griechen im Zentrum erfuhren erst spät, dass die Spartaner siegten, eilten deshalb ohne Ordnung vorwärts und wurden von feindlicher Reiterei niedergeritten und zersprengt. Dagegen wandten sich die Athener gegen die Griechen, die in persischem Dienste standen, besonders gegen die Böoter. Es

kam zu einem ergrimmten Kampfe. Endlich wichen die Böoter und flohen nach Theben, die Athener aber wandten sich gegen das persische Lager, erstürmten die Schanzen und metzelten nieder, was sie erreichen konnten, denn man wollte mit Gefangenen sich nicht belasten. Es sollen 100000 Perser gefallen sein, Griechen nur 900 und 9000 Heloten.

Man begrub die Toten feierlich, brachte Dankopfer und verteilte dann die reiche Beute: gold- und silberdurchwirkte Zelte, kostbare Polster, Ruhebetten mit goldenen Füßen, bunte Teppiche, goldene Schüsseln und Trinkgefäße, purpurne Gewänder, goldene Schuppenpanzer, goldene Halsketten, Säbel und Armringe, Massen von Kamelen und Lasttieren, Weibern, Bäckern und Köchen. Die Beute ward an die Götter und Sieger verteilt. Die Athener nahmen den Säbel und Sessel des Mardonius sowie den goldenen Panzer des Masistius und bewahrten sie im Erechtheion auf der Akropolis auf. Dann zog man gegen Theben, um es für den Landesverrat zu strafen. Man belagerte die Stadt zwanzig Tage, worauf die Perserfreunde ausgeliefert und hingerichtet wurden. Die Platäer bauten mit ihrem Beuteanteil den Athenetempel wieder auf, welchen Phidias mit einer Kolossalstatue schmückte. Den Zehnten der Gesamtbeute erhielten Zeus zu Olympia, Poseidon auf dem Isthmos und Apollon zu Delphi. Anaxagoras von Ägina verfertigte die zehn Ellen hohe eherne Statue des olympischen Zeus, die Bildsäule des Poseidon war sieben Ellen hoch, und der goldene Dreifuß des Apollo trug eine eherne Schlange von 16 Fuß Höhe mit drei Köpfen, deren Rachen aufgesperrt war. Auf diesen Köpfen ruht der Dreifuß, und eine Inschrift von zollhohen Buchstaben auf den Windungen der Schlange nannte die Namen der Staaten, welche siegreich für Freiheit und Vaterland bei Platää fochten.

8. Die Schlacht bei Mykale.

(479 v. Chr.)

Nach den Siegesschlachten bei Salamis und Platää sank den Persern so sehr der Mut, daß sie Land- und Seeschlachten zu vermeiden suchten, obschon sie an Heer und Flotte den Griechen um das Dreifache überlegen waren. Die Griechen besaßen nach der Schlacht bei Salamis nur 110 Schiffe, die Perser über 300, doch Leotychides, der Spartanerkönig, zeigte verwegenen Mut, wogegen die Perser sich furchtsam verkrochen, anstatt mit ihrer Flotte die Inseln zu schützen. Da erschienen auf der griechischen Flotte Gesandte der Samier und baten um Schutz, welchen Leotychides versprach und mit den Samiern ein Bündnis schloß. Die Jonier erwarteten von ihren europäischen Stammgenossen Befreiung, weshalb die Perser allerlei Vorkehrungen trafen, um einen etwaigen Aufstand niederzuschlagen. Auch traute Mardontes, der persische Statthalter, den Phöniziern nicht und zog sich nach Mykale an der Küste Kleinasiens zurück, als die Griechen vor Samos erschienen, schickte die Phönizier heim und stellte die Flotte unter den Schutz des Landheeres, d. h. ließ die Schiffe beim Lager in Mykale ans Land ziehn, mit einem Verhau umgeben und den Zugang durch eine Reihe von Sturmpfählen erschweren. Diese Verschanzung umgab Schiffe und Lager und hatte als Schutz noch eine höhere Stellung hinter sich. Sein Heer zählte etwa 100 000 Mann.

Leotychides hatte allerdings nur 3500 Schwerbewaffnete, dagegen verwegenen Mut, weshalb er beschloß, im Angesicht des Feindes zu landen und das Lager anzugreifen. Dies geschah am Siegestage von Platää, welcher wunderbarerweise auf der Flotte bekannt wurde und die Griechen bis zur Toll-

kühnheit begeisterte. Die Griechen warfen Landungsbrücken aus und gingen aufs Land, ohne Widerstand zu finden. Schon war es Mittag, da ordnete der Spartaner sein Häuflein zum Angriff. Weil tiefe Schluchten das Vorrücken des rechten Flügels hinderten, mußte dieser einen Umweg machen, wogegen Zentrum und linker Flügel unverzagt zum Sturm vorrückten, rasch durch den Pfeilregen kamen, hartnäckigen Widerstand fanden und sich ermunterten, zu siegen, ehe die Spartaner anlangten. Die Brustwehr wurde niedergebrochen, die Perser wichen in die Verschanzungen zurück, wo mit ihnen auch schon die Griechen eindrangen, die entwaffneten Samier ihnen beistanden, die Generale der Perser fielen, ihre Truppen der zinspflichtigen Völker flohen und nun die Perser stand hielten, bis Leotychides herankam und sie in der Flanke angriff. Als die Perser nach den Höhen zurückwichen, traten ihnen die dort aufgestellten Milesier entgegen. Nur die Trümmer des persischen Heeres entkamen, weil man sie nicht verfolgte, doch Lager und Flotte wurden geplündert und dann verbrannt. Trotz dieses Sieges konnte man sich nicht entschließen, die kleinasiatischen Griechen vom Perserjoche zu befreien, wie es die Athener wünschten, sondern nahm nur die griechischen Inseln auf, die sich am Kampfe beteiligt hatten. Leotychides kehrte heim, doch der Athener Xanthippos setzte den Krieg fort, um den Persern die Städte am Hellespont zu entreißen und ihnen dadurch die Wiederkehr unmöglich zu machen. Denn der Chersonesos war eine alte attische Besitzung, die man wieder haben wollte.

Sestos war der stärkste Platz des Chersonesos, der Brückenkopf für Asien und das Perserreich, weshalb der Kommandant der Feste hier alle persischen Truppen sammelte, aber nicht Zeit hatte, Stadt und Feste ausreichend zu verproviantieren. Daher konnte Xanthippos die Feste nur einschließen, und der erschreckte

Mardonius wagte es trotz seines zahlreichen Heeres nicht, die Stadt zu entsetzen, sondern umging dieselbe auf weiteren Umwegen, um von Byzanz (Konstantinopel) aus nach Asien überzusetzen, nachdem er viele Mannschaft durch Hunger und Angriffe der Thraker verloren hatte. Trotzdem wehrte sich Sestos herzhaft, und wenn auch die griechischen Bürgersoldaten im Herbst Heimkehr verlangten, widersetzte sich doch Xanthippos, weil in der Stadt bereits Hungersnot herrschte. Da entfloh in der Nacht der Befehlshaber der Feste mit seinen Offizieren, die sich von der Mauer, an wenig bewachter Stelle, herabließen, worauf am Morgen die Sestier den Athenern die Thore öffneten, die Athener einzogen, andere Haufen die Flüchtlinge verfolgten, einholten und einfingen. Der habgierige Kommandant, welcher viel Tempelraub, Mädchenschändung u. dgl. begangen hatte und sich von der Strafe loskaufen wollte, ward ans Kreuz geschlagen, nachdem vor seinen Augen sein Sohn zu Tode gesteinigt war.

Mit diesen herrlichen Siegen endigten die Perserkriege, und es währte nicht lange, so unternahmen Griechen, besonders Spartaner, Eroberungskriege in Kleinasien, würden dieses auch erobert haben, wenn es den Persern in solcher Notlage nicht gelungen wäre, durch Geldspenden in Griechenland Krieg zwischen Sparta und den anderen Staaten anzuzetteln, die von Sparta hart behandelt wurden, bis die Thebaner Epameinondas und Pelopidas Sparta demütigten, Thessalien und Macedonien von Theben abhängig machten.

Die Perserkriege steigerten das stolze Selbstvertrauen der Griechen zu ihrem Mut und zu ihrer Unwiderstehlichkeit in der Schlacht, aber stimmten dieselben auch dankbar gegen ihre hilfreichen Götter. Sie errichteten denselben Tempel und Statuen von solcher Schönheit, daß sie heute noch für unerreichte Meisterwerke gelten, namentlich die Propyläen in Athen und der

Zeus zu Olympia verdienen beschrieben und gekannt zu werden als welthistorische Kunstwerke.

9. Die Propyläen und das Parthenon zu Athen.

(Nach Lübke und Schnaase.)

Die Propyläen, d. h. der Auf- und Eingang zu dem schroff aufsteigenden Burgfelsen der Akropolis, wo die Tempel der National- und Stadtgottheiten Athens standen, wurden durch Mnesikles zu einem Kunstwerk von unerreichter Schönheit gemacht und als solches zu allen Zeiten bewundert. Die Akropolis hatte hohe, starke Mauern und nur einen Zugang, der ziemlich steil war, und den die große Prozession am Nationalfesttage der Pallas Athene ersteigen mußte. Von der Stadt aus gesehen, gaben die Festzüge nach der Burg ein großartiges malerisches Bild, welches der Baumeister durch Anlage des Treppenaufganges und Burgthores verschönerte.

Das Gebäude der Propyläen bestand aus vier verschiedenen, miteinander verbundenen Teilen: aus dem nach der Stadt zu gewendeten Hauptthore, aus dem entgegengesetzten, etwas höher gelegenen Thore, welches nach dem Innern der Burg gerichtet war, und den dazwischen liegenden zwei kleineren Flügelgebäuden. Stieg man von der Stadt herauf zur Akropolis, so gelangte man auf einer breiten Treppe zu einem flachen, viereckigen Raume, dessen gegenüberstehende Seite durch das Hauptthor begrenzt war, welches eine sechssäulige, durch einen Giebel gekrönte Halle bildete. Neben demselben, im rechten Winkel, also die beiden andern Seiten eines Vierecks bezeichnend, lagen die beiden Flügelgebäude in der Form kleiner Tempel, die bloß am Eingange

zwischen den Seitenwänden eine Halle von drei kleineren Bauten hatten. Das eine dieser beiden Gebäude war der Tempel der Nike, und zwar der ungeflügelten (nike apteros), welche die Burg der Athene nicht wieder verlassen sollte. Das andre enthielt die Gemälde des berühmten Malers Polygnotos und diente wohl als Versammlungs- oder Ruheort. Diese Hallen bereiteten durch ihre geringere Höhe auf die größere des Thores vor.

Von dieser Plattform gelangte man auf drei Stufen in das Innere der Propyläen. Von den fünf Durchgängen zwischen den sechs Säulen der Front war der mittlere bedeutend weiter, jedenfalls um Raum zur Durchführung der Wagen zu schaffen, die bei den Festen von den oben gelegenen Tempeln zur Stadt gezogen wurden. Dieser Eingang führte in eine bedeckte Halle von bedeutender Tiefe. Der erste und längere Teil derselben wurde von zwei Reihen schlanker Säulen getragen, so daß auf jeder Seite des mittleren Durchganges drei Säulen hintereinander standen. Hierdurch wurde dieser Teil des Gebäudes in drei Schiffe oder Gänge geteilt, von denen die beiden äußeren eine etwas größere Breite als der mittlere hatten. Diese Säulen waren nicht dorischen Stils wie die andern, sondern ionischen, d. h. schlanker und mit einem Untersatz oder Fuß versehen. Auf ihnen ruhten mächtige, lange Mamorbalken, in der Längenrichtung des Gebäudes, in welche kleinere Querbalken über jedem der drei Schiffe eingriffen, zwischen denen das oberste Deckenwerk mit kasettenartiger Verzierung (vertieftes Viereck) sichtbar war.

Dieser dreischiffige Gang ward nach der Burg zu durch eine Wand begrenzt, in welcher sich fünf Eingänge als das eigentliche Thor befanden. Das mittelste dieser Thore war das größte, wogegen die beiden äußeren an Breite und Höhe abnahmen, alle fünf aber durch bronzene Thüren geschlossen wur-

den. Zu diesen Thoren gelangte man auf mehreren Stufen. Hatte man dieselben durchschritten, so trat man in die letzte Halle, welche die Front dem Innern der Burg zukehrte und der Eingangspforte inbetreff der Giebel und Säulen gleich war. Weil sie jedoch auf höherem Boden ruhte, ragte sie mit ihrem Dache über das Vorgebäude hinweg. Das eigentliche verschließbare Thor lag in der Mitte des bedeckten Raumes, der also im ganzen das Thorgebäude bildete und auf beiden Seiten, nach der Stadt wie nach der Burg zu, Säulenhallen als Façaden und Vorthore zeigte. Diese Vorhalle war aber auf der Stadtseite durch den dazwischenliegenden, von den ionischen Säulen getragenen Gang bedeutend tiefer als auf der Burgseite, weil dies dem langsameren Schritt der Aufwärtssteigenden entsprach, und weil die ehrfurchtsvolle Hemmung des Festzuges, der sich den oberen Tempeln näherte, darin ihren Ausdruck fand. Endlich unterschied sich die vordere oder äußere Vorhalle durch die beiden Seitengebäude, mit denen sie wie mit geöffneten Armen den Herannahenden empfing. Kein Bildwerk schmückte die Propyläen, denn dies blieb den Tempeln vorbehalten.

Die Griechen pflegten ihre Tempel mit Bildern und Bildhauerarbeiten an der Außenwand zu schmücken. Von diesen Kunstbauten ist das Parthenon (Athenetempel in Athen) einer der schönsten und für uns lehrreichsten, weil sich vieles von ihm erhalten hat. Phidias und seine Schüler schmückten diesen Tempel (437 v. Chr.) auf eine Weise, daß sich inbetreff der Schönheit und Hoheit der künstlerischen Ausschmückung nichts mit ihm vergleichen läßt. Sein plastischer Schmuck (Statuengruppen) bietet das Vollkommenste, was das Altertum hinterlassen hat, obschon gar vieles verstümmelt oder vernichtet ist. Dieser Tempel ward nämlich in eine christliche Kirche, dann in eine Moschee umgewandelt, wobei gar viele seiner Figurengruppen vernichtet wurden. Als nun die Venetianer (1687)

die von den Türken besetzte Akropolis belagerten, schlug eine Bombe durch das Marmordach des Tempels und traf das dort von den Türken angelegte Pulvermagazin, welches beim Auffliegen den Tempel in zwei gesonderte Ruinenmassen auseinander riß. Als die Venetianer dann die Akropolis eroberten, waren sie ganz hingerissen von der Schönheit der zahlreichen Bildwerke an der oberen Mauer und begannen zu plündern. Besonders gefiel ihnen das Rossegespann der Athene im westlichen Giebel, welches sie mitnehmen wollten. Beim Herablassen stürzten jedoch die kolossalen Marmorrosse herab und zerschellten an dem felsigen Boden der Akropolis in tausend Splitter. Kleinere Teile wurden gerettet, fortgeschleppt und sind später hier und da wider zum Vorschein gekommen, z. B. ein Centaurenkopf in Kopenhagen. Die schmachvollste Beraubung erlaubte sich Lord Elgin, der sich vom Sultan das Recht erkauft hatte, alle Kunstwerke aus Griechenland fortzuschleppen, wobei er mit rohester Rücksichtslosigkeit verfuhr. Man findet daher die Bildhauerarbeiten des Parthenon zum Teil im brittischen Museum. Diese Überreste sind so lückenhaft und verstümmelt, daß man sich nach ihnen kein Bild des Tempelschmuckes machen könnte, wenn nicht der französische Maler Carrey 1672 nach Athen gekommen und die Figuren des Parthenon abgezeichnet hätte, ehe es zerstört ward. Doch sah auch er viel verstümmelte Figuren oder leere Plätze in den Metopen (Gesimsabschnitten).

Von den beiden Giebelgruppen ist wenig erhalten, und dieses wenige befindet sich in London. Das vordere Giebelfeld stellte den Eintritt der eben geborenen Athene (Minerva) in die Gesellschaft der Götter dar, das hintere den siegreichen Streit dieser Göttin mit Poseidon (Neptun). Als Poseidon von der Göttin überwunden ist, kommt die Götterbotin Iris an in eilendem Laufe bei einer erwartungsvoll dasitzenden Gruppe von zwei weiblichen Figuren, den Horen Thallo und Auxo, die sich leb-

haft erregt der Botin zuwenden, und neben denen der Landesheros Theseus ausgestreckt liegt. Im linken Giebelfelde verkündet die geflügelte Nike (Siegesgöttin) drei wunderbar schönen Frauenfiguren, den Töchtern des Kekrops, die frohe Botschaft. Eine von diesen Töchtern ruht leicht hingegossen ihrer Schwester im Schoße, während die dritte der Götterbotin zugewendet ist. Von den beiden Giebelecken ist die rechte vom auffsteigenden Helios, die linke durch die hinabsteigende Nacht mit ihren Roßgespannen gefüllt.

Der westliche Giebel ward von Carrey ganz abgezeichnet, besteht jetzt aber nur aus einigen Bruchstücken. In der Mitte sieht man die streitenden Gottheiten Poseidon und Athene. Jener hat durch seinen in den Boden gestoßenen Dreizack eine Salzquelle hervorgebracht, diese aber den Ölbaum erschaffen und gewinnt dadurch den Preis. Zornig eilt Poseidon in seinen Wagen zurück, dessen Gespann seine Gemahlin Amphitrite hält, begleitet von einer Meeresgöttin. Auch Athene eilt siegesfroh zu ihrem Wagen, dessen Gespann von einer schön bewegten weiblichen Gestalt im Geleite des Ares (Kriegsgott) gehalten wird. Zwischen beiden Hauptfiguren ragt in der Mitte des Giebels als Siegeszeichen der eben aufgeschossene Trieb des Ölbaums empor. Dem Gefolge der Athene schließt sich Kore an mit dem Knaben Jakchos an der Hand, der sich in lebhafter Freude der sitzenden Demeter (Mutter Erde) zuwendet. Dann folgen Kekrops und seine Gemahlin, in lebhafter Teilnahme der Hauptgruppe zugewendet, und in der äußersten Ecke lagert als Bezeichnung des attischen Landes der Flußgott Kephissos, der sich froh erregt auf den linken Arm gestützt emporrichtet. Auf der andern Seite sieht man im Gefolge Poseidons zunächst Leukothea mit ihrem Sohne sitzen, sodann weich hingestreckt die Meeresgöttin Thalassa, auf ihrem Schoße die lieblich nackte Gestalt der meerentstiegenen Aphrodite (Venus), und hinter ihr schließt eine

sitzende weibliche Gestalt das Gefolge ab. In der äußersten Ecke stehen zwei engverbundene Gestalten, der Flußgott Ilissos und die Quellnymphe Kalirrhoe. Erhabener und gewaltiger, zugleich aber auch anmutiger und schöner sind nie wieder plastische Werke ausgeführt. Es lebt eine unvergängliche Jugendschönheit in allen Formen. Die Natur ist so groß und mächtig aufgefaßt, daß man ein Geschlecht höherer Wesen, ein Geschlecht von Göttern zu sehen glaubt. Durch den Gegensatz bekleideter weiblicher und nackter männlicher Gestalten bietet sich eine Fülle wirksamster Verschiedenheiten dar, und dabei sind die feinsten Unterschiede in scharfer Charakteristik hervorgehoben.

Eine zweite, sehr umfangreiche Reihe von Figuren bieten die 92 Metopen (Felder) des äußeren Tempelsimses, deren jede eine Reliefkomposition enthält, von denen 39 noch am Tempel, 17 im brittischen Museum, eine im Louvre vorhanden sind, eine noch in Athen gefunden wurde. Außerdem zeichnete Carrey viele inzwischen verloren gegangene ab. Sie enthalten Kentaurenkämpfe, mythische und heroische Gestalten, teils friedlich verbunden, teils im Kampfe. Man sieht die derben, bärtigen, kraftvollen Tiermenschen schöne Frauen rauben und im Triumphe davon tragen, oder mit elastischen, edel gebauten Jünglingen im Kampfe begriffen. Meistens steht der Kampf in der Schwebe, und diese Ungewißheit der Entscheidung ergreift den Beschauer mit spannender Erregung. Diese Scenen sind höchst energisch aufgebaut, kühn gegipfelt in scharfer Berechnung des Gleichgewichts der Gruppen.

Endlich ist noch des Frieses zu gedenken, der in einer Ausdehnung von 522 Fuß innerhalb der den ganzen Tempel umgebenden Säulenhalle, die Cellamauern umzog. Von seinen Marmorplatten befindet sich ein Stück von 400 Fuß im brittischen Museum. Dieser Fries stellt einen Festzug dar, welcher am Schlusse der Panathenäenfeier zur Akropolis hinaufzog, um

der Göttin das von athenischen Jungfrauen gewebte und gestickte Gewand, den Peplos, zu überbringen. Es war dies das höchste religiöse und politische Fest der Athener, und in dem Zuge vereinigte sich alles, was Athen von Jugend, Schönheit, Adel und Ehrwürdigkeit in sich schloß. An der Ostseite als Eingang stellt sich eine hehre Götterversammlung dar, in deren Beisein die Übergabe des Peplos an die Vorsteher des Tempels stattfindet. Ihnen schließen sich Beamte und Herolde an, auf welche Reihen edler attischer Jungfrauen folgen. Der Zug setzt sich an der südlichen und nördlichen Langseite gleichmäßig fort, indem er von beiden Punkten der Eingangshalle zustrebt, als habe er sich an der westlichen Seite in zwei Züge geteilt. Es folgen Opfertiere, 2 Widder mit ihren Führern, dann Gruppen von Männern und Frauen, zum Teil mit Opfergaben, die sie in Körben und schönen Gefäßen auf dem Kopfe tragen. Ihnen schließen sich Flöten- und Zitherspieler an, die einem Zuge von Männern und von Viergespannen, vermutlich den Bewerbern in den Kampfspielen, voranschreiten. Den Schluß beider Langseiten bilden die herrlichen Gruppen der berittenen athenischen Jünglinge, und an der Westseite endlich sieht man andre noch in Vorbereitung, mit Aufzäumen, Bändigen und Besteigen der Pferde beschäftigt.

„Alles ist so schlicht, so einfach natürlich, so heiter lebendig, daß man sich in die Straßen und Plätze Athens versetzt glaubt. Auf allen Gestalten ruht der Zauber einer hohen Festfreude und der verklärende Abglanz von der Gegenwart der Götter. Diese sitzen da, zwanglos und in behaglicher Ruhe hingegossen in den reizendsten, natürlichsten Stellungen, wie die auf die Armlehne des Thrones gestützte Gestalt des Zeus, dem Hera eben ihr Antlitz entschleiert, oder wie der neben Demeter sitzende schöne Jüngling, der das rechte heraufgezogene Knie mit beiden Händen in leise schaukelnder Stellung umspannt. Überall

hat der Künstler die mannigfachste Naturbeobachtung zuhilfe genommen, selbst in die gleichmäßige, gebundene Bewegung des Dahinschreitens ist köstliche Schattierung gebracht. Ebenso bewunderungswürdig sind die Reiterscharen, die mit ihrem feurigen Leben, ihrer leichten Haltung auf den mutigen Rossen immer neue Motive der Bewegung zeigen. So groß ist die Erfindungsgabe des Meisters, daß unter den Hunderten von Gestalten nicht zwei einander gleiche getroffen werden. Die meisten Figuren mag Phidias selbst vorgezeichnet haben, wie man aus ihrer Vollkommenheit, Zartheit der Umrisse und Feinheit der Flächenberechnung bei einem Relief, welches kaum drei Zoll aus dem Grunde hervortritt, erkennen kann.

„Da sieht man die Jungfrauen dahinschreiten in langen Gewändern, Opfergefäße, Krüge und Schüsseln tragend; sie gehen paarweise, meist gesenkten Hauptes, wie es sich am heiligen Feste geziemt, ruhigen Fußes, doch fest auftretend, ohne zierliche Leichtigkeit, die Arme einfach herabhängend, wenige sprechend oder umgewendet. Priester übergeben die Teppiche und Gewande den Jünglingen und Mädchen mit dem Ausdruck der Belehrung, wie Heiliges geziemend zu tragen sei. Götter sitzen zuletzt, den Zug erwartend. Auf der anderen Tempelseite sieht man den Zug der Reiter, die paarweise einhersprengen, kräftige Jünglinge im kurzen, wehenden Kleide, leicht und ritterlich in der Haltung, mutig und munter im Ausdrucke, viele sich umwendend, einander zurufend. Weiterhin sieht man solche, die noch nicht aufgestiegen sind, sich dazu erst vorbereiten. Zuletzt folgt auch der Zug der zum Wagenkampfe Gerüsteten, endlich Greise, die, auf ihren Stock gestützt, der Jugend nachschauen.“

10. Die Zeusstatue im Tempel zu Olympia.

(Nach Lübke und Schnaase.)

Der größte Bildhauer aller Zeiten war der Athener Phidias (geboren etwa 500 v. Chr.), in dessen Knaben- und Jünglingszeit also die Perserschlachten fielen, welche nicht nur in Athen, sondern auch in ganz Griechenland ungeheure Begeisterung hervorriefen und zu kühnen Thaten auch in der Kunst anspornten. In Perikles, dem Präsidenten der Republik Athen, fand Phidias einen kunstsinnigen Förderer, denn Phidias wollte Athen nicht nur durch Waffengewalt, sondern auch durch Förderung der Kunst an die erste Stelle der damaligen Kulturvölker bringen. Daher wurden die Tempel und Statuen auf der von den Persern verwüsteten Akropolis (Hochstadt und Feste auf einem isolierten Felsen) durch neue, bessere ersetzt, die Ausschmückung des Parthenon (Tempel der Schutzgöttin Athene) von Phidias vollendet, welchem hierauf Elis die Ausschmückung des Zeustempels zu Olympia übertrug. Dort ward Phidias mit seinen Schülern in allen Ehren empfangen, ihm ein besonderes Atelier erbaut, welches man auch später noch sorgsam unterhielt und es voll Verehrung den Reisenden zeigte. Als Phidias aber nach der Vollendung der Kolossalstatue des olympischen Zeus nach Athen zurückkehrte, hatte sich dort eine Partei gebildet, welche den Sturz des hochverdienten Perikles herbeiführen wollte. Weil man jedoch ihm selbst nicht beikommen konnte, griff man zunächst seine Freunde an, zu denen auch Phidias gehörte. Diesen klagte man an, einen Teil des Goldes, welches ihm zur Herstellung der Tempelstatue der Athene gegeben wurde, veruntreut zu haben. Nun hatte Phidias aber das Goldgewand der Athene derart an der Statue angebracht, daß man es ab-

nehmen und wiegen konnte, dies geschah auch, wobei die Unwahrheit der Anklage sich erwies. Doch schreckte dieser verunglückte Versuch die Feinde des Perikles nicht ab, eine neue Anklage gegen Phidias zu erheben, nämlich die der Gotteslästerung, weil er am Fuße des Schildes der Athenestatue sein Bild und das des Perikles angebracht habe. Auf diese Anklagen hin warf man den genialen Bildhauer ins Gefängnis, wo er im achtundsechzigsten Lebensjahre an Gift starb.

Besonders liebte Phidias die Darstellung der Pallas Athene, daher ist seine erste Arbeit das Weihgeschenk der Athene in Delphi wegen des Sieges bei Marathon, eine Freigruppe von dreizehn Erzstatuen, welche den Miltiades darstellt, umgeben von Athene, Apollon und den Schutzgöttern Athens. Von dieser Zeit ab arbeitete er mehrere Kolossalbilder der Athene in sehr charaktervoller Weise aus. Das berühmteste von diesen ist die siebzig Fuß hohe eherne Statue der Athene Promachos (Vorkämpferin), welche die Athener zum Andenken an die Siege über die Perser auf der Akropolis zu Athen aufstellten. Der Helmbusch und die Spitze der Lanze der Göttin wurden meilenweit gesehen und dienten den Schiffern, die vom Vorgebirge Sunion kamen, als Merkzeichen für die Nähe Athens.

Als Perikles den Athenetempel auf der Burg stattlicher herstellen ließ, übertrug er dem Phidias den Bau und besonders den Schmuck dieses Parthenon, in welchem die zwanzig Ellen hohe Statue der Göttin aus Gold und Elfenbein als friedliche, siegverleihende Schützerin aufgestellt ward. Die Göttin stand hoch aufrecht und trug in den Händen eine goldene Siegesgöttin (Nike) und einen Speer, hatte aber den Schild niedergesetzt als Zeichen des Friedens, und zu ihren Füßen befand sich ein Abbild der heiligen Burgschlange. Diese Statue kennen wir nur aus Darstellungen auf Münzen. Den goldenen Helm zierte vorn eine Sphinx, auf jeder Seite desselben diente

ein Greif als Befestigung des Sturmbandes, auf dem Brustpanzer sah man das furchtbare Gorgonenhaupt, auf der äußeren Randseite des Schildes die Amazonenschlacht, wo des Perikles und Phidias Bild angebracht war, auf der inneren den Kampf der Giganten gegen die Götter. Am Rand der Sandalen hatte Phidias den Kampf der Lapithen und Kentauren, am Fußrande des Untersatzes der Statue die Geburt der Pandora im Beisein der Götter dargestellt. Die nackten Teile des Bildes bestanden aus Elfenbein, Waffen, Gewänder und der zahlreiche Schmuck aus getriebenem Golde, und funkelnde Edelsteine vertraten die Stelle der Augen. An Gold allein verbrauchte Phidias für diese Statue eine Masse im Werte von 786 500 Thaler. Dieses Bild ward 437 v. Chr. fertig, seine Unterlage mußte bereits 400 v. Chr. verbessert werden; später (296 v. Chr.) hat sie der Tyrann Lachares teilweise geplündert, und mit Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. ist sie verschwunden, man weiß nicht, wie und wohin.

Noch berühmter war die Statue des Zeus für Olympia, die vollendetste Darstellung des Hauptgottes der Griechen. Phidias wollte nicht bloß den huldvollen, gütigen Allvater, sondern auch den gewaltigen Beherrscher des Olymp darstellen, wozu ihn folgende Verse des Homer sollen veranlaßt haben:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königes walleten vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höhn des Olympos."

Diese Zeusstatue zu Olympia war an sechzig Fuß hoch (andere berechnen sie auf nur vierzig Fuß), aus Gold und Elfenbein gearbeitet, doch bestand der innere Kern aus Holz. Auch stellte Phidias den obersten der Götter nicht stehend dar, wie die Pallas zu Athen, sondern auf prachtvollem Throne sitzend, das Haupt von einem Kranz aus Ölzweigen umspannt.

Das Bild des Gottes, seine Kleider und seinen Thron versah Phidias mit allerlei Schmuck und symbolischen Zeichen, welche Wesen und Hoheit des Gottes bezeichnen sollten. Auf der rechten Hand trägt er eine Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein gearbeitet, mit der Linken umfaßt er ein prächtiges Scepter, von allen Metallen glänzend. Schuhe und Gewand sind golden; dieses ist geschmückt mit mancherlei Tierfiguren und Blumen, besonders Lilien. Den Thron verzierten in reicher Pracht und bunten Farben Gold und edele Steine, Ebenholz und Elfenbein, überdies noch gemalte Tierfiguren. Vier tanzende Siegesgöttinnen standen über den Pfeilern des Thrones und zwei andere an dem Fuße jedes Pfeilers. Über den vorderen Pfeilern lagen thebanische Kinder, von Sphinxen geraubt, und tiefer hatte der Künstler Apollon und Artemis angebracht, wie sie der Niobe Kinder mit Pfeilen erschießen. Von einem Pfeiler des Thrones zum anderen waren Querbalken gezogen; auf dem vordersten, dem Eingange gegenüber, sollten acht Statuen stehen, von denen aber eine fehlte, auf dem anderen Querbalken sah man Herakles, mit seinen Gefährten wider die Amazonen streitend, eine Gruppe von neunundzwanzig kämpfenden Figuren. Auch Theseus hatte sich zu den Streitgenossen des Herakles gesellt.

Den Thron trugen nicht allein seine Eckpfeiler, sondern auch Säulen von gleicher Höhe zwischen denselben. Ganz oben am höchsten Ende des Thrones über dem Haupte des Gottes standen auf der einen Seite drei Chariten, auf der anderen drei Horen als Töchter des Zeus. Am Schemel, worauf die Füße des Gottes ruhten, waren goldene Löwen und die Schlacht des Theseus mit den Amazonen erhaben abgebildet. Das Basament endlich, welches den Thron und den Schemel trug, war oben mit Simswerk, an den Seiten aber mit vielen aus Gold gebildeten Götterbildern geziert. Es erschien als ein

Reigen der olympischen Götter; unter ihnen stand Helios voran, den Wagen besteigend, dann folgten Zeus und Hera (Juno), diese von einer Charis gefolgt, welche so wie die ihm folgende Hestia Hermes an der Hand hält. Darauf erblickte man den Eros, die Aphrodite empfangend, die aus dem Meere aufsteigt, und welcher Peitho, die Überredung, den Kranz darreichte. Dann sieht man noch Apoll und Artemis, Athene und Herakles, endlich am untersten Fundament Amphitrite und Poseidon, und zuletzt Selene, ihr Roß antreibend.

Neben oder unter der Statue waren Mauern angebracht, um zu verhindern, daß man in das Innere des Werkes hineinsähe. Auch diese hatte man reich verziert, denn sie enthielten Gemälde von Panänos, des Phidias Bruder, welche Heroengestalten und -Kämpfe darstellten. Diese Statue erreichte eine so gewaltige Höhe, daß sie fast bis an das Dach des Tempels reichte. Der Gott war sitzend dargestellt, und ein großer Teil der Höhe kam auf die Grundlage. Dieses Werk aus Gold und Elfenbein legte sich um einen hölzernen Kern, der mit der Zeit verweste und ersetzt werden mußte. Im fünften Jahrhundert v. Chr. zerstörte ein Brand Tempel und Statue.

Die Sage erzählt, als Phidias sein Werk vollendet hatte, bat er im Gebet den Gott um ein Zeichen, ob ihm das Bild gefalle, und als Zeichen der göttlichen Gnade fuhr ein Blitz aus heiterem Himmel von der Rechten her durch die Öffnung des Tempeldachs dicht neben dem Meister in den Boden. Jeder Hellene wallfahrtete zu diesem Bilde; glücklich wurde gepriesen, wer es gesehen hatte. Auch auf die Römer, z. B. auf Ämilius Paullus, machte die Statue einen gewaltigen Eindruck, denn es schien Zeus verkörpert gegenwärtig zu sein. Viele priesen seinen Anblick als ein Zaubermittel, welches alle Sorge und alles Leid vergessen mache.

„Betrachten wir die kolossale Gestalt, die Fülle edler Stoffe, das reiche Beiwerk, die vielfachen untergeordneten Darstellungen runder, halberhabener und gemalter Gestalten, den Glanz des Goldes, die zarte Farbe des Elfenbeins, an einzelnen Stellen edle Steine, Ebenholz und sogar Malereien, dabei alles mit bildlichen Darstellungen bedeckt, Basis, Schemel, die Füße des Thrones und ihre Querbalken, selbst oben die Rücklehne und sogar noch das Gewand mit Tierfiguren und Blumen verziert, so erhalten wir den Eindruck eines unruhigen, bunten, wenn auch sehr reichen Ganzen. Vor allem machte der geistige Ausdruck das Bild so berühmt; Phidias soll sich den Vers des Homer, daß Zeus die Höhe des Olymp bewege, wenn er seine Locken schüttle, zum Vorbild genommen haben."

11. Homer und die griechischen Götter.

Die beiden griechischen Epen oder Heldengedichte, die Ilias und Odyssee, sind nicht nur das älteste dichterische Erzeugnis, welches wir besitzen, sondern haben auch den größten Einfluß auf Poesie, Bildhauerei und Malerei in Europa gehabt. Sie wurden das Grundbuch für die griechische Götterlehre, vertraten die Stelle unserer Bibel und wurden wie diese in den Schulen gelesen und erklärt. Es entwickelte aber auch die Volkssage den in jenen Gedichten angedeuteten Stoff weiter, benutzte ihn als Thema zu Schauspielen, suchte Götter und Helden bildlich in Statuen und Gemälden darzustellen und erhob dieses uralte Gedicht zum maßgebenden Vorbild für alle größeren erzählenden Dichtungen. Die Griechen verfaßten in späteren Jahrhunderten Ergänzungen, die Römer ahmten das griechische Vor-

bild nach, und als man im 15. und 16. Jahrhundert das Studium der Alten begann, galt der Verfasser der Ilias für jenes unfehlbare Vorbild, von welchem man alle Anweisungen und Regeln für Abfassung großer Heldengedichte entlehnte. Der portugiesische Dichter Camoens, welcher die Auffindung des Seewegs nach Indien in einem Epos feierte, läßt plötzlich zwischen seinen frommen katholischen Seefahrern die alten griechischen Meeres- und Sturmgötter erscheinen. Als man in Deutschland den Homer richtiger aufzufassen verstand, begann die sogenannte goldene Periode unserer Litteratur; die Übersetzung des Homer durch Voß ward und ist sogar Volksbuch, und in unserer Poesie ward der Hexameter, das Versmaß des Homer, für Epen üblich, seit Voß seine Idyllen, Goethe den „Reinecke Fuchs" und „Hermann und Dorothea" in diesem Versmaße schrieben. Für Künstler, Dichter, Sprach- und Altertumsforscher bleibt der Homer noch ein Gegenstand ernster Forschung, auf allen Gymnasien wird er in der Ursprache gelesen, und für die Jugend sind die Erzählungen vom hölzernen Pferd, vom einäugigen Riesen Polyphem, von der Zauberin Kirke, von den Sirenen, der Scylla und Charybdis, von dem Zorn des Achilleus und dem Tode Hektors die Lieblingsunterhaltung. Keine Sagen sind so allgemein verbreitet wie die aus dem Homer und erhalten sich in unvergänglicher Frische und Anmut. Schon nach dieser Seite hin erscheinen Homers Gedichte einzig in ihrer Art und unerreicht an Einfluß. Kein Volk besitzt ein ähnliches Werk, nur wir Deutschen können ihm unsere uralten Volksepen „Die Nibelungen" und „Gudrun" zur Seite stellen, welche gleichfalls aus den Urzeiten des deutschen Volks stammen, aber im Laufe der Zeit vielfach umgestaltet und zeitgemäß geformt wurden.

Die Griechen schreiben jene Gedichte dem Homer zu, aber dies ist nur Sage. Da Homeros auf deutsch blind heißt, so

entstand die Sage vom blinden Sänger. Wie das Buch jetzt vor uns liegt, mag es aus dem Jahre 1000 — 900 v. Chr. stammen, ist also das älteste Buch, welches wir besitzen. Denn die altindischen Epen entstanden etwa 300 — 400 Jahre v. Chr., die Schriften der Juden kurz vor und nach dem Exil, also 400 — 800 v. Chr., und nur einige Kapitel aus dem ersten Buche Mosis mögen älter sein. Wir dürfen also den Homer für das älteste und zugleich vollkommenste Heldengedicht halten, welches von den Griechen Kleinasiens, die an Bildung, Macht und Reichtum ihren Stammgenossen in Europa überlegen waren, ausgebildet und aufgezeichnet wurde. Der Vorgang war etwa folgender, wie wir ihn bei den alten deutschen und keltischen Häuptlingen wieder finden. Am Hofe eines Häuptlings unterhielt man einen Sänger, welcher bei Festen zur Harfe die Thaten des Häuptlings und seiner Vorfahren recitierte, d. h. mit steigendem und sinkendem Tone vortrug. Diese Lieder hatte er teils vom Vater erlernt, denn sie pflegten in der Familie als Mittel zum Broterwerb erlernt und geübt zu werden, teils mußte er neue Begebenheiten erzählen. Es entstanden also an den kleinen Fürstenhöfen, wie wir sagen würden, Gruppen von Erzählungen, welche die Vorfahren der Fürsten betrafen. So schildert es Homer selbst, als er den Sänger am Hofe des Alkinoos die Geschichte vom hölzernen Pferde erzählen läßt. Später mögen einzelne Sänger mehrere solcher Sagenkreise zu einem größeren vereinigt haben, bis einer alle ihm bekannten Sagen in der Weise zusammenfaßte, wie sie uns vorliegen und allgemeines Volksgut der Griechen wurden. Die Ilias behandelt nur den Zorn des Achilleus, welcher bei einer Beuteteilung mit Agamemnon, dem Oberanführer, in Streit geriet, nachgeben mußte und aus Trotz sich nun vom Kampfe zurückzog. Weil er der Stärkste war, so siegten bisher die Griechen oder Achaier, wie sie sich

nannten. Nun aber griff Hektor, von Troja der stärkste Held, das griechische Schiffslager an und begann, die Schiffe in Brand zu stecken. In dieser Not bat Patroklos den Achill, den Achaiern beistehen zu dürfen, weil diese ja nach dem Verlust der Schiffe nicht heimkehren könnten. Achill erlaubte dies und lieh dem Freunde seine Waffen, gebot ihm aber, nur die Schiffe zu retten und dann vom Kampfe abzulassen. Wie die Trojaner einen Mann in Achills Waffen sehen, wenden sie sich zur Flucht. Dies reizt den Patroklos, sie weiter und weiter bis vor die Stadt zu verfolgen. Da wendet sich Hektor, welcher der letzte unter den Weichenden war, erkennt, daß nicht Achill ihn verfolge, sondern Patroklos, greift ihn an und erlegt ihn. Wie es damals Sitte war, raubt er ihm die Waffen, doch die Leiche, die er auch entführen und den Hunden zur Speise vorwerfen will, wird von den Fürsten der Achaier gerettet. Wie nun Achill den Tod seines Freundes erfährt, jammert er, denn er mußte dessen Tod rächen, besaß aber keine Waffen. Diese waren damals ein kostbares Gut, welches sich jeder selbst anfertigen mußte, wie er auch Haus und Hausgerät selbst anfertigte, weil es keine Handwerker gab. Wie nun der wehrlose Achill am Meeresufer weint, erscheint seine Mutter, eine Meeresgöttin, tröstet ihn, läßt ihm vom Gott Hephästos undurchdringliche Waffen machen, worauf Achill wieder am Kampfe teilnimmt, viele Trojaner erlegt und endlich auch den Hektor erreicht. Als dieser einst den Rückzug deckte, flohen die Trojaner so übereilt, daß sie die Thore schlossen, ehe Hektor in die Stadt gelangt war. Bald erreicht Achill den Verlassenen vor der Mauer und stürmt auf ihn ein. Hektor erschreckt und flieht, worauf ihn Achill verfolgt und hindert, daß Hektor etwa durch eine Seitenpforte in die Stadt gelange. Dreimal läuft der fliehende Hektor um die Stadt. Endlich hält er stand, und Achill ruft ihm zu, heute müsse er

sterben, indem er zugleich seine Lanze auf Hektor schleudert, doch dieser bückt sich, so daß die Lanze über ihn dahinsaust und dann in die Erde fährt. Jetzt ergreift er diese und schleudert sie auf Achill, den aber sein undurchdringlicher Schild schützt, von welchem die Lanze abprallt. Nun greift Hektor zum Schwert, doch Achill hebt seine Lanze auf, stößt sie dem Hektor in die Kehle und tötet ihn, wobei er dem Sterbenden die Bitte, seine Leiche nicht den Vögeln und Hunden zur Speise hinzuwerfen, trotzig abschlägt. Achill durchsticht der Leiche die Beine, zieht einen Riemen durch die Wunde, bindet den Toten an seinen Wagen und fährt um Troja herum, damit die Städter sehen sollten, daß Hektor bezwungen sei. Fast alle Bewohner stehen auf der Mauer und erheben ein Jammergeschrei, doch Achill wirft endlich die Leiche aufs Feld, den Raubvögeln zum Fraße. In der Nacht aber schleicht sich Hektors Vater, der greise Priamos, ins Lager der Achaier, gelangt in Achills Zelt und bringt diesen durch Thränen und ernste Vorstellungen dahin, daß er die Leiche ausliefert, die nun in Troja feierlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Damit schließt das Gedicht. Neben dieser Haupthandlung werden die Thaten und Schicksale anderer Heldenfamilien erzählt, so daß sich in der Ilias der Sagenstoff der ältesten Königsgeschlechter gesammelt vorfindet.

Die Odyssee hat einen doppelten Inhalt, denn einesteils berichtet sie die Irrfahrten des Odysseus, der alles erlebte und sah, was die Sage von den Wundern des Meeres und der Inseln wußte, und daneben wird mitgeteilt, wie hundert Freier im Palaste des Odysseus sich sammeln und um die Hand der angeblich verwitweten Penelope werben. Diese hält aber an dem Glauben fest, daß ihr Mann noch lebe, und weiß die verlangte Verheiratung hinauszuschieben. Inzwischen erscheinen die Freier täglich im Palast, schmausen, unterhalten sich durch allerlei Spiele und verzehren des Odysseus Habe; denn damals be=

stand der Reichtum in Viehherden und Kleidern. Endlich entschließt sich Telemach, des Odysseus zwanzigjähriger Sohn, nach Sparta zu reisen, um bei Menelaos Nachrichten über seinen Vater einzuziehen. Doch Menelaos konnte ihm nicht sagen, ob Odysseus noch lebe.

Während dieser Zeit hatte Odysseus allerlei Abenteuer erlebt, alle Schiffe und Genossen verloren und ward bei der Nymphe Kalypso sieben Jahre zurückgehalten, die er heiraten sollte, wofür sie ihn unsterblich machen wollte. Odysseus aber wies alle Anerbietungen ab, sehnte sich nach Weib und Kind und saß täglich am Meeresstrande, um nach der Gegend zu schauen, wo seine Heimat liegen mußte. Da hatten die Götter Erbarmen und befahlen der Kalypso, den Odysseus zu entlassen. Sie that es, ließ ihm ein Fahrzeug erbauen, versah ihn mit Speisevorräten und gab ihm guten Fahrwind. Einige Tage ging die Reise gut vonstatten, da brach ein Sturm los, zerriß das Floß, und Odysseus wäre im Meere ertrunken, wenn ihn nicht eine Seegöttin errettet hätte. Sie lieh ihm ihren Schleier, wogegen er seine Kleider ablegen mußte, und dieser trug ihn an eine Insel, von deren Ufer Odysseus den Schleier der Göttin ins Meer zurückwerfen mußte. So stand er denn nackt an fremder Küste; doch er verzagte nicht, scharrte vielmehr einen Haufen Blätter im Küstenbusch zusammen und steckte sich hinein, um nach so angstvoller Fahrt auszuruhn und dann nachzusinnen, was nun zu thun sei.

Er war auf die Insel der Phäaken geworfen, eines reichen Handels- und Seevolks, welche nicht weit von Ithaka lag. Die Athene, Beschützerin des Odysseus, veranlaßte die Königstochter Nausikaa, mit ihren Mägden ans Meeresufer zu fahren, um dort Kleider zu waschen und zu trocknen. Wie dies geschehen war, spielten die Mädchen Ball. Siehe, da flog dieser nach einiger Zeit ins Meer, worüber die Mädchen großes Ge-

schrei erhoben, welches den Odysseus in seinem Blätterhaufen aus dem Schlafe weckte. Er sah die Mädchen und Wäsche, wagte es aber nicht, unbekleidet zu nahen, brach vielmehr Baumzweige ab und band sie sich um den Leib. Wie er nun hervortrat, flohen die Mädchen aus Furcht vor der seltsamen Erscheinung, die wie ein Waldteufel aussah. Nur die Königstochter Nausikaa blieb stehen, und um sie nicht zu erschrecken, machte auch Odysseus in einiger Entfernung von ihr Halt, gab sich für einen schiffbrüchigen Kaufmann aus und bat um ein Kleid. Die Prinzessin erfüllte seine Bitte und hieß ihn in ihres Vaters Palast gehen, dessen Lage in der Stadt sie beschrieb. Dies geschah. Odysseus setzte sich in die Asche des Herdes im Palast und bat um Hilfe. Der König bewilligte diese Bitte und behielt den Fremden vorläufig als Gast bei sich. Da kam inzwischen ein Festtag, die Vornehmen und der König gingen hinaus vor die Stadt, um sich mit allerlei Kampfspielen, Bogenschießen, Laufen u. s. w. zu unterhalten. Auch den Fremden nahm man mit und frug ihn endlich, ob er nicht auch solche Leibesübungen verstehe. Er antwortete, daß er sie in seiner Jugend gelernt habe, jetzt aber dazu wohl zu alt sei. Wie man ihm zuredete, sich im Waffenspiel zu versuchen, that er es, und siehe, er übertraf an Stärke und Geübtheit alle Phäaken. Dafür erhielt er am Abend beim Schmause die schönsten Bratenstücke. Um die Gäste beim Schmause zu unterhalten, mußte ein Sänger die Geschichte vom hölzernen Pferd erzählen, welches die Achaier auf des Odysseus Rat erbaut und dann die Küste verlassen hatten, wie wenn sie heimkehren wollten. In dem Pferde aber bargen sich die tapfersten Helden. Kaum waren die Achaier fort, so erschienen die Trojaner, freuten sich, daß nun die Belagerung zu Ende sei, entdeckten dann das Pferd und ließen sich von einem versteckten Achaier, den sie aufgefunden hatten, bereden, es in ihre Stadt zu führen, weil

dann die griechische Flotte auf dem Meere zugrunde gehen werde. Man führte mit großer Mühe das große Pferd in die Stadt und überließ sich nun der Freude und Schmauserei. In der Nacht aber kehrte die Flotte der Griechen zurück, die Helden stiegen aus dem Pferde herab, öffneten ihren Landsleuten die Thore, brachen dann in die Häuser der Troer ein, ermordeten deren Bewohner, plünderten und verbrannten die Stadt und kehrten nun mit unermeßlicher Beute heim.

Als der Sänger geendet hatte, unterhielten sich die Zuhörer über den Odysseus und lobten seine Klugheit. Darüber fing Odysseus an zu weinen, weil er ja trotz seiner That ein Bettler war. Man frug ihn, warum er weine, und nun gab er sich zu erkennen. Da freuten sich die Phäaken, einen so berühmten Helden als Gast zu beherbergen, brachten reiche Geschenke herbei und rüsteten ein Schiff aus, um den Odysseus nach Ithaka zu bringen. Die vornehmsten Jünglinge hielten es für eine Ehre, das Schiff zu führen. Am Abend war alles bereit, die Geschenke untergebracht, und nun bestieg Odysseus das Schiff. Man bat ihn, ruhig zu schlafen, denn am Morgen werde er in Ithaka sein. In aller Frühe erreichte man die Insel, trug alle Geschenke ans Ufer, wo man sie in einer Höhle barg, trug dann den noch fest schlafenden Odysseus ans Land und fuhr davon. Wie dieser erwachte und sich allein sah, glaubte er, man habe ihn betrogen und jammerte; doch als er beim Umherirren seine Schätze fand und sich genauer umsah, erkannte er, daß er in Ithaka sei.

Odysseus war zwanzig Jahre abwesend gewesen, wußte also nicht, ob Frau und Sohn noch lebten, ob die Inselbewohner etwa einen anderen König gewählt hatten, und beschloß daher, als Bettler verkleidet zu dem getreuen Schweinehüter zu gehen, um bei diesem Erkundigungen einzuziehen. Der Sauhirt nahm ihn gastfreundlich auf; speiste und beherbergte ihn und erzählte

ihm, wie es die Freier trieben. Als ihm Odysseus sagte, er wisse, daß Odysseus bereits auf dem Heimwege sei, glaubte es der Hirt nicht, weil oft solche Gerüchte verbreitet wären und die Penelope, des Odysseus Gemahlin, jeden belohne, der ihr Nachricht von ihrem Gemahl bringe. Der Fremdling möge also am anderen Tage in den Palast gehn und seine Nachricht mitteilen, da werde er ein Geschenk erhalten. Inzwischen wurde es Abend, der Sauhirt machte seinem Gaste ein Lager und ging dann ins Freie, um seine Schweineherde zu bewachen. In der Nacht erhob sich großes Hundegebell, welches bald in frohes Winseln überging, und gleich darauf brachte der Sauhirt einen jungen Mann in die Wohnung, um ihn zu beherbergen. Dabei erfuhr Odysseus, daß der junge Mann sein Sohn Telemach sei, der eben von der Reise zu Menelaos zurückkam. Odysseus erhob sich vom Lager, um es dem Jünglinge zu überlassen, doch dieser hieß ihn, liegen zu bleiben, und ließ sich ein anderes Lager machen. Als der Hirte sich wieder entfernt hatte, gab sich Odysseus seinem Sohne zu erkennen, erfuhr, wie es seither in seinem Palaste zugegangen war und verabredete mit dem Telemach den Plan, wie er an den übermütigen Freiern Rache nehmen wollte. Diese hatten seine Habe verzehrt, ihn also arm gemacht und wollten den Telemach gar bei der Rückkehr von Menelaos auf dem Meere überfallen und ermorden lassen.

Am Morgen gingen Vater, Sohn und der Sauhirt, wenn auch getrennt, in die Stadt und nach dem Palaste. Als Odysseus den Hof desselben betrat, lag auf dem Miste ein alter Hund im Sterben. Dieser erkannte seinen Herrn, wedelte fröhlich mit dem Schweife und starb. Odysseus fand die Vorhalle voll Bettler, die ihn nicht einlassen wollten, weil ihrer schon genug wären. Telemach untersagte ihnen das. Doch einer konnte den Neid nicht unterdrücken, sondern forderte den

Odysseus zum Faustkampfe auf. Dieser wies die Forderung nicht zurück, und wie er sich entkleidete und seine kräftigen Glieder zeigte, erschrak er, mußte aber kämpfen. Die Freier freuten sich über das neue Schauspiel, Bettler im Faustkampfe streiten zu sehen, munterten zum Kampfe auf und versprachen Belohnung. Der Kampf begann, und bald stürzte der Bettler mit zerschmetterter Kinnlade zu Boden. Die Freier aber lobten den Sieger und räumten ihm den Ehrenplatz auf der Thürschwelle ein, wohin sie ihm Bratenstücke zuwarfen. Odysseus aß hier täglich und beobachtete die Freier, um die Unverschämtesten kennen zu lernen.

Inzwischen vermochte Telemach seine Mutter zu dem Versprechen, den zu heiraten, welcher den Bogen des Odysseus spannen und, wie er, mit dem Pfeil durch zwölf hintereinander gestellte Ringe schießen könnte. Sie kam also aus ihrem Obergemach herab bis zur Thür des Saales und verkündete ihren Entschluß, ohne zu ahnen, daß ihr Gemahl auf der Schwelle als Bettler saß. Die Freier jubelten, und sofort wurden die Vorbereitungen zum Wettschießen getroffen. Sowie sie jedoch den Bogen in die Hand bekamen, vermochte keiner denselben zu spannen, weil seine Kraft dazu nicht ausreichte. Natürlich wollte man diesen Mangel an Heldenstärke nicht eingestehen, schalt vielmehr über den verrosteten Bogen oder Armbrust, wie wir sagen würden. Da verlangte der Bettler an der Thür, man solle ihn versuchen lassen, ob er den Bogen spannen könnte, ward von den Freiern grob angelassen, erhielt aber von Telemach die Erlaubnis. Wie nun Odysseus seine alte Waffe in der Hand hatte, freute er sich, besah und untersuchte sie auf alle Weise, woraus die Freier ersahen, daß er mit einem Bogen umzugehen verstand. Endlich faßte er ihn fest in die Hände und siehe, mit einem Ruck spannte er ihn, legte den Pfeil auf und schoß durch alle zwölf Ringe. Die Freier tobten über diese Frechheit des Bettlers,

sie an Stärke und Geschick zu übertreffen, doch Odysseus legte neue Pfeile auf die Armbrust und schoß drei der ärgsten Schreier nieder. Natürlich tobten die übrigen um so lauter, doch Odysseus sagte ihnen in herben Worten, wer er sei und daß er sie für ihren Übermut strafen wolle. Jetzt baten sie um Verzeihung und boten Ersatz des verzehrten Gutes, doch Odysseus schoß einen nach dem anderen nieder, sein Sohn und der Sauhirte schleuderten Spieße, und wenn die Freier auf diese Weise auch Wurfwaffen erhielten und sich hinter Tischen bargen wie hinter Schilden, so fielen sie doch allesamt einer nach dem andern. Hierauf mußten die Mägde die Leichen in den Hof schaffen, wo man sie verbrannte, und den Saal scheuern, der ja voll Blut war. Dann ließ Odysseus seiner Gemahlin melden, Odysseus sei angekommen und unten in der Halle. Sie wollte es nicht glauben und sandte eine Dienerin, um sich den Fremden anzusehen und ihn auszuforschen. Diese Dienerin, die sehr alt war und den jungen Odysseus gepflegt hatte, trat sehr vorsichtig auf und bezweifelte vieles, was ihr der Fremdling erzählte. Da sprach dieser endlich: „Du mußt wissen, daß ich einst als Jüngling von einem Eber am Schenkel stark verwundet ward und lange krank lag, während du mich pflegtest. Nun siehe her, ich kann dir die alte Narbe zeigen, an welcher du erkennen wirst, daß ich Odysseus bin.“ Mit diesen Worten zeigte er die Narbe, und die Dienerin fiel freudig vor ihm nieder, weil sie in ihm ihren alten Herrn wieder erkannte. Dann eilte sie zur Penelope mit der Nachricht, Odysseus, der lange Erwartete, sei gekommen und befinde sich unten im Saal, um sie zu empfangen. Penelope, die so oft getäuscht war durch falsche Nachrichten, glaubte der alten Dienerin nicht, ging zwar in die Halle hinab, wo sich der Fremdling befand, setzte sich ihm gegenüber auf einen Schemel und sah ihn scharf an, ob er wirklich ihr Gemahl sei. Noch immer zweifelte sie. Da

erinnerte sie Odysseus an dieses und jenes, was Geheimnis zwischen Mann und Frau war, und nun erkannte sie ihn wieder, freute sich unendlich, daß ihre zwanzigjährige Hoffnung auf seine Heimkehr nicht vergeblich gewesen war und ließ sich seine Abenteuer erzählen. Die Eltern der erschossenen Freier versuchten einen Krieg, doch die Göttin Athene, als Schützerin des Odysseus, schlichtete den Streit, so daß Odysseus nun friedlich in seiner Heimat sein Alter verleben konnte.

So lautet die kurze Inhaltsangabe jener unsterblichen Dichtungen, die wir zugleich als die ältesten und unerreichtesten unseres Erdteils verehren. Sehen wir von ihren dichterischen Schönheiten ab, so behalten sie einen inneren unschätzbaren Wert dadurch, daß sie uns ein getreues Bild von jenen uralten Zuständen geben, als die Menschen eine gesellschaftliche und staatliche Ordnung zu schaffen begannen. Sie stellen also den Anfang der Zivilisation dar, und weil alles und jedes: Haus, Waffen, Kleidung, Speise u. s. w. stets umständlich beschrieben werden, so bekommen wir eben eine deutliche Darstellung vom Beginn der Staatenbildung und den Zuständen uralter Zeiten.

An der Spitze der kleinen Reiche, die wir etwa Grafschaften nennen würden, befand sich ein Erbkönig nebst zwölf Gemeindevorstehern, die ihm beratend und einschränkend zur Seite standen. Bei wichtigen Angelegenheiten rief man die ganze Gemeinde zur Versammlung ein, die aber nur mit ja oder nein abstimmte. Der König mußte der stärkste und reichste Mann sein, d. h. die größten Herden besitzen, Gäste bewirten und beschenken, in der Schlacht vorangehen. Handwerker gab es nicht, vielmehr mußte sich jeder, also auch der König, das anfertigen, was er brauchte, z. B. sein Haus, Waffen u. dergl., wogegen die Frau mit den Mägden (Kriegsgefangene oder gekaufte Sklavinnen) durch Spinnen, Weben und Färben für Kleidung sorgten. Brauchbare Waffen, d. h. Helm, Panzer, Beinschienen, Schild

und Speer besaß nur der König, denn sie waren kostbare Güter, das übrige Volk trug nur Spieße oder Stecken, folgte dem Könige zwar in den Krieg, trat aber nur dann ein in den Kampf, wenn es galt, den König oder dessen Leiche zu retten. Der König fuhr in zweirädrigem, hinten offenem Karren mit 2—4 Pferden und einem Wagenlenker seinem Haufen voran, suchte sich einen Gegner aus, nannte unter stehenden Redensarten seinen Namen und zählte seine Vorfahren auf, um dann den Gegner nach seinem Namen zu fragen und zugleich auszuschimpfen, welcher auf gleiche Weise verfuhr. Man warf nun die Lanze aufeinander, welche man mit dem hölzernen Schilde auffing, den man mit mehreren Rindhäuten überzogen und mit einem Bronzerand und einer Bronzekuppe in der Mitte versehen hatte. Fehlte man, oder blieb der Wurf wirkungslos, so sprang man vom Wagen und griff sich mit dem kurzen Schwerte an, oder warf sich mit großen Feldsteinen. Erlag ein Kämpfer, so beeilte sich der Sieger, dessen Gespann zu nehmen und dem Gefallenen die Rüstung abzuziehen, was der Volkshaufen und herbeieilende Fürsten zu hindern suchten, so daß um Gefallene stets ein heftiger Kampf entstand. Konnte man die Leiche des Gegners fortschleppen, so warf man sie den Geiern und Schakals vor, machte also ehrenvolle Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, Bestattung und Wettkämpfe dabei unmöglich, was für die größte Beschimpfung galt.

Kleidung und Hausgerät waren sehr einfach. Man trug einen Leibrock, etwa eine Art Staubkittel, darüber ein längeres Oberkleid ohne Ärmel, entbehrte der Beinkleider und trug statt Strümpfe und Stiefeln nur Sandalen, deren Bänder man schmückte und geschmackvoll um den Fuß wand. Beim Essen saß jeder vor einem besonderen Tischchen, erhielt das Fleisch geschnitten, aß mit den Händen, welche er daher vorher und nachher wusch, und genoß dazu eine Art Brotkuchen. Weiter

gab es nichts. Als Getränk diente Wein oder Milch. Frauen trugen lange Kleider und wohnten mit den Mägden in einer besonderen Abteilung des Hauses. Um sich reinlich und gesund zu erhalten, badete man täglich in der Wanne. Jeder Gast, der im Hause einsprach, ward von einer Magd zunächst gebadet und mit frischen Kleidern versehen. Im Schiffbau war man erfahren, doch hatten die Schiffe kein Verdeck, hießen deshalb „die hohlen Schiffe", wurden durch Ruder bewegt und konnten 50 Krieger fassen. Man hielt sich an der Küste, nach welcher man die Richtung bestimmte, da man keinen Kompaß besaß, und landete abends. Hatte man die Reise vollendet, so zog man die Schiffe aufs Land und legte Steine unter, damit sie nicht faulten. Von Tempeln ist nie die Rede, doch war man sehr fromm, schrieb alles, was geschah, den Göttern zu, opferte oft und reichlich und betete andächtig zu den Göttern. Diese stellte man sich in Menschengestalt vor, auch waren manche mit Menschen verheiratet, und wenn sie auch auf einem Berge über den Wolken wohnten, so brauchten sie doch Wohnung, Kleidung, Speise und Trank, haderten wohl miteinander, mischten sich in die Streitigkeiten der Helden und nahmen persönlich am Kampfe teil oder schützten durch Wundergaben, Ratschläge oder persönliches Eintreten ihre Lieblinge, wobei sie oft unter sich in Streit gerieten. Über Göttern und Menschen stand das unberechenbare Schicksal, welches man durch Loswerfen erforschte. Homer erzählt daher ebenso viel von den Göttern wie von den Menschen, kennt Herkunft und Thaten jedes Gottes, der Nymphen und anderer göttlicher Wesen, weshalb Herodot sagt, er habe den Griechen ihre Götter gegeben, d. h. die Griechen haben die Mitteilungen des Homer vervollständigt, weiter geführt, in Statuen und Gedichten dargestellt, so daß ein umfassendes System entstand. Weil man die ganze Natur in Personen zu vergegenwärtigen, geistige Eigenschaften als besondere Wesen

darzustellen wußte, so ward die Mythologie auch von den Römern angenommen und später von christlichen Dichtern und Künstlern als fertige poetische Figuren benutzt, z. B. auch von Schiller und Goethe, die man also nicht verstehen kann, wenn man ohne Kenntnis der Mythologie ist.

Die griechische Religion ist eine Verehrung der Naturkräfte, welche durch viele Götter verschiedenen Ranges dargestellt werden. Dabei hat sie ebenso große Umwandlungen erfahren wie die christliche Religion, in welcher die griechisch und römisch Katholischen ja auch noch viele Heilige als Schützer oder Verleiher gewisser Gaben verehren und die Maria fast höher stellen als Gott und Christus. Die Erzählungen von den Göttern nennt man Mythen, die in ihrer Gesamtheit den Inhalt der Mythologie bilden. Ursprünglich bedeuteten die Götter weltschöpferische Naturkräfte, dann wurden sie weltregierende sittliche Mächte als olympische Götter, neben denen Berge, Seeen, Bäche, Quellen, Bäume von göttlichen Wesen (Nymphen, Dryaden, Satyrn, Faunen) wirkten. Aus der rohen, formlosen Masse des Chaos schieden sich durch göttliches Einwirken die Erde (Gäa), die Unterwelt (Tartaros) und der Himmel (Uranos). Die Erde erzeugte die Titanen und Giganten als übermenschliche Wesen der Naturkräfte, bis Zeus als ordnender Wille sie bezwang und in den Abgrund der Erde begrub, wo ihre Zuckungen die Erdbeben verursachen. Zeus als Herr des Himmels, Lichts und Lebens wohnte auf dem vielgipfligen Olymp, Poseidon regierte mit dem Dreizack das Meer und war Herr der Nymphen, Nereiden, Tritonen, Sirenen u. s. w., Pluton endlich verwaltete das finstere Reich der Unterwelt, den Hades, wohin die Seelen der Toten wanderten, damit sie der Fährmann Charon über den Styx setze. Zwischen Tieren und Menschen standen die Satyrn und Faunen, welche tierische und menschliche Eigenschaften besaßen. Jedem Menschen war ein Dämon

(Genius) beigegeben, und den Herd, d. h. die Wohnung, bewahrten Haus= und Familiengötter als Laren und Penaten. Orakel endlich gestatteten den Menschen durch Weissagung Blicke in die Zukunft, wenn man ihre rätselhafte, vieldeutige Antwort richtig zu deuten wußte. Die Griechen glaubten an eine Fortdauer nach dem Tode und eine Vergeltung; denn Hermes führte die Schattengestalten der Abgeschiedenen vor die drei Richter der Unterwelt, welche die Gerechten ins Elysium (Paradies) und die Gottlosen in den Tartaros (Hölle) verwiesen, wo sie eine ihren Verbrechen entsprechende Strafe erhielten.

Man unterscheidet in der Mythologie ein theogonisches (irdisches) und olympisches (himmlisches) Göttersystem. Zu dem ersten gehören Gäa (Erde), welche den Himmel (Uranos) und das unfruchtbare Meer (Pontos) erzeugt. Ihr gehören an die Titanen (Erdkräfte), die Wassergötter, Blitzschmiedende, Kyklopen, hundertarmige Naturgewalten, allerlei Lichtwesen, Sterne und Winde, Japetos, Atlas und Prometheus, der vom Himmel das Feuer stahl und es den Menschen brachte und zur Strafe dafür am Kaukasus angeschmiedet wurde, wo ihm ein Geier täglich die stets nachwachsende Leber fraß, der schwachsinnige Epimetheus (der hinterher klug wird), welcher sich von der Pandora die Büchse aufschwatzen läßt, aus der, als er sie öffnet, lauter Leiden und Plagen der Menschen herauskommen, und endlich Deukalion und Pyrrha, das fromme Urmenschenpaar, welches sich aus der großen Flut rettet. Ebenso sind die Themis, Leiterin gesetzlicher Ordnung, Mnemosyne (Erinnerung), als Mutter der neun Musen, und die furchtbarheilige Hekate, Göttin der Nacht und ihres Schreckens, Urgötter. Auf Uranos (Himmel) folgt sein Sohn Kronos (Zeit), dessen Gattin Rheia (Kybele) hieß, und der alle seine Kinder verschlang. Durch List wird nur Zeus gerettet, und erzogen, welcher den Vater entthront, die Naturgewalten bändigt und eine sitt=

liche Weltordnung einführt. Er wirft die Titanen und Giganten, welche sich widersetzen, in den Abgrund der Erde. Selbst Typhon, der Schrecken der heißen Sommertage, in denen er als Wirbelwind und Wasserhose erscheint, muß sich fügen. Kronos hatte seinen Vater Uranos entthront und tödlich verwundet. Aus dem Blute der Wunde wurden die Erinnyen (Eumeniden oder Furien), welche die Frevler mit Fackeln verfolgen, und die Giganten. Aus Meeresschaum entstand Aphrodite, Göttin der Liebe, und im Meere waltete Nereus mit den Nereiden als freundliche Gottheit, neben denen es auch furchtbare gab (Harpyien als Wirbelwinde, Wasserhosen), Phorkys und Keto (das Schreckliche und Graunhafte des Meeres), die Gräen und Gorgonen (darunter Medusa mit Schlangenhaar auf dem Haupte), und deren Kinder (Kerberos, Hydra und Chimära). Die Nacht erzeugte mancherlei Wesen, darunter den Schlaf mit allerlei Träumen, den Tod und das Verhängnis (Ker) nebst den drei Mören (Schicksalsgöttinnen), von denen Klotho den Lebensfaden des Menschen begann, Lachesis ihn weiter spann und Atropos ihn abschnitt.

An der Spitze der olympischen Götter stand Zeus als Hauptgott der Hellenen. Im thessalischen Dodona befand sich sein uralter Tempel mit einem Orakel, welches er im Rauschen der Blätter verkündete. Als Gott des Äthers verlieh er die Jahreszeiten (die Horen), sandte Winde und Regen, Schnee und Sonnenschein, wahrte die Rechte unter den Menschen, setzte Könige ein und strafte den Meineid. Seine Gemahlin, die Erdgöttin Hera, gründete und schützte die Ehen, verfolgte als Bremse die in eine weiße Kuh verwandelte Jo, welche der hundertäugige Argos bewachte, aber sich von Hermes einschläfern und töten ließ, durch alle Länder bis Ägypten. Die Augen des Argos setzte Zeus in den Schweif des Pfauen, welcher, wie der blitztragende Adler, dem Zeus gewidmet war. Jo ist die Mond-

kuh, daher gehörnt, und Argos der gestirnte Himmel. Hebe, die Trankspenderin im Olymp, ist die Tochter des Zeus, aus dessen Haupte auch die Pallas Athene bewaffnet hervorsprang, als dieser die Metis (Geist, Vernunft) umschlungen hatte. Sie war die Lichtgöttin, der zu Ehren man in Athen die Panathenäen feierte. Sie erfand alle Künste und geistigen Beschäftigungen und den Pflug, schützte die Städte und bürgerlichen Einrichtungen als Burggöttin, erdachte die Kriegskunst, weshalb sie Helm und Schild trug, erfand die Heilkunst, die Flöte und das Weben. In ihren Schild war das versteinerte Haupt der von Perseus getöteten Medusa eingesetzt.

Der hinkende Hephästos war Gott des dienstbaren Feuers, der Metallarbeiter, und Förderer der Zivilisation, der Ätna seine Werkstatt, wo die riesenhaften Kyklopen die Blitze schmiedeten. Apollon, der strahlende Lichtgott Phöbos und Sonnengott Helios, bekämpfte als heiliger Gott alles Düstre, Unreine in der physischen und moralischen Welt, tötete den Drachen Python, gab zu Delphi Orakel, wendete Unheil ab, förderte Musik und Dichtkunst als Vorsteher der neun Musen, wogegen seine Schwester Artemis als Mondgöttin Wild und Jagd schützte. In Tauris brachte man ihr Menschenopfer, ward Iphigenie, Agamemnons Tochter, ihre Priesterin, bis Orestes sie raubte. Die auf ihre Kinder stolze Niobe ward nebst ihren Kindern von ihr in Stein verwandelt. Poseidon, in Athen als Erechtheus verehrt, schenkte dieser Stadt das Pferd (wie Pallas ihr den Ölbaum übergab), führte als Meergott und Erderschütterer einen Dreizack und erschuf als Rossebändiger mit der Medusa den Pegasos. Seine Gemahlin hieß Amphitrite. Ares galt als Gott der Schlachten und des Krieges. Aphrodite für Göttin der Schönheit und Liebe. Ihren Liebling Adonis tötete ein Eber, weshalb man zu gewissen Zeiten ein Trauerfest feierte. Als ihren Sohn verehrte man den Eros (Amor) und dessen

Geliebte Psyche (Seele), und ihre Dienerinnen waren die Chariten (Grazien) und Horen (Jahreszeiten).

Zu den chthonischen (irdischen) Göttern rechnete man die Demeter, den Hades, Hermes (Merkur) und Dyonysos (Bacchus). Demeter stellt die schaffende Natur dar, welche Getreide erzeugt, Ackerbau und Gesetze gründet und die Toten in ihren Schoß aufnimmt. Der Demeter galten die Saat- und Erntefeste. Ihre Tochter Persephone wird von Hades geraubt, dann von der Mutter gesucht, gefunden, muß aber in jedem Jahre eine Zeit lang in der Unterwelt bleiben. Sie ist das Saatkorn. Hades (Pluto) beherrscht die Unterwelt und das Totenreich, welches der dreiköpfige Hund Kerberos bewacht, und wohin der Fährmann Charon die Seelen bringt, die Hermes bis zu ihm geleitet. Er ist der Reichtumspender. Der vielgeschäftige Hermes schützte Ackerbau und Hirtenleben, war Herold und Bote der Götter, daher mit Flügeln an den Schuhen und einem Heroldstabe versehen. Er beschirmte Handel und Verkehr, erfand die Hirtenpfeife Lyra, Buchstaben und Sprachen. Dionysos endlich, gleichfalls eine pelasgische Gottheit, Sohn der Semele, mit der Ariadne vermählt, unternahm, begleitet von Satyrn und dem Silenos, einen Zug nach Indien; er brachte den Weinstock zur Reife und stellte die Naturfülle dar. Ihn feierte man lärmend in den Bacchanalien und andern Festen im Herbst und Frühjahre. Dann schwärmten Mänaden oder Bacchantinnen wie Rasende auf dem Parnassos umher. Bei der Weinlese führte man allerlei Mummereien auf, woraus später Tragödien und Komödien wurden.

Außer den Göttern verehrte man auch Heroen, an welche die Heldensage anknüpfte, welche der Tragödie Stoffe lieferte. Der wichtigste Heros war Herakles (Herkules), ein orientalischer Gott (die Sonne als bewältigende Naturkraft), er ward bei den Griechen das Symbol der höchsten menschlichen Heldenkraft

(seine 12 Arbeiten sind die 12 Monate), stand im Dienste des Eurystheus, verbrannte sich, von seiner Gemahlin Dejanira verraten, auf dem Öta auf einem Scheiterhaufen. Der fluchbeladene Tantalos aus Phrygien, dessen Sohn Pelops, seine Enkel Atreus und Thyestes begehn viele Verbrechen und erleiden harte Strafe, die sich bis auf die Nachkommen Agamemnons (Orestes, Iphigenia) erstrecken. In Lakedämon verehrte man die Zwillinge Kastor und Polydeukes als Dioskuren (leuchtende Sterne und Schützer der Seefahrer), in Athen den Theseus, der den Räuber Prokrustes und Minotauros auf Kreta mit Hilfe der Ariadne im Labyrinth erlegt und die isthmischen Spiele einführt. Überreichen Stoff zu Sagen bot Thebens Gründer Kadmos. Sein Nachkomme Laios setzt wegen warnenden Orakels seinen Sohn Ödipus aus, der ihn später erschlägt, ohne den Vater zu kennen, das Rätsel der Sphinx löst, seine Mutter heiratet, ohne sie zu kennen, sich dann blendet, als er dies erfährt, und die Welt durchirrt. Seine fluchbeladenen Söhne Eteokles und Polyneikes töten sich gegenseitig im Krieg um die Herrschaft, und ihre Schwester Antigone, welche wider Verbot die Leichen bestattet, wird eingemauert, um zu verhungern. In Thessalien endlich pflegte man die Sagen von den Kentauren und Lapithen, deren Kämpfe gern von Bildhauern dargestellt wurden. Der kräuterkundige Chiron war Lehrer des Achilleus.

Zweiter Teil.

Die punischen Kriege oder der Kampf der Römer mit den Karthagern um die Herrschaft auf dem Mittelmeere.

1. Karthago und Sicilien.

(Nach Weber.)

Die Karthager, Nachkommen der semitischen Phönizier, hatten an Afrikas Nordküste ihre Kolonieen nach und nach erweitert zu einem mächtigen Reiche, indem sie die dortigen Einwohner als Söldner in Dienst nahmen oder sie durch Warenumtausch an sich fesselten. Um ihren Handel zu sichern, erwarben sie im Laufe der Jahrhunderte Burgen, Städte und umfangreiche Stationsplätze auf den Inseln und an den Küsten des westlichen Mittelmeeres. Fast das ganze Abendland folgte den Fahnen der Punier, wie man die Karthager nannte. Gewisse Bürgerfamilien Karthagos bevorzugten den Waffendienst, trugen reichen Waffenschmuck und verwalteten die höheren Offiziersstellen der Kolonialtruppen, die aus den angeworbenen Landesbewohnern bestanden; da sah man libysches Fußvolk mit langem Speere, daneben in Felle gekleidete, lanzenbewehrte numidische Reiter, die auf kleinen Pferden pfeilschnell dahin jagten, dazwischen spanische und gallische (französische) Söldnertruppen in nationaler Tracht, leichtbewaffnete Ligurer und Campaner aus Italien, sowie die gefürchteten Schleuderer von den Balearen, welche mittels ihrer ledernen Riemen Bleikugeln mit großer Heftigkeit warfen.

Karthago selbst war unermeßlich reich, die Umgegend von Gärten und großen Pflanzungen bedeckt und überall von Bewässerungskanälen durchzogen. Dort lag Landgut neben Landgut in ununterbrochener Reihe und mit prächtigen, reich ausgestatteten Gebäuden versehen. Die Wohnungen strotzten von Genußwaren aller Art, den Boden bedeckten Weingärten, Öl- und Fruchtbäume. Hier weideten auf den fetten Wiesen Herden von Rindern, Schafen und Ziegen; dort in tieferen Gründen hatte man große Gestüte angelegt, und auf den Feldern prangte in üppigem Wuchse Getreide, besonders Weizen und Gerste, Pflanzungen von Granaten, Feigen, Oliven, Weinstöcken und edlen Früchten zierten die mit Hecken umgebenen Gärten der zahlreichen Städte und Flecken des gesegneten Landes. Überall sah man Wohlhabenheit, denn die Karthager liebten den Feldbau.

Die Verfassung dieser Handelsrepublik war eine aristokratische, denn die reichen Kaufleute regierten den Staat durch einen Senat, der aus dem großen Rat der Dreihundert und dem engeren Ausschuß der Dreißig oder Zehn bestand und zwei Präsidenten (Richter oder Suffeten genannt) an die Spitze der Verwaltung stellte. Doch hatte auch die Volksgemeinde besondere Rechte und gab oft die Entscheidung. Die militärische Gewalt des Feldherrn war unbeschränkt, nur zum Abschluß von Verträgen und Bündnissen bedurfte er der Zustimmung der ihn begleitenden Senatoren.

Um sich die Herrschaft auf dem Mittelmeere zu sichern, trachteten die Karthager, denen bereits die meisten Inseln des westlichen Mittelmeeres sowie ein Teil Spaniens gehörten, auch nach dem Besitze des fruchtbaren städtereichen Siciliens, wo es viel griechische Kolonieen gab. Die mächtigste derselben war Syrakus, welche nach dem Besitz der ganzen Insel strebte und deshalb ca. 150 Jahre mit Karthago kämpfte. Bei diesem Streite um die Oberherrschaft wurden von den Karthagern viele

griechische Städte zerstört, deren Bevölkerung umgebracht oder als Sklaven verkauft. Als z. B. Selinus nach neuntägigem Verzweiflungskampfe fiel, wobei 16 000 Einwohner getötet, 5000 als Sklaven verkauft wurden, verstümmelten die karthagischen Söldlinge sogar die Leichen der Besiegten und schmückten sich mit den abgehauenen Gliedern der Erschlagenen. In Himera wurden 3000 Gefangene niedergemacht und die ganze Stadt zerstört, und dasselbe Schicksal traf Selinus. Diese Ausmordung und Verwüstung volk- und bildungsreicher Städte charakterisiert die Herzlosigkeit der habgierigen Karthager, der Engländer ihrer Zeit. Nicht minder schlimm erging es dem zwischen Weingärten und Olivenwäldern gelegenen reichen und üppigen Akragas oder Agrigent, welches 200 000 Einwohner zählte. Diese wehrten sich zwar herzhaft gegen die karthagischen Söldner, aber als man ihnen die Zufuhr abschnitt, so daß Hungersnot ausbrach, wanderten in kalter Winternacht viele Einwohner aus, viele ermordeten sich, um nicht vom Feinde zutode gemartert zu werden, oder verbrannten sich in den angezündeten Tempeln.

Agrigent galt nächst Syrakus für die größte und prachtvollste Stadt der Insel und hatte eine merkwürdige Bauart, denn die Häuser zogen sich an einer durch Schluchten und Thäler gespaltenen Hügelreihe hinan, auf deren höchstem Gipfel im Nordosten die schwer zugängliche Stadtburg mit dem Zeus- und Athenetempel stand. Dieser Zeustempel galt für das größte Gotteshaus der Insel, denn er maß 340 Fuß in die Länge, 60 Fuß in die Breite und 120 Fuß in die Höhe. Seine Säulen besaßen einen so gewaltigen Umfang, daß sich in ihre Schaftkehlen ein Mann stellen konnte. Die Flächen des Mauerwerks hatte man mit halberhabenen Bildern gefüllt, welche Scenen aus dem Gigantenkampfe und dem Trojanischen Kriege darstellten. Die Menge der Statuen, Gemälde und Grab-

denkmäler war sehr groß, weil man sogar Rennpferden solche Ehrenzeichen errichtete. Wegen ihrer Üppigkeit und Verschwendungssucht standen die Einwohner in keinem guten Rufe. Ein Bürger bewirtete z. B. am Hochzeitstage seiner Tochter alle Bürger auf der Gasse vor ihren Häusern, ließ die Stadt durch bunte Flammen erleuchten und den Brautzug von mehr als 800 Wagen begleiten. Als ein Agrigentiner auf den olympischen Spielen gesiegt hatte, holte ihn ein Festzug von 300 mit Schimmeln bespannten Zweigespannen ein.

Da sich von Sicilien aus das Mittelmeer beherrschen läßt, so trachtete Karthago nach dem Besitze dieser Insel und kämpfte lange, wie bereits gesagt ist, mit Syrakus. Inzwischen hatten aber die Römer Italien erobert und standen vor Sicilien, welches sie als zugehörig zu Italien betrachten mußten. Sie konnten nicht dulden, daß ein fremdes Volk diese Insel in Besitz nahm und von da aus Italiens Küsten beherrschte. Es mußte also hier zu einem Kampfe kommen, der über die Lebensfähigkeit der Streitenden entscheiden und dem Sieger die Herrschaft über das Mittelmeer sichern mußte. Daher der hartnäckige, oft wiederholte Kampf. Hätte Karthago gesiegt, so wäre Südeuropa karthagisch und die Geschichte eine ganz andere geworden. Europa wäre für Karthago geworden, was später Amerika für Spanien wurde. Die Siege der Griechen schützten Europa gegen persische Herrschaft und deren Despotismus, die der Römer gegen punische Aussaugung durch Handel und Industrie. Daher sind die persischen und punischen Kriege welthistorisch, denen wir es verdanken, daß wir Europäer blieben und unser eigenartiges Kulturleben entwickeln konnten.

2. Die Verhältnisse in Sicilien.

(Nach Niebuhr und Weber.)

Die Phönizier, namentlich die Handelsrepublik Tyrus, hatten nicht nur auf den Inseln des Ägäischen Meeres, sondern auch auf Sicilien, Sardinien, Spanien und an der Nordküste von Afrika Kolonieen angelegt. Von diesen ward die in der Gegend des heutigen Tunis gegründete Kolonie Bozra die mächtigste, welche oft und lange mit Rom um die Herrschaft auf dem Mittelmeere, dessen Inseln und Küsten, stritt. Die Griechen machten aus dem phönizischen Worte Bozra (Stadt) das Wort Byrsa und dichteten hierzu, um' es sich verständlich zu machen, die Sage vom Rindsfell, welches die Dido in schmale Riemen geschnitten und mit diesen eine Strecke Land umsäumt habe, das sie alsdann als Eigentum erhielt. Neben dieser alten Kolonie entstand nach und nach eine Neustadt durch Einwanderer aus Phönizien, welche man Karthad-hadtha nannte, woraus die Griechen Karchedon, die Römer Karthago machten. Diese Kolonie blieb lange Zeit machtlos und von der Mutterstadt Tyrus abhängig, zu welcher sie auch getreulich hielt, und derselben Hilfe brachte, wo und wie sie konnte. Dagegen waren die Libyer, die Landeseingeborenen, rohe und habgierige Nachbarn, dazu noch die Oberherren der Karthager, welche jährlichen Tribut an sie zahlen mußten. Erst nach drei Jahrhunderten fühlte sich Karthago stark genug, um sich von den Libyern unabhängig zu machen. Denn als Tyrus Assyrern, Persern und Macedoniern erlag, zogen viele Tyrier nach der mächtig gewordenen Tochterstadt Karthago, welche bereits große Kolonieen in Sardinien, Sicilien und Libyen besaß, auch die phönizischen Besitzungen an Spaniens Küste in Besitz nahm, weil Karthago bei den Phöniziern als rechtmäßige Erbin der Mutterstadt galt.

Diese Eroberungen, bei denen man sich der kriegerischen Stämme in den Kolonieen als kriegslustiger Söldlinge bediente, machten ein stehendes Heer notwendig und verwickelten Karthago in manche Kriege, von denen die gegen Rom gerichteten die folgenreichsten wurden. Weil die Karthager bei den Römern Punier hießen, so nannte man auch die Kriege mit ihnen die punischen. Auch auf Sicilien hatten die Phönizier Kolonieen gegründet, z. B. Palermo, doch erschienen bald dorische und äolische Griechen und nahmen den größten Teil der Insel in Besitz. Natürlich wollten Karthager und Griechen ihr Gebiet erweitern, suchten die angegriffenen Städte beim Gegner des Angreifers Hilfe und führten daher Karthago und das mächtige Syrakus oft Krieg gegeneinander. Denn das große stark befestigte und volkreiche Syrakus unterhielt starke Söldnerheere, deren siegreiche Führer sich dann auch wohl zu Herren von Syrakus aufwarfen und einen großen Teil der Insel eroberten. Dazu kam noch, daß sich die leichtgläubigen Athener vom leichtsinnigen Alcibiades verleiten ließen, die Eroberung Siciliens zu unternehmen, vor Syrakus aber Heer und Flotte verloren. Dadurch erhielt Syrakus großen Ruhm und Macht, weshalb es sich um so heftiger den Karthagern in Sicilien widersetzte, sogar vor Karthago ein Heer ans Land setzte und diese Stadt hart bedrängte. Indessen behauptete sich Karthago in West- und Nordsicilien gegen die beiden Dionyse, den kriegstüchtigen Timoleon und den eroberungssüchtigen Pyrrhus von Epirus.

Karthago war damals die erste Handels- und Seemacht am Mittelmeer und eine Republik, deren Bewohner sich in Großhändler und Kleinbürger schieden. Jene sandten ihre Vertreter in den Senat, diese in die Volksversammlung, die von großem Einflusse war. Diese letztere konnte über Anträge des Senats nicht verhandeln, sondern durfte nur über Annahme oder Ablehnung derselben abstimmen, aber die Regierung konnte nichts

gegen den Willen des Volkes thun, welches ja die Mehrzahl bildete. Der Senat bestellte als ausführende Gewalt zwei Sufeten (Richter oder Konsuln) und zwar den einen für das Rechtswesen, den andern für das Kriegswesen, wogegen der Senat die eigentliche Staatsverwaltung führte. Doch kauften sich die reichen Kaufleute bei der Wahl zu einem Amte die Stimmen der Kleinbürger, wie es ja in Rom auch Sitte war. Denn man suchte hohe Staatsämter zu erhalten, um sich aus Schulden zu retten. Auch wurden Reiche nie mit dem Tode bestraft, selbst nicht für Mord, sondern erlegten nur ein Strafgeld. Es war ihnen für Geld also alles erlaubt.

Überall machten sich die Karthager in ihren Kolonieen durch maßlose Habsucht verhaßt, erlaubten sich Erpressungen aller Art, denn die Statthalter benutzten ihre Macht dazu, soviel Geld zu erpressen, als sie für ihre Bedürfnisse und Pläne brauchten. Mußten doch die libyschen Unterthanen ein Viertel bis zur Hälfte ihres Einkommens als Steuer hergeben! Eine Ausnahme machte nur Hamilkar in Spanien und war daher volksbeliebt. Weil die unkriegerischen Karthager den Waffendienst nicht liebten, höchstens hohe Offiziersstellen beanspruchten, oder als Reiterei dienten, so bestand das Heer aus Söldnern, welche sich im allgemeinen sehr treulos zeigten. Weil er… lich Feldherren oft lange im Amte blieben, das Vertrau… en des Heeres und dadurch große Gewalt erhielten, so macht… e sie dies beim Senat gewöhnlich unbeliebt, welcher durch … große Sparsamkeit den Einfluß der Feldherren zu schwäche… n suchte. In Rom wechselte mit jedem Jahre das Komman… oo, in Karthago führte es der General viele Jahre, oft sogar … zeitlebens. Daher konnten die karthagischen Feldherren planm… äßig verfahren, wogegen bei den Römern mit jedem Kon… ul der Kriegsplan verändert ward. Erst als Scipio meh… rere Jahre hintereinan… der befehligte, konnte er einen Feldzu… gsplan entwerfen und aus-

führen. In der Schlacht endlich stellten sich die Karthager in Phalanx auf (Sturmkolonne von 16 bis 18 Mann Tiefe), die Spanier dagegen in Bataillonen, die Gallier in großen Massen. Im Nahkampf gebrauchte man kurze Schwerter und schützte sich durch linnene Panzer, und als Plänkler oder leichte Reiterei zeichneten sich die Bewohner des Atlas aus. Die Römer kannten diese Vorteile nicht, mußten sie vielmehr den Feinden erst ablernen. Sie besaßen nicht ein stehendes Heer wie die Karthager, sondern hoben bei jedem Feldzuge Bürger aus, die nicht auf den Waffendienst genügend ausgebildet waren, wie ja auch die Heerführer mit jedem Jahre wechselten.

Was nun die geographische Beschaffenheit Siciliens anlangt, so bildet der Ätna den Kern- und Knotenpunkt der zahlreichen Bergzüge, welche die Insel sehr uneben machen. Von ihm geht ein Bergzug am Meere entlang nach Norden bis Messina, wo er nach Unteritalien übersetzt, dessen Gebirgsart ganz mit der von Sicilien übereinstimmt. Südlich von Syrakus zieht sich die Küstenebene von Leontini entlang, füllt nur niedriges Gebirge den Raum zwischen Syrakus und der Westküste, dagegen streicht ein Gebirgsrand von Pelorus bis Himera so dicht an der Küste entlang, daß oft kein Raum für die Straße übrig bleibt. Von Himera ab entsteht wieder ein kleines Küstenland, denn die Höhe der Berge nimmt ab, sie verflachen sich mehr und mehr, und nicht weit von Palermo breitet sich völlige Ebene aus, in welcher sich nur ein mäßiger Berg erhebt. Von hier ab streicht das Gebirge weiter nach Westen und erreicht seine größte Höhe im Monte S. Giuliano (zur Zeit der Karthager Eryx genannt), der sich als zweit höchster Berg des Landes aus niedrigen Gruppen erhebt. Die Gegend um Enna ist eben, die Küstenstrecke bis Agrigent eine bedeutende Fläche. Auch ist das Land bei Gela und Camarina flach, und eine Linie von Agrigent bis Catania hat südlich entweder nur

Hügel oder ist ganz und gar Ebene. Nach dieser Gestaltung der Oberfläche der Insel richteten sich die Feldzüge, so daß sich begreifen läßt, warum die Römer von Messina nach Palermo nicht den nächsten Weg an der Nordküste entlang wählten, sondern nach Süden gingen, um sich auf Syrakus zu stützen.

3. Hiero und die Mamertiner in Messina.

Die Römer hatten in unaufhörlichen Raub- und Eroberungskriegen nach und nach Mittelitalien, das gallische Nord- und griechische Süditalien sich unterworfen und standen nun der Küste Siciliens gegenüber, welches zum großen Teil Besitztum der Karthager war, welche mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten und Rom bedrohten. Dieses mußte den Nebenbuhler also niederhalten, wenn es sicher sein wollte. Karthago besaß zwar eine mächtige Kriegsflotte, aber sein Heer bestand aus Söldnern, das der Römer aus Bürgern. In Karthago führten Gewinn und Verlust berechnende Kaufleute die Regierung, in Rom ein kriegerischer, eroberungslustiger Adel, welchem Kriege Vorteil brachten. Denn alles Land, welches man dem Feinde wegnahm, ward unter den Adel verteilt, d. h. sehr billig an ihn verpachtet, dem es der Bauer und Soldat wieder abpachtete. Auch die freien griechischen Städte Siciliens führten ihre Kriege nur mit Söldnerheeren, denen Plündern und Rauben die Hauptsache war, und die dem siegreichen Feldherrn gern auch gegen die eigne Stadt dienten. Ein solcher Söldnerkönig (Tyrann genannt) war in Syrakus Hiero, welcher einst die trotzigen, Mamertiner genannten, Söldlinge aus Süditalien los sein wollte und sie in ihre Heimat sandte. Doch diese bemächtigten sich

der Stadt Messina, blieben hier und lebten vom Raube, indem sie weit und breit Städte und Dörfer ausplünderten, Herden wegtrieben, Gefangene als Sklaven verkauften. Um sie zum Abzug aus Sicilien zu zwingen, rückte Hiero mit einem Heere vor die Stadt, welche er belagerte. Die Mamertiner wußten recht gut, daß sie weder der Heeresmacht des Hiero, noch dem Feldherrntalente desselben gewachsen waren, und sahen sich daher nach Hilfe um. Da schlugen die einen vor, man solle die Karthager um Hilfe bitten, deren Besitzungen in der Nähe lagen, in denen ein Besatzungsheer stand, wogegen die anderen meinten, die Karthager würden Messina für sich behalten, weshalb es besser sei, die Römer um Schutz anzugehn. Beide Parteien bestanden auf ihrer Meinung und sandten Boten ab, die einen zu den Karthagern, die andern zu den Römern, um Hilfe zu erbitten. Die Karthager wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die feste und wichtige Stadt Messina in die Gewalt zu bekommen und belagerten dieselbe bereits in Verbindung mit Hiero, nahmen deshalb das Anerbieten der Mamertiner an und besetzten die Burg von Messina. Der Senat in Rom dagegen zögerte, ehe er einen Entschluß faßte, denn den Römern fehlte eine tüchtige Flotte, und es schien nicht ehrenhaft, Straßenräubern beizustehen; doch begriff man auch die Gefahr, die darin lag, daß Karthago, wenn es sich in Messina festsetzte, leicht über die schmale Meerenge nach Italien übersetzen und Rom bedrohen könne. Während also der Senat noch überlegte und zögerte, ehe er einen Krieg begann, dessen Erfolg und Ende sich gar nicht absehn ließen, reizten die Tribunen das Volk auf und nötigten dadurch den Senat, dem Raubgesindel der Mamertiner Hilfe zuzusagen. Darüber waren Wochen verstrichen, auch fehlte es an Schiffen zur Überfahrt nach Sicilien, und so hatten die Karthager Zeit gehabt, Messina zu besetzen. Als die Römer endlich, begünstigt von Wind und

Strömung und ungehindert von den Karthagern in Messina ankamen, war die Burg bereits besetzt, weshalb sie nur die Unterstadt in Besitz nehmen konnten. Um auch die Burg zu erhalten, bedienten sie sich einer Niederträchtigkeit. Der römische General ließ den karthagischen bitten, zu ihm zu kommen, damit man berate, was zu thun sei. Der Karthager ging auf den Vorschlag ein, erschien zur Unterhandlung in der unteren Stadt, ward sogleich festgenommen und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht sofort die Burg ausliefre. Der Karthager that dies, um sein Leben zu retten, und so wurden die Römer Herren der Festung. Der Senat von Karthago berief hierauf seinen General zur Verantwortung nach Karthago und verurteilte ihn als Landesverräter zum Tode, weil er nicht das Recht gehabt habe, eine Stadt auszuliefern, welche nicht ihm, sondern dem Staate gehörte. Die Römer wandten sich nun gegen Syrakus, zwangen den Hiero zum Frieden und zur Bundesgenossenschaft, während die Karthager ein Heer sandten, um die Römer wegen ihrer Treulosigkeit zu züchtigen. Dies ist die Veranlassung zu dem wechsel- und folgenreichen Ersten punischen Kriege.

---

4. Der Erste punische Krieg.

(264—241 v. Chr. — Nach Niebuhr und Weber.)

Dieser folgenreiche Krieg verzettelte sich in den ersten drei Jahren in einer Reihe von Belagerungen kleinerer Küstenstädte, welche als Stützpunkt für weitere Unternehmungen oder als Schutz für die Flotte dienen sollten. Man konnte jedoch nicht recht aneinander, denn Karthago war vorzugsweise Seemacht, wogegen Roms Stärke in seinem Landheere lag. Wollte Rom

also den Krieg zu Ende bringen, so mußte es sich eine Flotte anschaffen und mit derselben die karthagische besiegen. Weil dazu aber Kenntnis des Seewesens gehörte und Seestürme den Ruderschiffen sehr gefährlich waren, so verloren die Römer mehrere Flotten. Trotzdem ließen sie sich dadurch nicht mutlos machen, sondern bauten neue Kriegsfahrzeuge, wenn eine Flotte durch Sturm oder karthagische Schiffe vernichtet war. Anders verfuhren die karthagischen Kaufleute, als auch sie wiederholt Flotten und Mannschaft durch Stürme oder Klippen verloren, denn sie dachten alsdann nur ans Sparen und machten Frieden, um weitere Geldverluste zu vermeiden. Die Willensfestigkeit und Ausdauer Roms siegte über die Engherzigkeit der Kaufmannspolitik.

Im ganzen hat der lange Krieg viel Einförmiges, sich oft Wiederholendes, nur wenige Vorfälle sind charakteristisch. Im dritten Jahre des Krieges z. B. belagerten die Römer mit zwei Heeren Agrigent, welches früher eine sehr umfangreiche und dazu sehr feste Stadt gewesen, seitdem aber sehr herabgekommen war. Innerhalb der starken Mauern stand der Karthager Hannibal mit 50000 Kriegern, im Süden der Stadt dagegen schlugen die beiden römischen Heere ihr Lager auf und sperrten durch Gräben und Wälle die Stadt ab. Weil diese nicht unmittelbar am Meere lag, kam Hannibal in große Verlegenheit, bevor es ihm gelang, Boten nach Karthago zu senden und Entsatz zu verlangen. Man schickte auch nach fünf Monaten den Hanno mit einem großen Heere und 50 Elefanten. Dieser bezog bei Heraclea ein Lager, nahm den Römern ihren Waffenplatz weg, sperrte deren Lager durch Verhaue und erschwerte durch numidische Reiter die Zufuhr. Zwei Monate hielten die bedrängten Römer aus. Da verlor Hanno die Geduld, griff die Römer an, ward geschlagen und mußte sein Lager im Stich lassen. Hannibal schien nun verloren. Als aber die Römer in der

Nacht den Sieg feierten, machte er einen Ausfall, füllte die Gräben mit Faschinen und Strohsäcken, kletterte über die Verschanzungen, trieb die Vorposten zurück und schlug sich durch. Nun eroberten die Römer das wehrlose Agrigent, plünderten dasselbe aus und verwüsteten es derart, daß die Bevölkerung durch Mangel und Krankheiten umkam.

Dieser Erfolg erweckte in den Römern den Gedanken, die Karthager aus ganz Sicilien zu vertreiben. Dazu fehlte aber eine geeignete Flotte; denn ihre Schiffe trugen nur 200—220 Mann an Ruderern und Seesoldaten und hatten nur ein Verdeck, ja die kleineren Schiffe trugen nur 50 Mann, hatten kein Verdeck und quer über- und voreinander gestellte Ruderbänke. Eine Pentere dagegen hatte 300 Ruderer und 120 Seesoldaten, eine Triere nur 120 Ruderer, jene war also ein Linienschiff, diese eine Fregatte oder Brigantine, wie wir sagen würden. Nach dem Muster eines gescheiterten karthagischen Kriegsschiffes baute man 120 unbeholfene Penteren, für die man 30000 Ruderer brauchte. Weil diese fehlten, hob man Binnenländer und Sklaven aus und übte sie auf Gerüsten auf dem Lande an taktmäßiges Rudern, worüber in Karthago viele Karikaturen erschienen. Doch die Römer erfanden Enterbrücken, um den Nachteil ihrer Schiffe auszugleichen. Diese Brücken waren breit genug für zwei Mann, von Seitengeländern eingefaßt und an einem Mast des Vorderteils des Schiffes aufgerichtet, indem man sie mittels eines durch einen Ring gehenden Seiles aufrichtete. Da diese Brücke am vorderen Ende Widerhaken hatte, so faßten diese, wenn man die Brücke niederließ, das feindliche Schiff, auf welches man nun eilen konnte. Die Römer hatten auf ihren Schiffen bewährte Legionen, die Karthager nur mittelmäßige oder schlechte Seesoldaten. Zwar mißlang der erste Versuch mit diesen Schiffen bei den liparischen Inseln, aber die Karthager gerieten später in die römische Flotte und verloren

viele Schiffe. Vollständig dagegen war der Seesieg des Duilius bei Mylä (260 v. Chr.), wo 100 römische Schiffe gegen 150 karthagische fochten. Die Römer enterten, nahmen 50 Schiffe, entsetzten Segesta, und Duilius führte in Rom einen Seetriumph auf. Zugleich erhielt er auch das Vorrecht, abends, wenn er von einem Gastmahl heimkehrte, sich von einem Fackelträger leuchten und von einem Flötenspieler begleiten zu lassen. Auch stellte man zum Andenken die columna rostrata (Säule mit den Schiffsschnäbeln) auf. Vielleicht war sie ehern und aus eroberten Schiffsschnäbeln gegossen mit einer Inschrift über gewonnenen Sieg und Beute. Sie ward später durch eine Säule mit ehernen Schiffsschnäbeln ersetzt und aus griechischem Marmor verfertigt und neben der Rednerbühne auf dem Markte aufgestellt. Zur Zeit des Kaisers Tiberius spaltete sie ein Blitz, doch Germanicus stellte sie wieder her samt der Inschrift in alter Orthographie.

Nun hatten die Römer großen Mut, griffen Sardinien an, machten Eroberungen in Sicilien, wo die Karthager noch drei Jahre lang die Nordküste von Lilybäum bis Mylä inne hatten. Dann faßten sie den Plan, den Krieg nach Afrika zu versetzen, um ihn mit einem Schlage zu endigen, bauten daher eine sehr große Flotte von 330 Schiffen, was nun auch die Karthager thaten, indem sie 350 Schiffe ausrüsteten. Die Römer schifften 140 000 Mann ein, darunter 40 000 Mann Landungstruppen, und benutzten noch besondere Schiffe für die Reiterei und Pferde. Bei Agrigent trafen die Flotten aufeinander. Die Römer hatten ihre Flotte in vier Geschwader geteilt, von denen jedes eine Legion, die Bundesgenossen und Transportschiffe trug. Die beiden ersten Geschwader segelten so, daß sie zwei Seiten eines Dreiecks, und ein drittes Geschwader die Grundlinie des Dreiecks bildeten. Die beiden Admiralschiffe fuhren vorn nebeneinander, schräg mit den Schnäbeln gegen die See. Das dritte

Geschwader hatte die Transportschiffe im Schlepptau, und hinter diesen segelte das vierte Geschwader als Rückendeckung, die Karthager befolgten eine bessere Schiffsordnung. Ihr linker Flügel, ein Viertel der Flotte, segelte in langer Linie längs der Küste, an diese schloß sich in rechtem Winkel die ganze Flotte an, Schiff bei Schiff hintereinander bis weit ins Meer hinein. Die Römer segelten nun vor der Küstenlinie vorbei und warfen sich auf die Mitte der langen Linie. Die Karthager zogen die Segel auf und thaten, als ob sie fliehen wollten, um die römischen Linien zu trennen. Wie die Römer nun folgten, formierte sich die karthagische Linie wieder und griff an, der dritte Teil der Karthager wandte sich in hoher See mit aufgezogenen Segeln gegen das vierte römische Geschwader, und die Küstenlinie griff das dritte römische Geschwader an, welches nun die Transportschiffe ihrem Schicksal überließ. Es entstanden also drei Seetreffen. Das erste und zweite römische Geschwader siegte schnell, das vierte behauptete sich, das dritte kam in große Not, erhielt aber vom Zentrum Hilfe. Die Enterhaken hatten gesiegt. 30 karthagische Schiffe wurden vernichtet, 64 genommen und dazu 30—40 000 Mann gefangen. Der Rest der karthagischen Flotte eilte nach Afrika, um Karthago zu decken.

Die Römer folgten und landeten Karthago gegenüber am Golf von Tunis bei Clupea, welches sie zum Waffenplatze machten und sich von da in Afrika ausbreiteten. Die Karthager hatten ihre Truppenmacht in Sicilien stehn, da sie auf den Sieg der Flotte rechneten, dagegen wenig befestigte Orte im Lande, nur einige an der Küste, sodaß die Römer sich ungehindert ausbreiten konnten und als Befreier aufgenommen wurden. Denn die Karthager waren sehr harte Herren und Eigentümer des Landes, dessen Besitzer nur Nutznießer nach Willkür des Herrn, der viel Geld für seine Söldlinge brauchte. Da befahl

der römische Senat thörichterweise, die Flotte solle heimkehren, worauf Regulus Tunis eroberte, die scheuen Milizen Karthagos leicht verjagte und am Flusse Bagrada lagerte. Da baten die verzagten Karthager den Regulus um Frieden, der aber so harte Bedingungen stellte, daß Karthago den Krieg fortsetzen mußte, überall Truppen warb, namentlich Griechen, und als Anführer den Spartiaten Xanthippus, einen ausgezeichneten Kriegsführer. Er fand Karthagos Rüstungen ungenügend, empfahl die Verwendung von Elefanten und numidischer Reiterei, dazu als Schlachtplätze die Ebenen. Man gab ihm Vollmacht zu allem, das Heer verlangte ihn als Feldherrn, und der karthagische Heerführer übergab ihm das Kommando. Xanthippus ließ tüchtig exerzieren und zog dann den 20000 Römern entgegen, die über die neue Heeresformation sehr bestürzt waren. Er stellte die Karthager als Phalanx (Sturmkolonne) ins Mitteltreffen, auf beide Flügel Söldner und Reiterei, und 100 Elefanten vor die Front des Zentrums. Die Römer stellten ihre Reiterei auch auf die Flügel, gegen die Elefanten aber die tiefe Schlachtordnung, deren Stoß unaufhaltsam war, sodaß der römische linke Flügel bereits siegte. Da warf sich die karthagische Reiterei siegreich auf den rechten römischen Flügel, traten die Elefanten alles nieder, zerstäubte vor der Phalanx die römische Sturmmasse, ward die ganze römische Armee aufgerieben, retteten sich nur hinter den Karthagern weg 2000 Mann vom linken Flügel nach Clupea, mußte sich Regulus mit 500 Mann auf einem Hügel ergeben, wohin er sich zurückgezogen hatte (255 v. Chr.). Xanthippus wurde reich belohnt und sollte in Karthago bleiben, zog es aber vor, mit reichen Geschenken heimzukehren. Die Römer holten mit einer Flotte die Reste ihres Heeres ab und schlugen die karthagischen Schiffe, welche es hindern wollten. Die Flotte kehrte über Syrakus durch die Straße von Messina heim. Hier war ein Scirocco im Anzuge, weshalb die Schiffskapitäne vor

der Weiterfahrt warnten, aber nicht gehört wurden. Da überfiel ein furchtbarer Sturm die Flotte und zerstörte 300 Schiffe von 360.

Jetzt boten die Karthager wieder Frieden an, wurden aber abgewiesen, doch ist das, was man von Regulus erzählt, eine Sage, denn für den gefangenen Regulus hatte man in Rom zwei vornehme Gefangene, welche man der Frau des Regulus übergab, die dieselben in einem engen Kasten zu Tode martern ließ. Da die Tribunen dagegen einschritten, ward der eine noch gerettet. Um diese Schmach von Rom zu nehmen, erfand man die Sage von den Martern des Regulus, die erst 120 Jahre nach dessen Tode entstand. Die Karthager rüsteten also von neuem, verwendeten namentlich Elefanten in Sicilien, wo sich die Römer daher in die Gebirge zurückzogen. Bald darauf rüsteten sie eine neue Flotte, verheerten einen Teil der Küste Afrikas, verloren aber auch diese Flotte durch einen Sturm.

Nun waren die Karthager wieder Herren zur See, verheerten Italiens Küste, verfuhren aber im ganzen sehr planlos, weshalb es den Römern möglich war, in Sicilien weitere Eroberungen zu machen. Endlich erlitt Hasdrubal durch Cäcilius Metellus bei Palermo eine empfindliche Niederlage. Metellus stand nämlich in einem verschanzten Lager, weil er sich vor den Kriegselefanten scheute. Bald rückten die Karthager vor sein Lager. Um sich der Feinde zu erwehren, stellte Metellus alle leichten Truppen am Rande des Wallgrabens auf und versah sie mit einem großen Vorrat von Wurfgeschossen, wogegen die Legionen in den Flanken des Lagers standen, um diese zu decken. Die leichte Infanterie lockte durch Plänkeln die siegesgewissen Karthager heran, trieb sie dann durch lebhafte Beschießung in die Gräben und bewarf nun die Soldaten wie die Elefanten mit Wurfspießen und Brandpfeilen, denn die Troßknechte führten aus der Stadt immer neue Vorräte von

Wurfgeschossen herbei, sodaß die Soldaten von der Brustwehr aus ihre Wurfspeere ununterbrochen in die Haufen der Feinde schleudern konnten. Inzwischen wurden die verwundeten Elefanten wild, stürzten zum Teil in die Gräben, aus denen die leichten Truppen der Römer gesprungen und hinter die Linien gewichen waren, und andere Elefanten wandten sich gegen das eigne Heer. Jetzt ließ Metellus seine Legionen aus Seitenthoren des Lagers hervorbrechen, welche bald die Karthager in die Flucht trieben. Mehr als 100 Elefanten wurden hierbei erbeutet und auf besonders zugerichteten Flößen nach Rom gebracht, wo man sie im Cirkus im Tiergefecht tötete (250 v. Chr.). Fortan wagten die Römer sich nicht mehr nach Afrika, die Karthager nicht in das römische Sicilien. Sie besaßen nur noch den äußersten Westen Siciliens mit den festen Städten Lilybäum, Drepana (Trepani) und Eryx, eine Stadt- und Bergfeste, neben Drepana mit herrlichem Hafen. Auf diesem engen Raume behaupteten sie sich neun Jahre, denn auch Lilybäum hatte außer dem Hafen noch starke Festungswerke.

Der Krieg dreht sich fortan um die drei nahe beieinander liegenden Festen Lilybäum und Drepana mit Berg und Feste Eryx daneben. Die Römer lagerten vor Lilybäum am äußersten Teil der Westküste Siciliens. Die Stadt hatte einen guten Hafen, doch machte eine vorgelagerte Sandbank die Einfahrt schwierig. Der Krieg um diese drei Festen dauerte neun Jahre, weil sie Hamilkar Barkas, Hannibals Vater, nach Himilkos Abgange verteidigte. Er war ein ausgezeichneter Feldherr, welcher immer neue Mittel des Widerstands auffand und den Feind durch allerlei Ausfälle und Gefechte ermüdete. Im Anfange warfen die Römer einen Teil der Mauer nieder, aber der Karthager Himilko setzte ihnen trotzdem ausdauernden Widerstand entgegen, obschon die Lehnsoldaten geneigt waren, sich von den Römern bestechen zu lassen und zu Verrätern zu werden —

ein von den frommen Römern oft angewandtes Mittel. Doch ward diese Verräterei stets entdeckt und verdientermaßen bestraft. Nun wandten die Römer griechische Belagerungskünste an, indem sie sechs Belagerungstürme erbauten. Doch ein kühner karthagischer Seemann fuhr wiederholt durch die Römerschiffe, brachte seinen Landsleuten Nachricht von der Not in der Stadt, weshalb die Karthager schnell 10000 Mann in die Stadt warfen, da die karthagischen Schiffe dreist durch die römischen Wachtschiffe hindurch fuhren. Während eines ungeheuren Orkans machte nun die Besatzung einen Ausfall und brannte alle römischen Maschinen nieder, und als die Römer nun durch einen Damm den Hafeneingang sperren wollten, gelang es wenig.

Da sandten die Römer als Feldherrn den verwegenen, gewissenlosen Claudius Cäcus vor Lilybäum, wo die Flotte auf dem Strande lag, nur einige Schiffe den Blockadedienst versahen. Die Matrosen mußten als Landsoldaten dienen, weil viele der letzteren an Seuchen oder Wunden gestorben waren. Diese Matrosen waren Leute aus dem niedrigsten Stande, weil es bereits an Mannschaft fehlte, trotzdem schlug Claudius vor, Drepana, wo die karthagische Flotte lag, von der Seeseite her anzugreifen. Man ging auf den thörichten Vorschlag ein, segelte um Mitternacht ab und erschien am Morgen zum Teil im Hafen, wie dies die Karthager von ihren Warttürmen aus sahen und bemerkten, daß ein römisches Schiff hinter dem andern an der Küste entlang fuhr. Daher bemannte Adherbal schnell seine Schiffe und segelte aus dem Hafen. Da gab Claudius Befehl zur Umkehr, was aber nur großes Gedränge der ein- und auslaufenden Schiffe veranlaßte, worauf sich die römische Flotte am Strande aufstellte, wo sie also nicht manövrieren konnte wie die Karthager, die im offnen Meere hielten. Die Römer verloren im Kampfe 93 Schiffe, und nur mit etwa 30 entkam Claudius. Er ward zurückberufen, heftig angegriffen

und sollte einen Nachfolger im Amte ernennen. Voll Hochmut nannte er den Sohn eines seiner Klienten, den aber der Senat zur Abdankung zwang. Man sandte 800 Schiffe mit Lebensmitteln nach Lilybäum unter Konsul Junius, der sich in Syrakus verproviantierte und dann einen Teil der Flotte voraussandte. Als aber karthagische Schiffe erschienen, floh diese Flottenabteilung in eine klippenreiche Rhede, und als ihr Konsul nachkam und Karthager vor sich fand, flüchtete er auch in eine Rhede. Da kam ein Seesturm, vor welchem sich die Karthager rechtzeitig ins Sichre brachten, die Römer aber verloren ihre Flotte bis auf zwei Schiffe. Der Konsul rettete sich, zog mit den Übriggebliebenen zu Lande weiter und gewann Eryx, Stadt und Feste, durch Bestechung. Bereits fehlte in Rom wie in Karthago das Geld zur Fortführung des Krieges, da erschien Hamilkar Barkas auf dem Kriegsschauplatze, wie oben bereits angegeben ist.

Hamilkar (247—242 v. Chr.) war an Unternehmungs- und Erfindungsgeist den Römern weit überlegen, landete in der Nähe von Palermo, in dessen Hafen seine Flotte einlief, setzte sich auf der Burg fest und verwüstete von hier aus die Küsten Unteritaliens. Daher mußten die Römer sich von Lilybäum abwenden, um ihn zu bewältigen, der nur von Zeit zu Zeit Lebensmittel und Verstärkungen erhielt, weshalb es täglich erbitterte Gefechte gab. Nach drei Jahren gewann er durch Bestechung die Stadt Eryx, wogegen die Römer die Burg auf dem Gipfel des Berges behaupteten. Er stand also zwischen der Feste und der Stadt unten am Berge, behauptete sich hier vier Jahre mit seinen Söldlingen, die aber aus Achtung vor seinem gerechten, ehrenhaften Charakter nie an Verrat dachten, lieferte viele, oft recht blutige Gefechte, ließ sich aber niemals besiegen. Um zu Ende zu kommen, erhoben die Römer eine Anleihe von reichen Bürgern, welche 200 Kriegs-

schiffe nach karthagischem Vorbild bauen und die besten Matrosen und Seesoldaten anwerben ließen. Die Bürger von Karthago wollten solche Opfer nicht bringen, rüsteten aber eilfertig Schiffe aus, um Lebensmittel nach Sicilien für das Heer zu schaffen. Diese Schiffe sollten Getreide nach Sicilien und von dort Seesoldaten zurückbringen, um eine Seeschlacht liefern zu können. Hanno eilte mit vollen Segeln und günstigem Winde heran, um die Getreideschiffe in den Hafen zur Ausladung zu bringen. Da traten ihm die römischen Schiffe unter Lutatius Catulus an den Ägatischen Inseln entgegen. Die Getreideschiffe der Karthager waren schwer zu bewegen, die Truppen schlecht, daher nahmen die Römer 70 Schiffe, bohrten die andern in den Grund oder versprengten dieselben (241 v. Chr.).

Karthago verlor den Mut, den Krieg fortzusetzen, beauftragte also den Hamilkar, Frieden zu schließen, der unter harten Bedingungen zustande kam. Sicilien ward an Rom abgetreten, ein Strafgeld von $3\frac{1}{3}$ Mill. Thalern (damals viel Geld) und Auslieferung der Gefangenen und Überläufer bedingt. Das souveräne Volk in Rom steigerte den Friedenspreis noch um 1 Mill. Thaler in zehnjähriger Abzahlung (d. h. zur Lahmlegung des Besiegten).

Sicilien war bei dem vierundzwanzigjährigen Kriege zur Wüste geworden, der ganze Westen zerstört und hat sich seitdem nie recht erholt. Denn der Sklavenkrieg vollendete die Verwüstung, sodaß man zur Kaiserzeit auf Staatsstraßen nicht über Städte, sondern über Landgüter reiste. Die Römer, d. h. der Adel, wurden durch solche Strafgelder besiegter Völker reich, aber auch verschwenderisch, habgierig und gewaltthätig, und daher beginnt der sittliche Verfall Roms mit dem Ende der punischen Kriege, denen in Rom die Entartung des Adels und die Aufstände des gemeinen Volkes und der Sklaven folgen,

an denen Rom endlich zugrunde ging. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Für die Moral der Völker läßt sich aus den karthagischen Kriegen viel lernen.

---

5. Hannibals Zug über die Alpen als Anfang des Zweiten punischen Krieges.

(218—201 v. Chr.)

Hannibal war der furchtbarste und genialste Feind, welchen die Römer jemals gehabt haben, daher entstellen ihre Geschichtsschreiber auch aus Nationalhaß dessen Charakter, werfen ihm Treulosigkeit, Grausamkeit und andere Untugenden vor, obschon sie selbst jene Vorwürfe im vollsten Maße verdienen. Griechische Schriftsteller dagegen bewundern Hannibal nicht nur als genialen Feldherrn, sondern auch als einen der edelsten, hochherzigsten Männer, welche die Weltgeschichte kennt.

Als die Karthager Sicilien verloren hatten, suchten sie in Spanien Ersatz, wo sie bereits jene Küstenstriche besaßen, welche die stammverwandten Phönizier erkauft oder erobert hatten. Diese Besitzungen wollte man erweitern, weshalb Hamilkar, begleitet von seinem Schwiegersohne Hasdrubal, mit einem Heere nach Spanien segelte. Ehe er aus Karthago abreiste, bat ihn sein neunjähriger Sohn Hannibal dringend, ihn mitzunehmen. Der Vater war dazu wenig geneigt, als jedoch der Knabe immer dringender bat, willigte der Vater unter der Bedingung ein, daß der Knabe den Römern ewigen Haß schwöre. Gern leistete Hannibal vor dem Altar des Nationalgottes den Schwur, welchem er auch bis an seinen Tod treu blieb. Der Knabe wuchs im Lager auf, nahm an allen Anstrengungen, Ent-

behrungen und Gefahren teil, ward daher Liebling des Heeres, mit welchem er ja getreulich Leid und Freud' teilte. Beim Angriff war der Knabe der erste, beim Rückzuge der letzte, lebte und kleidete sich wie der gemeinste Soldat, hielt aber auf schöne Pferde und prächtige Waffen, welche der Stolz des Kriegers sind. Als später sein Vater durch Meuchelmord umkam, sein Schwager bald darauf im Kampfe fiel, verlangte das Heer einstimmig den einundzwanzigjährigen Hannibal zum Oberanführer, und der Senat in Karthago mußte das Verlangen des Heeres erfüllen.

Hannibal mag es sich von Jugend an zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Römer zu bekämpfen, weil sie die gefährlichsten und entschiedensten Gegner Karthagos waren. Dabei folgte er dem richtigen Grundsatze, den Feind im eigenen Lande anzugreifen, um dessen Widerstandskraft um so schneller aufzuzehren. Dazu kam noch, daß die Gallier im Norden Italiens eben erst unterworfen waren und ungern Roms Herrschaft trugen, und daß die Griechen Süditaliens nicht minder große Unzufriedenheit über die Unterthänigkeit unter Rom zeigten. Weil jedoch die Karthager zur See den Römern nicht mehr gewachsen waren, daher auch die Sorge für die Kriegsflotte vernachlässigten, so mußte Hannibal den weiten Umweg über die Pyrenäen, durch Südfrankreich und über die Alpen machen, um nach Italien zu gelangen. Gar oft konnte der Durchzug durch Südfrankreich nur unter heftigen Kämpfen mit den Landesbewohnern erzwungen werden, welche kein fremdes Heer durch ihr Land wollten ziehen lassen. Denn zwischen Karthago und Rom war in einem Vertrage festgesetzt, daß der Ebro die Nordgrenze des karthagischen Spaniens sein sollte, welches nur Ostspanien von Andalusien an bis Neu-Kastilien und Estremadura umfaßte, wogegen die Keltiberer des inneren Spaniens die karthagische Herrschaft nicht anerkannten. Auch hier hießen die

im karthagischen Gebiete wohnenden Völker nicht Unterthanen, sondern Karthagos Schutzverwandte. Sie dienten im karthagischen Heere als Söldner, in welchem man sie als kriegstüchtige, zäh ausdauernde Truppen hochschätzte.

Hannibal betrachtete den Krieg in Spanien nur als Vorbereitung auf den großen Krieg mit den Römern, welcher als Kampf um die Herrschaft auf dem Mittelmeere und in dessen Küstenländern aufgefaßt und geführt werden mußte. Als Feldherr eines ihm ergebenen Heeres blieb Hannibal vom Senat in Karthago ziemlich unabhängig, der ihm deshalb auch nicht wohlwollte; doch das Volk vergötterte ihn als Rächer der Nationalehre, und den Haß gegen Rom teilte auch der Senat, so sehr er anderseits den Hannibal an der Spitze eines siegreichen Heeres fürchtete. Als Hannibal also den Ebro erreicht hatte, welchen er gegen Willen der Römer nicht überschreiten sollte, lag ihm zunächst daran, einen Vorwand zum Kriege mit Rom zu finden. Um eine Veranlassung zum Überschreiten des Ebro zu erhalten, gelang es Hannibal durch allerlei Intriguen, die iberische Republik Sagunt am Ebro mit den Edetanern in Valencia zu verfeinden, denen Hannibal beistand, wogegen die Römer, in den Illyrischen Krieg verwickelt, für das ihnen befreundete Sagunt nichts thun konnten oder nichts thun mochten. Sagunt, nicht weit vom Meere auf den Ausläufern der Berge gelegen, welche Kastilien von Aragonien trennen, ward daher von Hannibal belagert, nach acht Monaten erstürmt, ausgeplündert, aber nicht zerstört, wie die Römer berichten.

Jetzt schickten die Römer eine Gesandtschaft an Hannibal, um sich bei diesem für die Stadt zu verwenden, mit welcher Rom befreundet war. Doch Hannibal wies sie an den Senat in Karthago als an seine Oberbehörde. Der Senat hörte die Beschwerden der Gesandtschaft an, meinte aber, Hannibals That sei weder ungesetzlich, noch ein Vertragsbruch. Da legte

der römische Gesandte seine Toga in Falten und hielt sie dem Senat hin mit den Worten: „Hier habt ihr Frieden oder Krieg! Wählt!“ — „Gieb uns, was du willst!“ lautete die trotzige Antwort. „Wohlan“, erwiderte der stolze Römer, „so habt Krieg!“ Mit diesen Worten strich er die Falten seiner Toga auseinander, wobei die Karthager ein großes Freudengeschrei erhoben. Auf so eigentümliche Weise ward wegen einer unbedeutenden Sache der verhängnisvolle, für beide Staaten opferreiche Zweite punische Krieg erklärt.

Der Krieg war also formell angekündigt, aber keine Partei gerüstet, denn weder die Römer, noch die Karthaginienser besaßen eine einigermaßen ausreichende Kriegsflotte, die Römer keine ausexerzierten Soldaten, wie sie Hannibal hatte, noch einen Anführer, welcher dem Hannibal wäre gewachsen gewesen, und dazu dauerte das Amt des höchstkommandierenden Generals von Rom nur ein Jahr. Hannibal dagegen hatte sich auf den Krieg vorbereitet. Um sich Spanien zu sichern, sandte er die vornehmsten Spanier als Geißeln nach Karthago, zu dessen Schutze er auch ein Heer dorthin schickte, dagegen die libyschen leichten Truppen aus Afrika nach Spanien kommen ließ, wo sie ihm als leichte Reiterei treffliche Dienste leisteten, weil sie sich zum Plänkeln und Verfolgen besonders eigneten, dagegen in der Feldschlacht selten stand hielten.

Während der Konsul Sempronius mit 150 Schiffen nach Afrika segelte, überschritt Hannibal mit 90 000 Mann Fußvolk und 12 000 Reitern den Ebro (andere sagen 70 000 Mann Fußvolk und 9000 Reiter; diese Zahlen sind nur allgemeine Abschätzungen) (218 v. Chr.). Er kam nun in das Gebiet der mit Rom befreundeten Völker, durch deren Land er sich mit großen Opfern an Soldaten den Weg öffnete. Dazu kam noch, daß er durch solche Kämpfe aufgehalten wurde und einen Monat später, als er berechnet hatte, vor den Alpen ankam,

welche nun in den Höhen bereits ihr Winterkleid trugen. Dagegen hatten ihm die Gallier der Lombardei, die erst vor vier Jahren von den Römern überwältigt waren und hart bedrückt wurden, ihre Hilfe angeboten, wenn er in ihr Land komme. Davon erfuhren die Römer, legten schnell Placentia und Cremona als Koloniestädte an, befestigten dieselben und legten eine Besatzung hinein.

Weil Hannibal wichtige Pässe durch die Pyrenäen besetzt halten mußte, namentlich die von Figueras und Rosas nach Rousillon, so betrat er Gallien nur mit 50000 Mann Fußvolk und 9000 Reitern und erwirkte durch vorausgeschickte Gesandte freien Durchzug für sein Heer. Doch entstand eine Meuterei in demselben, weshalb Hannibal die Unzufriedenen, welche die weiten Wege bis Italien scheuten, nach Spanien zurückgehen ließ und schnell durch Nieder-Languedoc bis St. Esprit am Rhone eilte, wo ihm die Gallier feindlich entgegen traten und den Übergang über den reißenden Rhone wehren wollten. Sie rechneten dabei auf römische Hilfe, denn Scipio stand damals mit einem Heere bei Marseille, wo er erfuhr, daß Hannibal bereits am Fuße der Alpen stehe, that aber nichts, denselben am Übergange über Strom und Gebirge zu hindern.

Um bald über den Rhone zu kommen, kaufte Hannibal von den Uferbewohnern Schiffe und Kähne aus ausgehöhlten Baumstämmen ab, damit er mit Hilfe dieser Fahrzeuge den Strom überschreite, sandte jedoch zugleich auch eine Division stromaufwärts, damit sie an geeigneter Stelle über den Strom gehe und den Feind im Rücken angreife. Dies gelang. Die überraschten Gallier, die vor und hinter sich Feinde sahen, wichen eilig zurück, zogen in die Berge und ermöglichten es dem Hannibal, mit seinem Heere auch über den Fluß zu kommen. Nur das Übersetzen der Elefanten machte Mühe, weil sie durchaus nicht ins Wasser und auf die Flöße gehen wollten. Da ließ

Hannibal die fest angebundenen Flöße mit Erde und Zweigen bedecken, die vorsichtigen Elefanten auf dieselben führen, dann die Halteseile lösen, worauf die Flöße stromabwärts schwammen und an Stricken nach dem anderen Ufer gezogen wurden. Wie die Elefanten sahen, daß sie auf dem Wasser schwammen, drängten sie sich erstaunt in der Mitte der Flöße zusammen und verhielten sich ruhig, bis sie landeten. Am Ufer zählte Hannibal seine Mannschaft: er hatte nur noch 30000 Mann Fußvolk, 8000 Reiter und alle Elefanten. Welchen Weg er über die Alpen nahm, haben die neuesten Forschungen Kriegs- und Ortskundiger nachgewiesen. Er ging über den kleinen Bernhard, der im Sommer grüne Alp hat und eine vielbesuchte Handelsstraße ist, wo man in deren Thale hoch hinauf noch Getreidebau trieb, und wo der als besonderes Merkmal angeführte weiße Gipsfelsen liegt. Doch bestehen hier die Alpen aus mehreren Bergreihen, welche also mit großer Anstrengung mußten überschritten werden; daher verlängerte sich die Zeit des Überganges.

Hannibal marschierte bis Vienna im Allobrogerlande, wo er das Rhonethal verließ, um auf altrömischer Straße nach Chambery in der Tarantaise zu gelangen, an der Karthause vorbei dem Laufe der Isère folgend bis zu ihrer Quelle. Die an sich arme Gegend war von dem Heere bald ausgezehrt, deren Bewohner sich daher dem Zuge widersetzten, indem sie an geeigneten Stellen Hinterhalt legten, oder die Karthager in Engpässen angriffen. Sie hatten zwar Lebensmittel geliefert und Geißeln gestellt, aber Hannibal traute ihnen nicht, wandte vielmehr alle Vorsichtsmaßregeln an, um sich gegen Unfälle zu sichern. Er sandte das Gepäck stets voraus und deckte es durch eine Nachhut; trotzdem erlitt er sehr große Verluste. Er kam daher rasch vorwärts, nicht über Eis- und Schneefelder, sondern durch stark bewohntes, schönes Land und vortrefflich

angebaute reiche Hochthäler mit Nußbaumwäldern und Kornfeldern. Weiter hinauf in den Alpen ward der Weg eng und beschwerlich, endlich nur eine Straße für Saumtiere, von denen sich höchstens zwei in solchen Klamms ausweichen konnten, und dazu ging dieser Weg noch am Steilrande von Abgründen hin, in deren Tiefe Bergflüsse tobend und schäumend abwärts eilten. Als man endlich den Paß des kleinen Bernhard erreichte, war es dort bereits Winter. Bald fehlte es an Futter für die Tiere, oft auch an Lebensmitteln für die Menschen, obschon 4000 Packpferde Speisevorräte für 40000 Menschen und Heu für 8000 Pferde trugen. Tiefer Schnee machte die Wege ungangbar, heftiges Schneegestöber verhüllte die Felsklüfte, Pferde glitten aus und stürzten in den Abgrund, die Elefanten erfroren bis auf einen. Dazu ging viel Gepäck verloren, welches die Bergvölker geraubt hatten, so daß auch Menschen, es waren ja Afrikaner oder spanische Südeuropäer, erfroren oder verhungerten. Noch schlimmer verlief das Hinabsteigen, wobei der Weg um die Berge herum an schroffen Abgründen entlang führte, welche oft von Bergströmen unterwaschen oder von Lawinen ausgefüllt waren, oder wo Felswände sich löften und mit den Kriegern, die über sie hinschritten, in die Tiefe stürzten. Dies war besonders am Anfange des Thales von Aosta geschehen, wo das Heer drei Tage und Nächte im Schnee lagern mußte, ehe man aus zusammen geschleppten Bäumen einen neuen Weg für die Maultiere hergestellt hatte, was vielen Arbeitern das Leben kostete, da sie leicht ausglitten und in die Tiefe stürzten. Endlich kam man nach fünfzehn Tagen in den angebauten Teil des Thales von Aosta, wo die Salasser wohnten. Auf dem Boden Italiens angekommen, besaß Hannibal noch einen Elefanten, 20000 Mann Fußvolk (12000 Afrikaner und 8000 Spanier) und 6000 Reiter, meist Numidier. Mit diesem Häuflein wollte er den Militärstaat Rom vernichten. Daß

Hannibal auf dem Bernhard an seine Soldaten eine Rede gehalten und ihnen Italien gezeigt habe, wie Livius erzählt, ist eine Fabel, weil man auf dieser Straße zwischen hohen Felswänden nichts von Italien sieht, auch hält man mitten im Schnee hungernden und frierenden Soldaten keine Rede. Ebenso ist es eine sinnlose Sage, wenn Livius erzählt, Hannibal habe durch Feuer und aufgegossenen Essig die Felsen mürbe gemacht und einen Weg hergestellt. Denn der Weg war eine gangbare Handelsstraße, und mit Feuer macht man Felsen nicht mürbe. Woher auch die Masse Essig nehmen, die man gebraucht hätte?

6. Schlacht an der Trebia.

(217 v. Chr.)

Als die Römer erfuhren, Hannibal sei über die Alpen gegangen und habe dabei viel Mannschaft verloren, hielten sie sein Unternehmen für ein thörichtes und ungefährliches, führten daher die Vorbereitung zum Krieg schlaff und planlos. Scipio war bereits mit einem Heere bis Avignon vorgerückt und säumte jedoch unthätig in Südfrankreich, weil er meinte, Hannibal könne nicht sobald am Po sein, wo er ihm also trotz des Umwegs zur See nach Genua und zu Lande nach Piemont zuvorkommen werde. Hannibal führte dagegen sein Heer, welches einer zerlumpten Zigeunerbande mag ähnlich gewesen sein, rasch vorwärts. Denn nun erhoben sich die Gallier in einem großen Teile Oberitaliens in vollem Aufstande, schlugen die Bojer eine römische Legion und schlossen deren Überreste in Modena ein. Durch diese Schnelligkeit des Angriffs herrschten sie von Parma und Piacenza bis zur Grenze der Romagna und luden

Hannibal, der damals noch an der Rhone stand, ein, zu ihnen zu kommen. Auch die gallischen Insubrer jenseits des Po waren zum Aufstande bereit, und Hannibal hatte bereits Turin im Lande der Tauriner erobert, als Scipio erst bei Genua landete, über die Apenninen und den Po ging und im Lande der Insubrer sich mit zwei Legionen (16—20000 Mann), dazu Bundesgenossen und weniger Reiterei aufstellte. Hannibal kehrte also aus Piemont zurück, um ihn anzugreifen, und trat ihm am Tessino in der Gegend von Pavia entgegen. Hier kam es denn auch zu einem Reitergefecht, in welchem die Römer von den Numidiern geworfen wurden, der verwundete Scipio mit Mühe und durch Hilfe seines Sohnes, des später als Scipio Africanus berühmt gewordenen Beendigers des Krieges, gerettet wurde. Nun erst sahen die Römer ein, daß sie den Gegner unterschätzt hatten, gingen mittels einer Floßbrücke über den Po zurück und verloren dabei einen Teil ihrer Truppen am linken Flußufer, weil sie die Brücke zu früh abbrachen, worauf die noch am andern Ufer harrenden Römer von den Karthagern gefangen oder niedergehauen wurden.

Unterdessen war Sempronius, der andre Konsul, am Po angelangt und hielt mit seinem Kollegen Beratung, was weiter zu thun sei. Beide Feldherren waren darin einig, daß man angesichts des feindlichen Heeres die römischen Legionen zur Winterruhe in die Heimat entlassen und ihnen anbefehlen solle, sich im Frühlinge wieder an der Trebia einzufinden. Ferner beschloß man, daß die Konsuln abwechselnd den Oberbefehl führen sollten, und da sie über die Art der Kriegführung ganz verschiedener Ansicht waren, so erfolgten jeden Tag widersprechende Befehle, d. h. solche, welche das umänderten oder untersagten, was am vorigen Tage befohlen war. Daher gelang es dem Hannibal leicht, bei Placentia den Po zu überschreiten, um den Feind zu umgehen und ihm den Rückzug abzuschneiden. Die

Trebia schied also Römer und Karthager, welche bereits so standen, daß sie den Römern den Rückzug nach Rom abschnitten. Dazu kam noch, daß Scipio noch schwer krank darnieder lag, Hannibal die Verluste an Menschen und Pferden ersetzt hatte und dem römischen Heere die Magazine wegnahm, welche Lebensmittel und andre Bedürfnisse liefern sollten, als die Römer gegen Piemont hindrängten.

Zu diesem Übelstande für das römische Heer kam noch ein anderer, daß nämlich die beiden Konsuln ganz entgegengesetzter Meinung über das waren, was geschehen müsse. Sempronius verlangte eine Schlacht, um sich dem Feinde furchtbar zu machen, der verwundete Scipio dagegen riet, eine Schlacht zu vermeiden und den Feind durch Hinhalten zu Thatlosigkeit zu zwingen. In der That wünschte auch Hannibal eine Schlacht, um Winterquartiere zu erhalten und die Gallier für sich zu gewinnen. Um die Römer zu einer Schlacht zu reizen, ließ er sie einige Vorpostengefechte gewinnen, als er etliche Meilen südlich von Piacenza am rechten Trebiaufer stand, und benutzte alsdann die Beschaffenheit des Bergstromes zu seinem Vorteil. Die Trebia teilte sich hier in viele Arme, war sehr breit und ihr Lauf von Buschwerk und Kiesbänken unterbrochen, dabei seicht, im Sommer voll Inseln, die nur nach heftigem Regen und beim Schmelzen des Schnees überschwemmt werden. Endlich waren die Ufer eine Strecke hinauf mit Gebüsch bewachsen, in welches Hannibal einen Hinterhalt legte. Weil der Fluß wohl breit, aber nicht tief ist, kann er durchwatet werden, weil es jedoch um Weihnachten herum war, besaß das Wasser große, starr machende Kälte. Daran dachten die Römer nicht, wohl aber Hannibal, welcher am Abend große Lagerfeuer machen, reichliche warme Nahrung reichen ließ und den Soldaten befahl, ihre Glieder am Feuer mit Öl einzureiben, damit sie warm und frisch blieben. Auch legte er in das Gebüsch des Flusses einen Hinter-

halt, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, wenn er über den Fluß gegangen sei.

An solche Vorkehrungen dachte der ungestüme Sempronius nicht, welcher vielmehr meinte, die Karthager fürchteten sich vor ihm, und sich daher beeilte, sie zu vernichten oder wenigstens aus dem Lande zu treiben. Obschon heftiges Schneegestöber eintrat, gingen die Römer doch des Nachts durch den Fluß, dessen Wasser ihnen oft bis ans Kinn ging, kamen erstarrt am andern Ufer an, wo ihnen ein heftiger, schneidender Wind entgegen blies und das Kältegefühl steigerte. Am andren Ufer kam es nun zur Schlacht, als die 30 000 Römer gegen die 20 000 Karthager anrückten. Sehr bald war die römische Reiterei geworfen, das matte, frostgeschüttelte Fußvolk zurückgetrieben, wobei es dem Hinterhalte der Karthager in die Hände fiel, der es im Rücken und in der Flanke angriff. Da fielen in dem Gewirre viele, andre wurden in den Fluß getrieben, und nur die 10 000 Mann des linken Flügels retteten sich nach Placentia (Piacenza). Das Schneegestöber war so gräßlich, dicht und ungestüm, daß auch die Sieger ermatteten und den Feind nicht verfolgten. Hannibal ward durch diesen Sieg Herr im Lande, und sein Heer lebte in Überfluß, weil es die Magazine der Römer erbeutete. Hannibal besetzte die beiden Ufer des Po, an welchem die Römer hinab nach Ariminum zogen, wo ihnen Flaminius Verstärkungen zuführte, wogegen die Insubrer nun offen zu Hannibal übertraten. Dieser erste Feldzug gegen Hannibal in Italien hatte also einen mißlichen Erfolg für die Römer, der noch dadurch verschlimmert ward, daß der dem Adel sehr verhaßte Flaminius Konsul ward.

7. Die Schlacht am Trasimenischen See.

(217 v. Chr.)

Die Aussichten für Rom wurden düstere, als der Feind mit überlegener Macht im Lande stand, ganze Provinzen zu ihm übertraten; doch man verzagte darum in Rom nicht, sondern hob neue Legionen aus, weil die Veteranen verloren, d. h. gefallen oder gefangen waren. Den Hauptfehler der römischen Heeresverfassung bemerkte man nicht, daß nämlich bei ungeübten Truppen die römische Taktik die unvollkommenste, bei geübten dagegen die vollkommenste war, was Kriegskunst benutzen kann. Der Konsul besetzte alle Pässe, welche aus Oberitalien nach Mittelitalien über den Apennin führen, welcher dem Po parallel von Westen nach Osten sich erstreckt und gewissermaßen den Festungswall des innern Italiens bildet, wie Oberitalien einen solchen in den Alpen im Norden und Westen besitzt. Hannibal war eben, wohl unterstützt von den Galliern, über die Örtlichkeiten sehr unterrichtet und wählte von den drei Wegen, die ihm offen standen, denjenigen, welchen die Römer für ungangbar hielten, weil er überschwemmt war, weshalb sie ihn nicht gesperrt hatten. Er marschierte über Lucca und Pisa, wo der Arno sumpf- und seeenreiches Gebiet durchzog, welches damals außerdem noch überschwemmt war. Drei und einen halben Tag watete sein Heer durch Wasser und Sumpf, sodaß man, wenn man rasten wollte, das Gepäck als Unterlage benutzte, viele Pferde und Menschen durch Anstrengung oder Krankheit zugrunde gingen, auch der letzte Elefant erlag und Hannibal selbst durch Entzündung ein Auge verlor. Jetzt bezeichnen nur noch einzelne Seeen die alte weite Sumpfstrecke bis Pisa, doch damals war um Lucca herum Frühjahr, alles

ein See, welcher jedoch keinen Morast bildete, daher gangbar blieb. Bei Fiesole kam Hannibal endlich aus dem Sumpf heraus, zog hinter Florenz in das obere Arnothal, wo er sein Heer, dem sich viele Gallier angeschlossen hatten, rasten und die Gegend bis Chiusi verheeren und ausplündern ließ, während Flaminius bei Arezzo lagerte.

Wie Flaminius hörte, Hannibal stehe bereits in Mittelitalien und habe die Wege nach Rom besetzt, eilte er, ihm zuvorzukommen und ihm den Weg nach Rom zu verlegen. Während also Hannibal, das Land verheerend, vor ihm herzog, folgte ihm der Konsul in Eilmärschen, denn er wollte an Hannibal vorbei kommen, um nicht hinter demselben herziehen zu müssen, sondern vor ihm zu stehen. So kamen beide Heere auf der Straße nach Rom bis zu dem See von Perugia, welcher damals Trasimenischer See hieß, den Hannibal links liegen ließ und dem übereilt nachfolgenden Flaminius einige Tagemärsche Vorsprung abgewonnen hatte. Hier am See fand er die Örtlichkeit sehr günstig, einem unvorsichtigen, in Eile dahin stürmenden Gegner eine Schlacht zu liefern. Er besetzte daher den Paß an der Südseite des Sees, an dessen Ufer die Heerstraße entlang ging, und benutzte den Morgennebel, sein Heer unbemerkt in der Flanke der Römer aufzustellen, welche, wegen des Nebels weder Hügel, noch See sahen und in Marschkolonnen vorwärts eilten, d. h. in langen, dichten Zügen hintereinander marschierten, weil sie nicht ahnten, daß sie den Feind neben, vor und hinter sich hatten.

Plötzlich wurden die vorderen Truppen am Passe und zugleich der Nachtrab von den Karthagern angegriffen, welche auf den Hügeln standen. Die Römer stutzten, als sie so unerwartet den Feind neben sich sahen und suchten sich in Schlachtordnung aufzustellen, während die Karthager rechts abmarschierten, die Römer überflügelten und nach dem See zu trieben, ehe diese

in Ordnung kommen konnten. Nun wollten die Römer zurückeilen, fanden aber die Pässe von den Karthagern besetzt, welche sich verschanzt hatten und alle Stürme der Römer siegreich abwiesen. Nur 6000 Mann brachen sich über einen Hügel Bahn und entkamen, die übrigen wurden in den See getrieben oder gefangen genommen. Flaminius war im Kampfe gefallen. Weil Hannibal die Zweckmäßigkeit der römischen Waffen zu schätzen wußte, so versah er seine Truppen mit denselben, übte sie auf dieselben ein, besonders auf den Gebrauch des Wurfspeers (pilum). Außerdem suchte er durch Geschenke und Gnadengaben die Italiker (Nicht-Römer Italiens, aber Unterthanen Roms) für sich zu gewinnen, was ihm auch gelang, da sich namentlich die gefangenen Italiker in sein Heer aufnehmen ließen. Auch gelang es ihm, in Umbrien 4000 Mann römische Reiterei aufzuheben, dagegen mißlang der Versuch, in Spoleto Aufnahme zu finden. Weil Hannibal wenig Lust hatte, Städte regelrecht zu belagern, ihm hierzu auch die erforderlichen Maschinen fehlten, so zog er an vielen Städten vorüber, deren Thore er geschlossen fand, und konnte natürlich dem stark befestigten Rom nichts anhaben. Da bald darauf in seinem Heere Menschen und Tiere an Krankheiten litten, so legte er es in den gesunden Landschaften von Picenum und Ancona in die Winterquartiere, konnte auch leicht in viele Städte einrücken, weil Erdbeben, deren man in diesem Jahre 57 zählte, viele Städte teilweise zerstört und der Mauern beraubt hatten.

Unterdessen hatten die Römer den Fabius Maximus, welcher später den Beinamen der Zauderer (cunctator) erhielt, zum Diktator ernannt, worauf dieser aus Rekruten, Gefangenen und Freiwilligen ein neues Heer zusammenbrachte, dasselbe aber erst tüchtig üben und an die Anstrengungen des Kriegs gewöhnen mußte, ehe er eine Schlacht wagen durfte. Denn die Gallier Hannibals waren erbitterte Feinde der Römer, die Spanier

und Afrikaner erfahrene und erprobte Kerntruppen, die Steinschleuderer sehr geschickte Schützen. Sein Heer mochte 40000 Mann zählen, weil ihm aber Mittelitalien feindlich entgegen trat, wollte er versuchen, ob er die Griechen und andere Bewohner Süditaliens für sich gewinnen könne, weil sie ungern römische Unterthanen waren. Er zog also im Herbst am Adriatischen Meere entlang nach Süden und ging durch die Abruzzen, wo ihm Fabius zwar den Marsch erschwerte, sich aber täuschen ließ, indem sich Hannibal plötzlich nach Campanien wandte, die lateinische Straße gewann, den Römern nur die Via Appia frei ließ, wogegen er nach Casinum eilen und sich dort festsetzen wollte. Der Führer brachte die Karthager jedoch, weil er den Namen falsch verstanden hatte, nach Casilinum im Volturnothale, wodurch Fabius einen Vorsprung gewann und die lateinische Straße nebst Samnium besetzte. Hannibal plünderte nun das Falernerland und Campanien tüchtig aus, weil hier die vornehmen Römer große Besitzungen hatten, und wollte im sonnigen Apulien Winterquartiere nehmen, sich mit Tarent und andern Städten sowie mit Philipp von Macedonien in Verbindung setzen. Um dies zu verhindern, versperrte Fabius die caudinische Straße am Berge Callicula und besetzte die nach Rom führenden Pässe bei Casinum. Hannibal war eingeschlossen, doch nicht verlegen, einen Ausweg zu finden. Er sandte nicht Ochsen mit brennenden Reisigbündeln an den Hörnern gegen die Römer, wie die hergebrachte Erzählung versichert, sondern ließ sein Heer mit Windlichtern nachts gegen die Römer marschieren, sodaß diese glaubten, die Karthager wollten an der bedrohten Stelle durchbrechen. Sie eilten also dorthin, um diese stark zu besetzen, wobei die Posten unbesetzt blieben, deren Mannschaft zuhilfe geeilt war. Dies hatte Hannibal erwartet, besetzte rasch jene Posten und ließ schnell weiter marschieren, nachdem seine Leute das römische Lager in Brand gesteckt

hatten. Als auf dem weiteren Rückzuge die Karthager von dem Reitergeneral Minucius angegriffen wurden, leisteten sie wenig Widerstand, weil sie ja auf dem Rückzuge begriffen waren, und dies galt den Römern für einen Sieg. Die Freude des Senats hierüber war so groß, daß er den Minucius zum Mitkonsul ernannte. Dieser wollte zeigen, daß er der rechte Mann sei, um den Hannibal zu bezwingen, ließ sich von diesem an ungünstiger Stelle in ein Gefecht verwickeln und wäre verloren gewesen, wenn nicht Fabius mit Samnitern herbei geeilt wäre und ihn aus der Gefahr gerettet hätte. Minucius sah nun ein, daß Fabius das Kriegführen besser verstehe, legte sein Amt nieder und wurde wieder Reitergeneral.

8. Die Schlacht bei Cannä.

(216 v. Chr.)

Trotz solcher Erfolge erklärte sich kein Volk Unteritaliens für Hannibal, dem es bereits an Lebensmitteln zu mangeln begann, und der sein Heer auf Kosten der Landesbewohner erhalten mußte, was ihn natürlich unbeliebt machte; Hannibals Lage wurde daher bereits eine bedrängte. Seine Gegner im neuen Jahre waren C. Tarentius Varro, angeblich ein Fleischerssohn und Demagog im schlimmen Sinne, und C. Ämilius Paullus, der wegen des illyrischen Feldzugs kaum der Verurteilung entgangen war. Die Charaktere dieser beiden Konsuln waren einander entgegen gesetzte: Tarentius war hochfahrend und voll allzu großen Vertrauens auf seine Tüchtigkeit, Ämilius dagegen zaghaft und bedenklich, dazu noch unbeliebt. Ihr Heer hatte man verdoppelt, d. h. auf 80000 Fußgänger und

8000 Reiter — meist Adel — gebracht, denen Hannibal kaum die Hälfte Truppen entgegen stellen konnte. Weil die vorsichtige, zögernde Kriegsführung des Fabius den Maulhelden in Rom nicht gefiel, obschon sie Paullus billigte, so wollte dessen Kollege Varro den Römern zeigen, daß er der rechte Mann sei und das Siegen verstehe. Er verlangte daher ungestüm eine Schlacht, als die Römer am Aufidus den Karthagern gegenüber lagerten, denn wegen des Kalkbodens war das Land wasserarm und mußten sich die Heere in der Nähe des Flusses halten. Weil das Heer Hannibals bereits Mangel an Lebensmitteln litt, nahm er den Römern in Cannä ihre Magazine weg und verleitete sie durch häufige Rekognoszierungsgefechte zur Schlacht, die denn auch in einem Bogenabschnitt des Aufidus stattfand. Dieser macht nämlich bei Cannä eine Biegung, in welcher sich beide Heere aufstellten, und zwar die Karthager an der schmalsten Stelle, sodaß der Fluß ihre Flanken und den Rücken deckte, vor ihnen standen in dem weiteren Ausschnitt des Flußbogens die Römer. Doch fanden diese wegen ihrer Menge nicht ausreichenden Raum zur Aufstellung, standen daher in dichten Kolonnen hintereinander aufmarschiert, wodurch ein großer Teil der Soldaten verhindert wurde, am Gefecht teilzunehmen. Es fochten also nur die vorderen Reihen, die an Zahl den Karthagern wenig überlegen waren, dagegen hinderte die dichte Kolonnenstellung an Freiheit der Bewegung und ward daher nur gefährlich.

Es standen also 80 000 römische Fußsoldaten und 6—8000 Reiter den 40 000 karthagischen Söldlingen und 8000 numidischen Reitern gegenüber. Weil aber die Römer mit 10 000 Mann ihr Lager besetzt hielten, so nahmen nur 70 000 Mann an der Schlacht teil, auf deren rechtem Flügel die römische Reiterei stand, auf dem linken dagegen die der Bundesgenossen. Hannibal stellte den Römern gegenüber seine beste Reiterei

auf, gegen die Bundesgenossen die Numidier, außerdem noch auf dem linken Flügel die Libyer, auf dem rechten Kelten und Spanier, in die Mitte als Kerntruppen gleichfalls Kelten und Spanier. Die Schlacht dauerte von zwei Stunden nach Sonnenaufgang bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang.

Den Anfang machte die Reiterei des linken karthagischen Flügels, welche sich auf die feindliche Reiterei warf und sie bald in die Flucht jagte, und dasselbe that die numidische Reiterei. Zugleich ließ Hannibal sein Fußvolk in Keilform gegen das Zentrum der Römer vorrücken, welche aber tapfern Widerstand leisteten, worauf sich die beiden karthagischen Flügel zurückzogen. Wie nun die Römer siegesbewußt folgten, machten die Flügel eine halbe Wendung, kamen also seitwärts zu den Römern zu stehen und griffen diese in beiden Flanken an. Zugleich war die siegreiche karthagische Reiterei um die Römer herumgegangen, half den Numidiern, jagte die römische Reiterei vom Schlachtfelde und griff nun das Fußvolk im Rücken an, sodaß dieses nun ganz umzingelt war. Da die Karthager den größeren Kreis bildeten, so konnten die meisten Krieger am Kampfe teilnehmen, von den dicht zusammengedrängten Römern dagegen nur die in den äußersten Linien Stehenden. Es entstand ein heftiges Drängen, welches bald zu einem Getümmel und wirren Durcheinander ward. Ämilius Paullus fiel, und bald lagen 40—50000 Römer sterbend am Boden. Nur 10000 Mann entkamen, wogegen die Besatzung des Lagers gefangen ward. Varro entkam mit 70 Reitern, eilte nach Canusium und von da nach Venusia, wo er die Flüchtlinge sammelte und nach Rom führte. An dem Thore empfing ihn der Senat und dankte ihm, daß er am Vaterlande nicht verzweifelt sei. Hannibal griff Rom nicht an, weil ihm dazu die Mittel fehlten, sondern ging nach Capua, welches mit ihm ein Bündnis schloß und Hauptwaffenplatz ward. Diese Stadt war den Römern

nicht unterthan, sondern nur befreundet und gleichberechtigt und hatte 300 Bürger zum römischen Heere gestellt. Um deren Leben zu sichern, gab Hannibal der Stadt 300 vornehme Geiseln, worauf bald die Auswechselung der Gefangenen erfolgte. Dagegen war Capua ehrlos genug, die in der Stadt anwesenden Römer in heiße Badestuben einzusperren, wo sie qualvoll umkamen. Die siegreichen Römer haben bald darauf Rache für diese feige That genommen.

9. Hannibal in Bedrängnis.

(216—211 v. Chr.)

Nach der Schlacht bei Cannä verliert der Krieg seinen großartigen Charakter, beginnt der Kleinkrieg, der große Entscheidungen vermeidet, um abzuwarten, ob ein Glückszufall dem Unternehmen zuhilfe kommt. Hannibal hatte in den Schlachten oder durch Krankheiten den Kern seines Heeres verloren, der mit Vertrauen und Verehrung zum Feldherrn hielt. Die zugelaufenen Söldlinge teilten nicht diese Gefühle der Veteranen, fochten nicht für den Ruhm ihres Feldherrn, ihres Landes, ihres Regimentes, sondern rechneten nur auf Plünderung und Beutemachen. Mittel- und Süditalien hielten sich unfreundlich von den Afrikanern zurück, und so mußte Hannibal die Kriegskosten in den Provinzen aufbringen, wo er mit seinem Heere stand, so daß er der Bevölkerung nicht als Befreier, sondern als Bedrücker erschien. Dazu kam noch, daß das Land voll Festungen war, die ihn überall hemmten und ihm die Zufuhr erschwerten. Spanien und Karthago sandten gar keine oder unzureichende Hilfe. Hannibal war also auf sich, sein Genie

und seine Ausdauer angewiesen und knüpfte mit Macedonien und Syrien Verbindungen an, damit die Römer anderweitig beschäftigt würden; aber dies waren schließlich nur weit aussehende Pläne, die ihm nicht aus der Bedrängnis des Tages halfen.

Man spricht wohl von der Verweichlichung der Truppen in Capua, um den Wechsel des Kriegs zu erklären, aber dies ist nur eine wertlose Vermutung, denn die Truppen stammten ja aus heißen Ländern, konnten daher in Süditalien nicht erst erschlaffen, und dazu gab die Fortdauer des Krieges, die Nähe der römischen Heere keine Muße zum Schlaraffenleben. Zwar liefen dem Hannibal viel Bruttier zu, aber nur um ein Räuberleben zu führen, wie es im Dreißigjährigen Kriege Sitte wurde. Wie sehr der alte Geist aus dem Heere gewichen war, zeigt der wiederholte erfolglose Angriff auf Nola, wo Marcellus sich siegreich behauptete. Erst als das griechische Lokri in Unteritalien zu Hannibal übertrat und das menschenarme Kroton erobert war, gelangte Hannibal in den Besitz von zwei Häfen und konnte mit Karthago wieder in Verbindung treten. Inzwischen erholte sich Rom bei der sinkenden Macht Hannibals und verweigerte den Austausch der Gefangenen, welche es leichter entbehren konnte als Hannibal, welcher nun die gefangenen Römer als Sklaven verkaufte. Dagegen verdoppelten die Römer ihre Legionen, indem sie alle gerichtlich Verurteilten, Schuldner, 8000 Sklaven und selbst Gladiatoren zu Soldaten machten und außerdem noch Hilfe in den lateinischen Städten und Bezirken fanden. Trotzdem war die Not in Rom groß, weil es an Geld fehlte, die Getreidepreise daher um das Zehnfache stiegen. Obschon sich Süditalien im ganzen dem siegreichen Hannibal zuwandte, konnte dieser doch keine große Schlacht mehr liefern, zog vielmehr in Apulien und Lucanien umher, ohne rechten Zweck, eroberte kleine Städte, lieferte aber nur

kleine Gefechte, in denen das römische Heer sich zur Gegenwehr ausbildete. Um Städte zu erobern, fehlte es ihm an Belagerungsmaschinen und an Lust zu Belagerungen. Als die Römer Capua belagerten, wollte Hannibal sie von dieser Stadt wegziehn und marschierte daher gegen Rom (211 v. Chr.), wo er acht Tage vor der Porta Collatina auf dem Monte Pincio lagerte und den Römern so großen Schrecken einjagte, daß der Ausruf: „Hannibal ante portas“, ein so grausiger war, daß man mit ihm schreiende Kinder zum Schweigen brachte. Weil er aber weder Belagerungsmaschinen besaß, noch Helfer sich einfanden, er aber auf verzweifelten Widerstand gefaßt sein mußte, zog er wieder nach Süden. Unterdessen hatte sich Capua ergeben, war von den Römern gründlich ausgeplündert, endlich die ganze Bevölkerung, welche die Erstürmung überlebte, ausgewiesen und eine neue eingeführt. Alle Senatoren wurden hingerichtet, von denen viele sich selbst und ihre Familie töteten, und alle Punierfreunde wurden massenweise umgebracht. Vorher schon hatte Sempronius Gracchus mit bewaffneten Sklaven bei Benevent über Hanno gesiegt und blieb die Citadelle Tarents in der Gewalt der Römer, während Karthager die untere Stadt besetzt hielten.

Während dieser Zeit waren in Syrakus der alte weise Hiero (215 v. Chr.) und sein Sohn gestorben, die sogenannten Tyrannen (Alleinherrscher) der volkreichen Stadt, und folgte auf sie der leichtfertige Hieronymus, Hieros Neffe, welchen Hannibal dadurch für sich gewann, daß er die gefangenen Syrakusaner freigab. Infolge hiervon schloß Hieronymus ein Bündnis mit Hannibal, ward aber bald darauf ermordet und Syrakus wieder Republik. In dieser gewannen die Freunde der Karthager den Haupteinfluß und erzwangen durch einen Militäraufstand den Anschluß an Karthago, wofür die Römer in den kleinen Städten der Republik blutige Rache nahmen.

Daher sandte Karthago den Himilko mit einer Flotte nach Sicilien, wo er große Eroberungen machte, wogegen nun der Römer Marcellus vor Syrakus zog, welches er einschloß, aber den Hafen nicht sperren konnte. Zwei Jahre lang widerstand die volkreiche, wohl befestigte Stadt den Römern, doch als einst Karthago ein Heer zu Hilfe sandte, brach unterwegs die Pest auf den Schiffen aus und starb ein großer Teil der Mannschaft, so daß diese Hilfe erfolglos blieb. Die ganze Stadt hatte Archimedes durch seine Maschinen erfolgreich verteidigt, indem er durch seine Wurfmaschinen — nicht durch Brennspiegel — die Maschinen der Römer zerstörte. Da bemerkte Marcellus einst, als er die Mauern genau betrachtete, eine schwache Stelle an der See und erfuhr zugleich, daß man in der Stadt ein großes Fest feiere, Umzüge halte und bis tief in die Nacht hinein schmause und trinke! Er benutzte dies zu einem plötzlichen Angriff, eroberte einige Stadtteile, nicht aber die große und reiche Altstadt. Natürlich erschraken die Bürger über diesen Handstreich gewaltig und verlangten Übergabe der Stadt an die Römer, doch die römischen Überläufer brachen in die Häuser der Friedliebenden ein und ermordeten dieselben. Da verriet ein spanischer Söldling für Geld die Stadt an Marcellus (212 v. Chr.), die nun erobert und ausgeplündert ward. Marcellus, erzählen die Römer, verfuhr sehr mild, denn er verbrannte die Stadt nicht, sondern ließ sie rein ausplündern, trieb alle Einwohner aus derselben, die nun vor den Thoren große Not litten und Gras aßen, endlich sich für Sklaven ausgaben, um verkauft zu werden. Alle Kunstwerke, deren es so viele gab, schleppte Marcellus nach Rom. Noch schlimmer erging es dem von Numidiern verratenen Agrigent, welches nächst Syrakus für die glänzendste Stadt der Insel galt, aber seit dem Ersten punischen Kriege dreimal zerstört war und nun in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Nach zwei Jahren

eroberte und verheerte Marcellus ganz Sicilien, welches sich seitdem nie wieder hat erholen können.

Unentmutigt führte Hannibal den Krieg in Unteritalien vier Jahre fort, schlug zwei römische Heere und nahm mehrere Städte ein. Um ihm die Hilfe aus Spanien abzuschneiden, sandten die Römer zwei Scipionen dorthin, welche dieses Land den Karthagern entreißen sollten, deren Herrschaft bei den Einwohnern sehr unbeliebt war. Anfangs hatten die Scipionen Glück, denn sie errangen mehrere Siege über karthagische Generale, worauf viele dortige Volksstämme zu ihnen übertraten. Dann aber wurden die beiden Sieger von treulosen Keltiberern ermordet (212 v. Chr.), und gingen deren Eroberungen wieder verloren. Mehr weiß man nicht. Bereits hatte der verhängnis- und wechselvolle Krieg mit Karthago die römische Kriegslust derart abgekühlt, daß die Bewerbungen um die Feldherrnwürde spärlich wurden und ganz aufhörten, so daß man den jüngeren Scipio, der sich um die Feldherrnstelle in Spanien bewarb, obschon er das erforderliche Alter noch nicht hatte, nach Spanien sandte (210 v. Chr.), um dort dem Kriege eine günstige Wendung zu geben. Hier in Spanien geberdete sich Scipio als ein Gottbegabter, welcher siegverheißende Götterstimmen hörte und Glauben fand. Während Hasdrubal, Hannibals Bruder, mit einem Heere über die Pyrenäen und Alpen nach Italien zog, um dem Hannibal dort Hilfe zu bringen, belagerte Scipio die kleine Seefestung Karthagena, welche stark befestigt war, griff sie einst zur Zeit der Ebbe, als der Meeresboden an der Stadt freilag und als Weg benutzt werden konnte, von der Land- und Seeseite an und eroberte sie.

Unterdessen war Hasdrubal ungehindert über Bayonne durch Südfrankreich und über die Alpen marschiert, um seinem von drei Heeren umstellten Bruder Hilfe zu bringen und ihm Luft zu machen. Zwar lag es in seinem Plane, so schnell als mög-

lich nach Unteritalien zu kommen, doch konnte er nicht umhin, auf die Bitten der Gallier hin die Belagerung von Piacenza zu unternehmen, welche ihm einen Monat Zeit kostete, und nun erst zog er am Adriatischen Meere entlang nach Apulien. Da wollte es das Unglück, daß einige seiner Briefe von den Römern aufgefangen wurden, welche den Hannibal mit drei Heeren umstellt hatten, aber nicht anzugreifen wagten. Wie sie nun aus den Briefen ersahen, welche Pläne Hasdrubal verfolge, und welche Wege er wählen werde, und daß Claudius Nero mit seinen sechs Legionen vor dem Karthager zurückweiche, sandten sie dem Claudius zwei Heere zu Hilfe, ohne daß Hannibal etwas merkte. Hasdrubal dagegen bemerkte sehr bald, daß man des Nachts im römischen Lager als Zeichen des Schlafengehens zweimal blies, woraus er folgerte, daß er zwei Konsuln sich gegenüber habe. Deshalb wich er zurück zum Fluß Metaurus, wo er an den Apenninen die Römer zu umgehen gedachte. Da verirrten sich seine Führer und ließen ihn dann im Stich, wogegen die Römer ihn heftig bedrängten. Wie er nun an dem stark angeschwollenen Flusse entlang zog, um endlich eine Übergangsstelle zu finden, wurde er von den Römern eingeholt und mußte an ungünstiger Stelle eine Schlacht liefern. Die Punier kämpften mutig und des alten Ruhmes würdig, doch fielen viele, unter ihnen Hasdrubal (207 v. Chr.), die Keltiberer aber schlugen sich zu Hannibal durch. Als die Römer auf dem Schlachtfelde Hasdrubals Leiche fanden, schnitten sie derselben den Kopf ab und nahmen ihn mit, denn sie kehrten schnell nach Süditalien zurück, um Hannibal wieder einschließen zu helfen. Da warf man einst Hasdrubals Kopf den karthagischen Vorposten zu, welche den Kopf zu Hannibal brachten. Als dieser des Bruders Kopf sah, weinte er vor Schmerz und erkannte in dem Mißgeschick das Ende des Krieges.

Unter diesen Umständen erhielt Mago von Karthago den Befehl, nach Ligurien zu gehen, um von dort aus die Römer in Italien anzugreifen, was er auch mit Erfolg that, ohne jedoch dadurch dem Hannibal wesentliche Erleichterung bringen zu können. Inzwischen suchte Scipio in Spanien die Freunde der Karthager mit Brand und Mord heim, verdrängte die Karthager aus dem Lande und behandelte dieses wie eine eroberte Provinz. Dagegen strebten die Spanier nach Unabhängigkeit und wurden um so mehr mißgestimmt, als sie bei den Karthagern keinen Sold mehr als Soldaten verdienen konnten. Daher dachten die Fürsten Spaniens endlich an ernste Gegenwehr gerade zu der Zeit, als Scipio schwer krank darnieder lag und 8000 italische Söldner Spanien für sich zu erobern oder zu den Spaniern überzutreten gedachten. Das Unternehmen hatte anfangs guten Fortgang, als aber Scipio gegen Erwartung seiner Feinde bald darauf genas, schwand den Verschwörern der Mut. Indessen waren es ihrer viele und darunter sehr einflußreiche Offiziere, weshalb Scipio nicht mit Strafen vorgehen durfte, vielmehr den Anschein nahm, als wisse er von den Plänen der Verschworenen nichts. Daher lud er dieselben nach Karthagena ein, um mancherlei mit ihnen zu verabreden und zunächst den rückständigen Sold auszuzahlen, dessen Ausbleiben eine der Mitursache der Verschwörung war. Die Eingeladenen kamen bewaffnet in die Stadt und hielten sich für um so sicherer, als Scipio bei ihrer Ankunft die römische Besatzung aus der Stadt abmarschieren aber dann am Thore Halt machen und in die Stadt zurückgehen ließ. Denn während der Zeit hatten sich die Keltiberer unbewaffnet auf dem Markte eingefunden, um ihre Löhnung in Empfang zu nehmen, wurden hier aber von den Römern umzingelt, 35 Rädelsführer ergriffen und hingerichtet, den anderen der Sold ausgezahlt.

Nachdem Spanien wehrlos und für Hannibal unbrauchbar gemacht war, ging Scipio nach Cirta in Algerien, wo König Syphax residierte, den Karthagern für Geld diente, jetzt aber um römische Offiziere bat, damit sie seine Truppen einübten. Mit ihm wollte Scipio ein Bündnis abschließen, um die Karthager im eigenen Lande angreifen zu können und auch hier dem Hannibal die Hilfsquellen zu entziehen, so daß er aus Mangel an Mitteln den Krieg aufgeben mußte. Bei Syphax traf er den Karthager Hasdrubal, der Truppen ausheben wollte, denn des Syphax Politik ging dahin, den Karthagern Geld abzunehmen, dieselben jedoch nicht zu mächtig werden zu lassen. Dieselbe Vorsicht wandte er auch bei Scipio an, welcher deshalb bald abreiste, ohne etwas Sicheres abgemacht zu haben.

10. Scipio in Afrika.

(204—201 v. Chr.)

Scipio ging also nach Rom, um sich um das Konsulat zu bewerben, obschon er das gesetzliche Alter für dieses Amt noch nicht erreicht hatte. Zwar verehrte ihn das Volk und brachte ihm allerlei öffentliche Huldigungen, aber um so entschiedener trat ihm eine Adelspartei entgegen, an deren Spitze Fabius stand, welcher bei Scipio böse Absichten vermutete; Scipio erhielt in der That nicht Afrika als Provinz (Statthalterschaft), sondern Sicilien; wolle er von da aus gegen Karthago Krieg führen, so möge er sich die Mittel dazu verschaffen. In Italien herrschten zu dieser Zeit Hungersnot und Seuchen, so daß die Vorsicht des Senates wohl berechtigt war. Dennoch brachten einige bisher verschonte Landschaften Mittelitaliens, die nicht

zur Staatssteuer verpflichtet waren, Schiffe, Lebensmittel, Gold und Soldaten für Scipio zusammen, mit denen er Karthago angreifen sollte. Arretium allein gab Waffen für 30 000 Mann, dazu Gold und Lebensmittel, andere Landesteile stellten Veteranen und Freiwillige, so daß Scipio auf der Flotte ein Heer nach Sicilien führte, nachdem er den Karthagern Lokri entrissen hatte. Zum Mißvergnügen seiner Freunde verweilte er in dem genußreichen Syrakus ein ganzes Jahr, ohne Anstalten zum Kriege zu treffen. Vielleicht gefiel es ihm dort ganz besonders, weil er ganz nach griechischer Weise leben konnte. Denn er war einer der ersten Römer, welche an griechischer Sprache, Litteratur und Lebensweise Gefallen fanden und sie nachahmten. Seine Feinde in Rom benutzten dies zu neuen Verdächtigungen, so daß man Kommissionäre nach Sicilien sandte, um die Ursache zu dem Nichsthun Scipios aufzusuchen und ihn nötigenfalls abzusetzen. Diesen wußte Scipio jedoch so geschickt entgegenzutreten, daß sie verlegen wurden und nach Rom berichteten, Scipio betreibe die Rüstungen mit Eifer.

Endlich fuhr Scipio mit 400 Transport- und 40 Linienschiffen, welche etwa 20 000 Krieger trugen, nach Afrika hinüber (204 v. Chr.). Nach drei Tagen landete er bei Utica, nördlich von Karthago, an einem Vorgebirge, wo sich eine Rhede befand, auf deren flach ablaufendes Kiesufer man die Schiffe ziehen mußte, worauf Scipio ein Lager aufschlug, dasselbe befestigte und Streifzüge ins Land unternahm. Damals standen aufseite Karthagos Syphax, der die Karthagerin Sophonis oder Sophonisbe geheiratet hatte, und der karthagische Lehensfürst Masinissa. Diese beiden vereinigten sich an der Grenze des heutigen Tunis mit dem Karthager Hasdrubal und zogen gegen Scipio. Doch waren die afrikanischen Fürsten treulos, dazu habgierig und wollten sich auf Karthagos Kosten mit Hilfe der Römer bereichern. Als die Römer dem Masinissa daher

eine Gebietserweiterung versprachen, trat er zu den Römern über und verriet an sie den Feldzugsplan der Karthager, welchen Scipio nun leicht vereiteln und die Angreifer schlagen konnte. Dann wandte sich Scipio gegen Utica, belagerte es, konnte aber nichts ausrichten, weil Hasdrubal und Syphax mit ihren Heeren die Stadt deckten, bis Scipio sie nachts überfiel, die Strohhütten ihres Lagers anbrannte und das Heer zersprengte. Nun zog sich Syphax in sein Land zurück, wo ihn aber Masinissa angriff, bei der Bevölkerung freundliche Aufnahme fand, den Syphax gefangen nahm und an die Römer auslieferte. Bald eroberte er auch des Syphax Hauptstadt Cirta (Konstantine) und heiratete dort des Syphax Frau Sophonisbe, welche für eine Schönheit der damaligen Zeit galt. Masinissa erfreute sich aber nicht lange ihres Besitzes, vielmehr sollte er sie bald darauf an Scipio abliefern, welcher sie in Rom beim Triumphzuge aufführen wollte. Um sie vor dieser Schmach zu retten, gab ihr Masinissa Gift, mit welchem sie auch ihr Leben endete. Syphax ward im Rom beim Triumphe aufgeführt, dann nach Alba im Marserlande gewiesen, wo er im hohen Alter starb.

Hannibal war von den Römern in diesen letzten Jahren wenig belästigt, aber er sah bereits ein, daß sein Plan, die Römerherrschaft in Italien zu vernichten, unausführbar sei, doch wollte er bis zum letzten Augenblick aushalten. Er gab daher die Landschaften auf, die er aus Mangel an Truppen nicht mehr behaupten konnte, und zog sich in einen engen Kreis von Bruttium und einen Teil Lucaniens zurück, wo er allerdings durch seine Anforderungen, Soldaten und deren Unterhalt zu schaffen, die Bewohner hart bedrückte und fast zur Verzweiflung brachte. Trotzdem konnte er oft sein Heer weder bezahlen noch ernähren, so daß es oft durch Hunger und Pest litt. Zwar behauptete er Kroton als Hauptquartier, doch entrissen ihm die

Römer einen Flecken Land nach dem anderen, bis ihn Karthago zum Schutze der Vaterstadt heim rief. Denselben Befehl hatte Mago in Sardinien erhalten. Ehe diese ankamen, machte der Senat von Karthago dem Scipio Friedensvorschläge, welcher jedoch in rohem Siegesübermute unannehmbare Bedingungen stellte, welche Karthago ablehnte, so daß der Krieg seinen Fortgang hatte, wie es der siegesgewisse, herzlose Scipio wünschte. Anders als Scipio dachte der Senat, welcher recht gut empfand, welche Last Hannibals Gegenwart in Süditalien sei. Der Senat Karthagos war geneigt gewesen, auf Scipios Bedingungen einzugehen, was das Volk aber ablehnte. Wie man nun in Rom mildere Bedingungen stellte, Hannibals Ankunft erwartet wurde, eine römische Flotte mit Lebensmitteln zugrunde ging, wuchs den Karthagern der Mut. Als daher in der Stadt Hungersnot ausbrach, begannen Volkstumulte und nahm man römische Getreideschiffe weg. Natürlich erhob Scipio dagegen Einspruch und verlangte Genugthuung, doch konnten sich seine Gesandten kaum vor der Volkswut retten, als sie in der Volksversammlung auf dem Markte Scipios Forderungen vortrugen. Die Gesandten retteten sich auf ein Schiff und fuhren davon, doch ein karthagisches Schiff verfolgte das römische, welches nur dadurch seine Passagiere ins Sichere bringen konnte, daß es auf den Strand auflief, dabei zwar leck ward, aber der Besatzung und den Gesandten es ermöglichte, ans Land zu kommen und zu flüchten. Mit dem erhofften Frieden war es also aus. Während dies geschah, kehrten Mago und Hannibal zu Schiffe heim, jener starb zwar unterwegs an erhaltenen Wunden, doch Hannibal kam glücklich mit 40 000 Mann, meist Überläufer und Italiker, in Karthago an. Er sah sogleich das Hoffnungslose der Lage ein und wünschte Frieden, das Gegenteil wünschte Scipio, um seinen Oberbefehl (imperium) nicht zu verlieren. Um diesen zu behalten, suchte er die Verhandlungen in die

Länge zu ziehen und stellte unannehmbare Forderungen, so daß der Krieg seinen Fortgang nehmen mußte. Dazu meinte das karthagische Volk, wenn Hannibal da sei, könne er alles umgestalten, weil er stets Sieger bleiben werde.

11. Schlacht bei Zama.

(202 v. Chr.)

Bei Zama kam es endlich zur letzten entscheidenden Schlacht. Hannibal stellte die Reiterei auf den Flügeln seines Heeres, die 80 Elefanten vor dessen Front und dahinter das Heer in drei Treffen auf. Das erste bildeten die Söldlinge aus allen Nationen, auf welche man sich nicht allzu sehr verlassen durfte, dahinter standen ausgehobene karthagische Bürger als Vaterlandsverteidiger, und als Reserve diente das zahlreiche Corps der Italiker, ein heimatloser Haufen tüchtiger Söldlinge. Scipio ordnete sein Heer nach hergebrachter römischer Weise in drei Treffen. Das erste bildeten die Speerwerfer (hastati), das zweite die Kerntruppen (principes) und das dritte die Reserve (triarii). Zwischen ihnen ließ Scipio große Zwischenräume für die leichten Truppen frei, welche die Elefanten beschießen sollten, so daß die Compagnieen nicht hintereinander, sondern in den Zwischenräumen zwischen anderen standen. Auf den Flügeln endlich hielt die römische und numidische Reiterei. Diese siegten bald über die karthagische, und die Elefanten verliefen sich in den Gassen zwischen den Kolonnen, nur wenige wandten sich gegen die Wurfspießschützen. Nun stießen die hastati und karthagischen Söldlinge aufeinander; nach kurzem heftigen Kampfe wichen die Söldlinge auf das zweite karthagische Treffen zurück,

wurden aber von diesem wieder gegen die Römer getrieben und größtenteils zwischen beiden Heeren niedergestoßen. Dagegen mußten die römischen hastati vor den karthagischen Bürgern des Mitteltreffens weichen, weshalb Scipio sein zweites und drittes Treffen vorgehen, sich dabei seitwärts ziehn und die Karthager in die Flanken fallen ließ. Dieser Angriff hatte vollkommenen Erfolg, denn die Karthager waren überflügelt, und dies entschied die Schlacht. Die römische Reiterei hatte sich nach der Vertreibung der karthagischen in den Rücken des feindlichen Heeres geworfen, dadurch große Verwirrung angerichtet, welche bald in allgemeine Flucht überging, wobei fast das ganze Heer aufgerieben ward. Mit wenigen Reitern rettete sich Hannibal nach Adrumetum.

Nach dem Verluste der Schlacht und des Heeres war Karthago wehrlos und mußte unter jeder Bedingung Frieden machen, welchen Hannibal abschließen sollte und welchen auch Scipio wünschte. Da kamen denn die beiden berühmtesten Feldherren ihrer Zeit zu einer Verhandlung zusammen: Hannibal sah vor Sorgen und Mühsalen gealtert aus und erinnerte den Gegner an den Wechsel des Schicksals, der sich in Hannibals Laufbahn auch gezeigt hatte. Scipio dagegen stand im frischen Mannesalter und war im Hochgefühl des Siegesbewußtseins. Seine Friedensbedingungen waren hart und im Gefühl des Siegesbewußtseins gegeben. Karthago sollte ein selbständiger Staat bleiben, seine Städte und Landschaften in Afrika behalten, aber weiter nichts, keine Kriegselefanten und nur zehn Kriegsschiffe halten, binnen 50 Jahren 15 Millionen Thaler zahlen, 150 Geiseln stellen, welche Rom sich aussuchte und schlecht behandelte, und alle Gefangenen und Überläufer ausliefern. Außerdem hatte es den Masinissa als König von Numidien anzuerkennen, mit Rom ein Verteidigungs- und Angriffsbündnis zu schließen, ohne daß die Römer zur Hilfe Karthagos verpflichtet waren, durfte außer-

halb Afrikas keinen Krieg führen, innerhalb Afrikas nur mit Erlaubnis der Römer, und in Europa niemals Mietsoldaten werben. Als Hannibal diesen Vertrag dem Volke vortrug, traten einige Schreier gegen ihn auf, doch Hannibal schleppte den ärgsten von der Rednerbühne und entschuldigte sich dann, als das Volk darüber murrte, weil er infolge langer Abwesenheit die Gesetze des Landes nicht mehr sofort im Kopfe habe. Der Frieden kam also zustande, Scipio segelte ab, verbrannte auf offenem Meere die ausgelieferten Kriegsschiffe der Karthager und brachte ungeheuere Schätze heim nach Rom.

Betrachten wir uns noch den Ausgang des Lebens beider Männer. Daheim traten Lucius und Publius Scipio hochfahrend auf, wie sie es gegen besiegte Feinde gewohnt waren, und machten sich dadurch allgemein verhaßt, namentlich bei den Volkstribunen. Um die hochmütigen Generale zu demütigen, wurden diese von den Tribunen in der Volksversammlung aufgefordert, über die in dem Kriege verwendeten und als Beute gewonnenen Gelder Rechenschaft abzulegen, denn man mutmaßte allgemein, daß beide Feldherren Unterschleif getrieben hätten. Lucius Scipio ließ die Bücher holen, um sie dem Senate vorzulegen. Sobald sie aber gebracht waren, zerriß sie sein Bruder, weil es des Staates unwürdig sei, einen Mann, welcher Rom aus der drückendsten Gefahr gerettet habe, wegen einer Kleinigkeit an Geld vor Gericht zu ziehen. Nun belangte man diesen hochfahrenden Publius Scipio. Er erschien auch am festgesetzten Tage vor dem versammelten Volke auf der Rednerbühne; anstatt aber auf die Anklage einzugehen, sprach er: „Heute ist der Tag, an welchem ich Hannibal bei Zama besiegte und euch von eurem gefährlichsten Feinde befreite. Laßt uns den Göttern zum Dank dafür auf dem Kapitol opfern! Wer es gut meint, gehe mit!" Mit diesen Worten unterbrach er die Gerichts-

verhandlung und ging fort. Weil er indessen für solchen Trotz Verhaftung befürchten mußte, verließ er Rom und hat es nie wieder betreten. Sein Bruder wurde infolge ungenauer Rechnungen zum Schadenersatz verurteilt, konnte aber das Geld nicht schaffen, weshalb man sein Vermögen einzog.

Ehrenvoll, weil seiner großen Vergangenheit würdig, starb Hannibal. Als er in Karthago das Steuerwesen verbessert hatte, konnte Karthago die Kriegskosten früher an Rom abtragen, als verlangt war, und wurde wieder reich. Dies kam den Römern verdächtig vor, weil sie eine Erneuerung des Krieges fürchteten, weshalb sie dem Hannibal allerlei Schlingen legten. Als Antiochus, König von Syrien, Krieg gegen Rom beschlossen hatte und Hannibals Ratschläge über die Kriegführung einholte, erfuhren die Römer hiervon und verlangten vom Senat zu Karthago Hannibals Auslieferung. Dieser aber floh nun zu Antiochus, der ihm seine Kriegsrüstungen zeigte, welche Hannibal für sehr unzureichend und ungeeignet hielt und daher dem Könige riet, den Krieg nicht anzufangen. Antiochus begann dennoch den Krieg, führte ihn sehr ungeschickt, ward bei Magnesia geschlagen, mußte Frieden machen und sollte den Hannibal ausliefern. Dieser floh jedoch rechtzeitig und fand bei Prusias, dem Könige von Bithynien, Aufnahme, dem er durch gute Ratschläge im Kriege gegen den unfähigen Eumenes von Phrygien große Dienste leistete. Da mischte sich Rom wieder ein, sandte den Quintius Flaminius an den Prusias und forderte Hannibals Auslieferung, wo nicht, werde es den Krieg erklären. Prusias suchte einen Ausweg, indem er erklärte, Hannibal sei sein Gastfreund, den er nicht antasten dürfe, wollten ihn aber die Römer verhaften, so werde er nichts dagegen thun. Dies benutzten die Römer und umzingelten Hannibals Haus. Als dies Hannibal sah und ein Entfliehen unmöglich war, nahm er das Gift, welches er seit langen Jahren in einem Ringe bei

sich getragen hatte, mit den Worten: „Die Römer können nicht warten, bis ich alter Mann sterbe!“ So endete einer der ehrenhaftesten, genialsten Männer der alten Geschichte!

12. Der Dritte punische Krieg und Karthagos Zerstörung.

(149—146 v. Chr.)

Der Friedensschluß des Zweiten punischen Krieges drängte Karthago aus seiner Stellung als mächtiger See- und Handelsstaat heraus und wies es in die Stellung eines von Rom beaufsichtigten Schutzstaates. Karthago war nicht mehr Mittelmeermacht, sondern eine Krämerrepublik. Doch waren die Staatslenker Karthagos klug genug, sich streng innerhalb der Grenzen des Friedens zu halten, während die Römer Macedonien, Griechenland, Illyrien und Kleinasien eroberten. Karthago hatte 50 Jahre Ruhe und benutzte seine Stellung als neutraler Staat, um seine Handelsverbindungen nach allen Seiten zu erweitern und dadurch wieder zu Wohlstand zu gelangen. Gerade dies beunruhigte die Römer, welche Karthago gegenüber ein schlechtes Gewissen hatten und Vergeltung fürchteten. Der Name Hannibal erfüllte sie mit Schrecken, und wer konnte wissen, ob nicht ein zweiter Hannibal erstehen werde. Daher blickten sie mit Neid und Furcht auf die wachsende Wohlhabenheit Karthagos und sahen es sehr gern, daß Masinissa, König von Numidien, durch Plackereien aller Art, Raubzüge und Einfälle in karthagisches Gebiet die Karthager drangsalte und immer neue Gebiete verlangte, wenn er ihnen ein Stück Land abgetrotzt hatte. Karthago durfte ja ohne Erlaubnis der Römer keinen Krieg führen, und diese Erlaubnis ward natürlich nie

gegeben, so oft auch die Karthager wohl begründete Beschwerden nach Rom sandten und um Rechtsschutz baten. Sie mußten Trübsal aller Art, Rechtsverletzungen und gemeinen Raub ertragen, weil Rom alle Bitten um Rechtsschutz nicht achtete. Weil die Rechtsgründe der Karthager unwiderleglich waren, so hatte einst der Untersuchungsrichter Scipio Africanus die Keckheit, gar keine Antwort zu geben, weil er sich hätte für die Karthager entscheiden müssen. Außerdem pflegte der alte grämliche Senator Cato nach jeder Rede im Senat sein Ketzersprüchlein herzusagen. „Übrigens meine ich, daß man Karthago zerstören müsse." („Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam", ist seitdem sprichwörtlich geworden.)

Weil man in Karthago einsah, daß alle Gesandtschaften und Bitten um Rechtsschutz in Rom unbeachtet blieben, die Habgier des Masinissa mit jedem Jahre größer ward, entschloß man sich zur bewaffneten Abwehr der ungerechten Beraubungen. Man wollte mit den Waffen in der Hand das gute Recht und Eigentum schützen, weshalb Hasdrubal in Tunis und Tripolis ein Söldnerheer von 50 000 Mann aushob und gegen Masinissa führte. Er leitete aber die Heeresbewegungen sehr ungeschickt, ward geschlagen, von Karthago abgeschnitten und erhielt nur unter der Bedingung freien Abzug und Frieden, daß Karthago binnen 50 Jahren 5000 Talente zu zahlen und dem Masinissa das Eroberte zu überlassen habe. Kaum hatten die karthagischen Soldaten als Begnadigte die Waffen abgelegt und sich auf den Heimweg begeben, so wurden sie vom Sohne des Masinissa unterwegs überfallen und allesamt niedergemetzelt. Karthago mußte dies sich gefallen lassen, denn Masinissa hatte vornehme Karthager als Geiseln bei sich und war keck genug, in Rom Beschwerde über die Karthager zu erheben.

In Rom sah man diese Demütigung Karthagos sehr gern, denn diese Stadt war inzwischen sehr reich geworden, besaß

namentlich sehr große Vorräte an Schiffsbauholz, sodaß sie leicht ganze Flotten herstellen konnte. Um zunächst zu verhindern, daß Karthago wieder zur See mächtig werde, verlangten die Römer Auslieferung alles Schiffsbauholzes. Natürlich wollte man in Karthago diesen Verlust abwenden und unterhandelte daher mit Rom hin und her, und bei dieser Gelegenheit war es, wo der alte Cato sein „ceterum censeo“ in jeder Sitzung des Senats herbetete, worauf ihm jedesmal Scipio Nasica widersprach, indem er behauptete, Karthago sei für Rom eine Gabe des Himmels, welche einzig Rom das Gegengewicht halte und es vor Übermut bewahre. Indessen war der Schrecken des Zweiten punischen Krieges noch so groß in Rom, daß Cato und die Kriegslustigen im Senat mit ihrer Meinung durchdrangen. Karthago ward also aufgefordert, sich zu rechtfertigen wegen der Selbsthilfe gegen Masinissa, die ein strafwürdiger Traktatsbruch sei. Wiederholt sandten die Karthager Gesandtschaften nach Rom, um sich zu rechtfertigen, da sie sich ja im Fall der Notwehr befunden hätten, und versprachen, alles zu thun, was Rom befehle, erhielten jedoch stets nur zweideutige Antworten.

Hierauf sandten die Römer eine Flotte mit 80000 Mann Soldaten nach Sicilien und geboten den Karthagern, ihre Gesandten an die Konsuln des Heeres zu senden, um den Willen Roms zu erfahren. Als die karthagischen Gesandten erschienen, erklärten die Konsuln, sie wüßten noch nicht, was sie bei der vorliegenden Treulosigkeit Karthagos thun würden, doch solle es seine Freiheit behalten, wenn es als Unterpfand seines Gehorsams 300 Kinder der vornehmsten Karthager als Geiseln nach Rom sende. Karthago geriet in Jammer und Verzweiflung, weil man jedoch den Krieg um jeden Preis vermeiden wollte, fügte man sich in die harte Forderung, sandte die 300 Kinder, weil ja Utica, die älteste Verbündete Karthagos, bereits zu den

Römern übergetreten war. Welche Scenen es in den Familien gab, als diese ihre Kinder ausliefern mußten, kann man sich denken, und was aus den Geiseln geworden ist, wird nirgends berichtet.

Obschon Karthago alle Forderungen der Römer erfüllt hatte, segelte trotzdem die römische Flotte nach Utica hinüber, und luden die Konsuln die Staatsbehörden Karthagos ein, vor ihnen zu erscheinen, um sich wegen der heimlichen Kriegsrüstungen zu verantworten. Um Rom zu beruhigen, sei es notwendig, daß Karthago alle Kriegsschiffe, Kriegsmaschinen und Waffen an Rom ausliefere. So ungerechtfertigt diese Forderung war, fügten sich doch die bedrängten Karthager, lieferten alle Mittel der Gegenwehr aus und verpflegten noch das römische Heer, wobei sie selbst in große Not gerieten, da nun für die Bürger die Lebensmittel nicht ausreichten. Endlich wurden die Gesandten wieder vorgeladen und ihnen von den Konsuln von der Rednerbühne herab gesagt, daß Rom nicht sicher vor Angriffen sei, solange Karthago bestehe. Die Bewohner derselben müßten daher die Stadt verlassen, welche zur Zerstörung bestimmt sei, und sich in kleinen Flecken im Innern des Landes anbauen. Niederträchtiger hat wohl kaum ein Volk gehandelt als die Römer gegen die Karthager, nachdem sie nach und nach ganz wehrlos gemacht waren.

Die Gesandten baten um Milderung, weinten vor Wut und Verzweiflung, doch vergebens. Keine Einwendungen, Rechtfertigungen, Bitten und Zornausbrüche halfen; Rom fühlte sich stärker und deshalb zu jeder Gewaltthat berechtigt. Da sahen die Gesandten, mit welcher gemeinen Schlauheit die Römer die Stadt wehrlos gemacht hatten, um sie desto sicherer zu verderben. Diejenigen, welche gegen Rom am meisten nachgiebig gewesen waren, fürchteten die Wut ihres so schändlich betrogenen Volkes und blieben im römischen Lager, die andern aber brachten

weinend die harte Antwort der Römer heim. Wut ergriff das so schändlich betrogene Volk, alle wollten lieber sterben und unter den Trümmern der Vaterstadt sich begraben lassen, als auf Befehl der Römer die Hand an deren Zerstörung legen. Man schloß die Thore und marterte im ersten Zornausbruche alle Römer und Italiker zu Tode, deren man in der Stadt habhaft wurde. Dies hatten die römischen Konsuln nicht erwartet, auch mochten sie wohl das Ungerechte ihrer Forderung fühlen, daher thaten sie wenig gegen die Stadt, welche sie vielleicht mit leichter Mühe hätten nehmen können. Sie blieben im Lager, ohne etwas zu unternehmen, denn sie erwarteten, daß in kurzer Zeit die reifliche Überlegung der Sachlage unter den Bürgern über den Zornausbruch des Unwillens Raum gewinnen werde.

Doch anders dachten die Karthager. Tag und Nacht ward gearbeitet, um die Mauern auszubessern, Waffen und Maschinen anzufertigen, indem man Häuser niederriß, damit man Balken zu den Kriegsmaschinen und Nägel zu Pfeilspitzen erhalte. Frauen gaben ihre Geschmeide und ihr Haar her, damit man daraus Pfeilspitzen und Bogensehnen mache, die Sklaven wurden frei gegeben, die Mauern besetzt und der Krieg erklärt. Jetzt erst unternahmen die Konsuln einen Sturm gegen die Stadt, welcher aber mißglückte, weil sie die vorteilhafte Lage der Stadt unterschätzten. Diese lag nämlich auf einer Landzunge und war von einer dreifachen Mauer umgeben, die eine Stunde weit sich erstreckte, 45 Fuß Höhe und 25 Fuß Dicke hatte und nur an der Seeseite niedriger war. Die Römer stürmten beide Seiten, wurden aber zurückgeschlagen. Die Umgegend verteidigte Hasdrubal mit 20 000 Flüchtlingen, plünderte sie aus, um die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen und dieselben aber zugleich den Römern zu entziehen, und außerdem führte er einen Raubkrieg gegen Masinissa. Zu ihm gesellte

sich noch Himilko Phameas als Parteigänger, um besonders die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Er ließ sich jedoch später von den Römern erkaufen, ging zu diesen über und erhielt für diesen Schurkenstreich vom römischen Senat Purpurgewänder, Gold und Landgüter. Bald sah auch Masinissa ein, seine Macht werde verringert, wenn Rom siege, daher unterstützte er dasselbe nicht, obschon es die Römer verlangten, ja er bot sogar den Karthagern seine Hilfe an, wenn sie sich ihm unterwerfen wollten. Weil die Konsuln mit ihren Angriffen nichts ausrichteten, der Stadt nicht beizukommen wußten, so beschränkten sie sich auf Angriffe auf Hasdrubal und Himilko, wurden jedoch von diesen geschlagen und bis Utica zurückgetrieben. Noch ungeschickter führten die neuen Konsuln im nächsten Jahre den Krieg, so daß Karthago die Zufuhr von der Seeseite offen behielt und sich mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versorgen konnte. Zugleich brachen in Spanien und Macedonien Aufstände gegen die raubgierigen Römer aus, ward es in dem hart behandelten Vorderasien unruhig, so daß die Römer anderweitig beschäftigt waren, Karthago des Masinissa Hilfe ablehnen konnte. Ja Karthago erholte sich bei diesen günstigen Aussichten von den Schrecken, welchen des Phameas Übertritt zu den Römern verursacht hatte.

Im dritten Kriegsjahre ward Scipio Ämilianus zum Konsul gewählt, ein ausgezeichneter Mann, tüchtiger Feldherr, gelehrter Litteraturfreund, aber rücksichtslos und herrschsüchtig, wie es sein Benehmen gegen seinen Schwager Tiberius Gracchus zeigt. Er studierte genau Lage und Örtlichkeit Karthagos und berechnete danach seinen Angriffsplan. Karthago bedeckte nur die südliche Hälfte einer Halbinsel und hatte eine Art Brustwehr. Auf der Landenge, welche diese Halbinsel mit dem Festlande verband, hatte man eine dreifache Mauer aufgebaut. Dieser

zunächst lag der Stadtteil Bozra, an der Südseite die Hafenstadt, getrennt davon der gegrabene Hafen mit engem Eingange zu mehreren Bassins. Von der Rhede aus kam man in den Kauffahrteihafen, von dort durch einen Kanal zum Arsenal, welches stark befestigt war und auf einer Insel stand. Um diese Bassins hatte man Hallen mit den Ausrüstungen für jedes Schiff angelegt. Hierzu kam endlich noch die große Vorstadt Magam mit vielen Gärten und einer Mauer als Umgrenzung. Diese hatte abschüssige Ufer und hier ward später die römische Kolonie angelegt, als C. Gracchus und Cäsar Neu-Karthago gründeten.

Scipio setzte sich zunächst auf der Spitze der Halbinsel fest, wodurch er Karthago in große Not brachte, denn von dort her bezog man für die Stadt die Lebensmittel. Sehr bald gelangte Scipio in den Besitz der Vorstadt, sodaß den Karthagern nur die Altstadt und der Hafen blieben. Weil gegen die Mauern der Landseite nichts auszurichten war, wandte sich Scipio gegen die Seite von der Bai her, weshalb die Karthager den Hasdrubal zurückriefen, welcher sich nun vor der Stadt auf der Landenge verschanzte. Als aber die Vorstadt verloren ging, warf er sich übereilt in die Stadt, sodaß die Römer nun sein Lager beziehen und die Stadt ganz einschließen konnten. Dagegen hielt sich der General Bithyas noch außerhalb der Stadt und führte ihr Lebensmittel mitten durch die unbeholfene römische Flotte hindurch zu. Um dies zu verhindern, ließ Scipio den Eingang zu dem seichten Golf verschütten und einen Damm davor aufwerfen, vor welchem die Meeresströmung viel Schlamm absetzte. Auf dem Damm stellte er Wurfmaschinen auf, um Steinklumpen gegen die Mauer zu schleudern und dieselbe zu zerstören, was die Karthager unter ungeheuren Anstrengungen zu verhindern suchten. Sie bauten im Arsenal 50 Triremen (Schiffe mit drei Ruderbänken über-

einander), welches durch einen Kanal mit dem äußern Hafen zusammenhing, den Scipio zu sperren suchte. Vom Arsenal aus gruben sie dann einen neuen Kanal nach dem Meere zu, um ihre Schiffe auf demselben ins Meer auslaufen zu lassen und die römische Flotte im Golf unerwartet anzugreifen. Der Plan war kühn und mußte Erfolg haben. Aber nach solchen Vorbereitungen fehlte es an Herzhaftigkeit zur Ausführung, obschon die römischen Kriegsschiffe nicht viel tauchten. Man zögerte mit dem Angriff einige Tage, anstatt mit demselben den Feind zu überraschen, und dadurch gewannen die Römer Zeit, Vorkehrungen gegen einen Angriff von der Seeseite aus zu treffen. Sie ließen vier kleine griechisch-asiatische Schiffe Anker auswerfen, sodaß diese Schiffe fortan an ihrem Tau wie an einer Axe hin- und herschwankten und sich gegen jeden Angriff der Karthager verteidigen konnten. Denn die kleinen römischen Schiffe bewegten sich frei innerhalb eines bestimmten Raumes hin und her, sodaß die Karthager, denen ein solcher Vorteil fehlte, vor ihnen weichen mußten. Die andern römischen Schiffe folgten diesem Beispiele, indem sie sich auf gleiche Art vor Anker legten, weshalb sich die Karthager zurückzogen, um Gegenmittel zu ersinnen und am andern Tage den Angriff zu erneuern. Wie sie nun wieder mit ihren Schiffen vordrangen, kamen diese in dem engen Eingange des schmalen gegrabenen Ausgangskanals in Unordnung und wurden von den Römern gegen die Hafenmauer zurückgeworfen, wo sie zugrunde gingen. Sofort ließ Scipio nun auch den Kauffahrteihafen besetzen und von ihm aus gegen das Arsenal vordringen, welches die Karthager in der Übereilung anzündeten.

Jetzt sahen die Karthager ihren Untergang vor Augen, denn Scipio wendete sich sofort gegen die Altstadt Bozra oder Byrsa, die hier keine Mauer hatte, sondern sich nur an die dreifache Mauer auf der Landenge anlehnte. Vom Hafen gingen

drei große Straßen in die Byrsa, den Sitz des Reichtums und der alten Kaufmannsfamilien. Hier waren die Häuser sieben bis acht Stock hoch und mit einem platten Dache versehen. In diesem Stadtteil erhob sich ein rasender Kampf. Haus für Haus wurde verteidigt und erst nach vielem Blutvergießen erobert. Man durchbrach die Mauern und kämpfte von Zimmer zu Zimmer, dann von Stockwerk zu Stockwerk bis hinauf aufs platte Dach, wo man Bretter oder Balken über die Straße nach dem gegenüber stehenden Hause legte, um dort den Kampf fortzusetzen. Bei diesem verzweifelten Widerstande kamen die Römer nur langsam vorwärts, behielten aber die Oberhand. Denn in der Stadt herrschte furchtbare Hungersnot, man nährte sich bereits von Leichen, wollte aber trotzdem von Übergabe nichts wissen, auch hatte Hasdrubal an römischen Gefangenen solche Grausamkeiten verübt, daß von Übergabe nicht die Rede sein konnte, weil die Römer alsdann würden Rache genommen haben.

Nachdem die Römer in tagelangen mörderischen Kämpfen unter vielem Blutvergießen einen Teil der Altstadt erobert hatten, ergriffen sie ein anderes Mittel, dem Gemetzel ein Ende zu machen. Sie zündeten die eroberten Häuser an, und da die Karthager vor den Flammen zurückwichen, folgten ihnen rasch die Römer, rissen die Häuser nieder und errichteten aus der ungeheuren Schuttmasse einen Wall gegen die Mauer und Citadelle. Dabei begingen sie, wie der Augenzeuge Polybius berichtet, unglaubliche Grausamkeiten, weil der heftige Widerstand der Karthager sie in Wut brachte. Denn sie begruben absichtlich Verwundete und Lebende unter dem Schutt. Auf diese Weise drangen die Römer in die Altstadt ein, wo nun jeder sein Leben zu retten suchte.

Da kamen Priester flehend mit Waffenstillstandszeichen und baten um das Leben, was Scipio jedem der Herauskommenden

zusicherte und dies in der Stadt verkünden liess. Es erschienen 50000 Gnadeflehende, denn nur die römischen Überläufer, die Scipio ja mit dem Tode würde bestraft haben und Hasdrubal mit seiner Familie zogen sich in die höchste Citadelle zurück, um den Kampf fortzusetzen und lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben als am Galgen. Bald aber verlor auch Hasdrubal den Mut und bat um Gnade, seine Frau dagegen verschmähte und verhöhnte ihn wegen seiner Feigheit, ermordete ihre Kinder, damit sie nicht als Sklaven verkauft würden und stürzte sich von den Zinnen des Tempels, ihren feigen Mann verfluchend, in die Flammen des angezündeten Nationalheiligtumes, und ihrem Beispiele folgten die Überläufer.

Karthago ward nun erobert, ward vollends niedergebrannt, nachdem man es ausgeplündert hatte, und dann über die verfluchte Stätte der Pflug geführt, zum Zeichen, daß hier niemals wieder eine Stadt solle gebaut werden, wie es der Senat befahl. Trotz des Brandes muß noch viel erhalten sein, denn Scipio nahm noch viele sicilische Denkmäler aus den Tempeln und sandte sie nach Sicilien zurück. Nach 60 Jahren saß Marius auf diesen öden Trümmern. Die Gefangenen wurden getötet oder als Sklaven verkauft, die Vornehmen unter die italienischen Städte verteilt, Hasdrubal im Triumphe zu Rom aufgeführt. Einen Teil des karthagischen Landes erhielten die drei Söhne des Masinissa geschenkt, das Übrige behielten die Römer als Provinz, welche ein Prätor oder Prokonsul verwaltete. Karthago hatte 700 Jahre gestanden. Später entstand neben den Ruinen des alten Karthago ein Neu-Karthago als Hauptstadt des römischen Afrikas, ward reich durch Kornhandel und Industrie, dazu Sitz der Wissenschaften, wo auch der heilige Augustin lehrte und schrieb. Im Anfange des Mittelalters eroberten es die Vandalen und machten es zu ihrer

Hauptstadt, bis sie dem Belisar erlagen, das Gebiet byzantinisches Besitztum ward und endlich in die Hände der Mohammedaner fiel, die Stadt sehr bald verschwand. Der Untergang des punischen Karthagos ist eines der ergreifendsten Ereignisse der Geschichte, es war ein Untergang mit Ehren, der erschütternde Abschluß des Daseins eines weltgeschichtlichen mächtigen Staates.

Provinzen, wie sie dem Staate [illegible], als Glied [illegible] [illegible] [illegible] wurde [illegible] [illegible] in die [illegible] der [illegible] [illegible] ist, die Stadt [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] der politischen [illegible] ist [illegible] der eigentümlichen [illegible] der Gemeinde, es war ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] eines [illegible] lichen Staates.

Dritter Teil.

Der Kampf Alexanders d. Gr. um die Weltherrschaft.

Dritter Teil.

Der Kampf Alexanders d. Gr. um die Welt-herrschaft.

1. Der Macedonier Ursprung und Heimat.

(Nach Weber.)

Über die Urheimat der Macedonier und deren Verwandtschaft mit den Nachbarvölkern sind wir wenig unterrichtet. Ihre Könige stammten von den Herakliden, d. h. den Dorern des Peloponnes ab und wurden deshalb zu den olympischen Spielen zugelassen. Ebenso zählten sie den Achilles zu ihren Vorfahren, weshalb Alexander bei seinem Regierungsantritt der Landschaft Phthiotis, welche Achilles beherrscht hatte, alle Abgaben erließ, um seinen berühmten Ahnherrn zu ehren. Ungewiß ist es, ob die Macedonier vom Peloponnes oder von Thessalien als ihrem Ursitze auszogen, um sich am Nordufer des Archipels ein neues Heim zu gründen, indem sie die dort wohnenden Pelasger unterwarfen und über deren Wasserstadt (Edessa) auf einem Berge die Ziegenstadt (Ägä) als Hauptsitz ihrer Könige gründeten. Heute noch steht an ihrer Stelle Vodena in reizender, fruchtbarer Gegend.

Die neue Heimat der Macedonier war mit allen Reizen einer idyllischen Landschaft geschmückt und lud zu einem behaglichen Hirten-, Jäger- oder Bauernleben ein. Denn die Gebirge traten hier nach und nach weiter auseinander, so daß sich an ihrem Fuße eine flußdurchrauschte Ebene ausbreitete, die zum Ackerbau einlud. Den Nordrand derselben umschloß das

Bergland mit einem 300 Fuß hohen Felsen, auf welchem die Königsstadt der kriegerischen Macedonier stand, die wir uns freilich als kleines Bergstädtchen vorstellen müssen. Durch diese Stadt strömten die zahlreichen Bachrinnen des vielfach geteilten Bodaflusses, der schließlich in vielen tosenden Wasserfällen von den Bergen in die Ebene niederrauschte und sie dann als weithin sichtbarer Silberfaden durchzog. Diese malerische Landschaft erhöhte ihre Reize noch durch eine üppige Vegetation, denn die Granat-, Maulbeer- und Lorbeerbäume wurden malerisch von Epheu- und Weinranken und vielartigen Lianen umwunden und verliehen der Landschaft einen immergrünen Schmuck, weil sie im Herbst nicht verwelkten. Selbst um Felswände und kühle Tuffsteingrotten woben sie ihr umherrankendes Flechtwerk in malerischen Gruppierungen. Hinter der Stadt breitete sich ein großartiges Amphitheater aus, welches die Flußarme wie ein silberblinkendes Fadennetz durchzogen, und hinter welchem sich ein gewaltiges Alpengebirge erhob wie eine Schutzmauer um ein Heiligtum, über welchem der Vermios sein vom ewigen Schnee schimmerndes Haupt in die Wolken hinein ragen ließ. Blickte man dagegen von dem senkrechten Rande der Felsmasse und ihren tosenden Wasserfällen nach Osten, so überschaute man unter sich eine Landschaft von wunderbarer Schönheit, durch welche die schaumbedeckte Voda sich schlängelte, deren Silberstreifen hier und da zwischen Gärten und Maulbeerwäldern hervorblitzte, indem sie in zahlreichen Wirbeln das Thal hinab nach dem nahen Meere eilte.

In dieser lieblichen, idyllischen Berggegend am Nordwestufer des Ägäischen Meeres oder Archipels verlebten die Urväter der Macedonier Jahrhunderte in stiller Abgeschiedenheit, die nur von Zeit zu Zeit durch blutige Kriege mit den rohen Thraciern und Illyriern unterbrochen wurden. Als unbequeme, raubgierige Nachbarn wohnten dieselben im Westen und Norden

Macedoniens und zwangen dessen Bewohner, sich tüchtig in den Waffen zu üben, um stets kriegsbereit zu sein. Trotzdem blieben Jagd und Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Macedonier. Hierdurch und wegen des kalten Klimas, des winterlichen Eises und Schnees wurden die Macedonier zu einem abgehärteten Volke und zu gewandten Reitern. Sie zogen unter Stammesfürsten in den Krieg und ehrten nur denjenigen, welcher einen Feind in der Schlacht oder einen Eber auf der Jagd in freiem Anlaufe erlegt hatte. In das einförmige Hirten- und Bauernleben ruhiger Zeiten brachte man als belebende Abwechselung fröhliche Gelage, Ritterspiele, Waffentänze und prunkende Gastmähler. Wer noch keinen Feind erlegt hatte, mußte bei den Festen eine Halfter tragen, und wer noch kein großes Jagdwild bewältigt hatte, mußte bei Wein und Schmaus sitzen, während die Helden lagen. Es herrschte noch jenes rauhe, einfache Heldenleben, wie es in den Zeiten des Trojanischen Krieges als Volksleben waltete. An der Spitze des Volkes stand in patriarchalischer Würde und Einfachheit ein König als Richter, Oberpriester und Heerführer, neben ihm walteten als erblicher Kriegsadel die Häupter der grundherrlichen Adelsgeschlechter, welche im Kriege die Gefolgschaft des Königs bildeten, ihm bei Gericht und im Rate als Mitberater zur Seite standen und seinen Ausspruch durch Zuruf billigten oder verwarfen. Jeder andere Macedonier war ein freier Mann, hatte Grundbesitz und nahm an der Volksversammlung als Stimmgeber teil.

Die Macedonier führten also ein idyllisches Leben als Bauern, Viehzüchter, verwegene Jäger oder schlachtenfrohe Krieger. Ihre Heimat war von der Natur zu einer Festung gemacht, von welcher aus man die angrenzenden Landschaften beherrschen konnte. Im Süden erhoben sich die gewaltigen Bergklumpen des Olymp und Ossa, zwischen denen die engen Pässe des Peneiosthales hindurchführten. Im Westen schied das

Pindosgebirge Macedonien von den rohen Völkern von Epeiros, indem es seinen gewaltigen Felsenkamm von 5000—8000 Fuß Höhe wie einen Wall um Macedonien legte und auch dessen Norden umschloß, wogegen das Rhodopegebirge die Ostseite des Landes umrahmte. Vier wasserreiche Flüsse stürzten von den Bergen nieder in jenen Meeresabschnitt, den im Süden die Halbinsel Chalcidice abschloß, die wiederum in drei Halbinseln auslief. Der nördlichste Zinken dieses Dreizacks hieß Athos, trug einen gewaltigen Gebirgszug, welcher der Schiffahrt sehr gefährlich war, so daß manche Kriegsflotte, von der Flut ergriffen, an den steilen Felswänden zerschellte. Aus tief eingerissener Felsenschlucht stürzte der Haliakmon hervor in das weite Flachland, auf welchem reiche Kornfelder sich ausbreiteten, während herrliche Weingelände an den Hügeln emporstiegen, auf den kräuterreichen Abhängen und den grasigen Triften des Gebirges Roß- und Rinderherden reichliche Nahrung fanden, und die stattlichen Wälder des Gebirgsrückens mancherlei Wild ernährten und die Bergbewohner zur Jagd anlockten. Obschon das waldbedeckte Gebirgs- und Hügelland rauh und kalt war, so daß Seeen und Flüsse im Winter zufroren, so boten doch die fruchtbaren Thäler eine Fülle von Naturschönheiten dar. Im Gebirge wohnten Jäger und Hirten, in den Ebenen Ackerbauer und Handwerker, doch alle zwang das Klima, sich gegen Wind und Wetter, Kälte und Hitze abzuhärten, so daß hier ein kräftiges Volk erwuchs in ländlicher Einfachheit und anstrengender Arbeit.

Ganz anders waren die anwohnenden Thracier und Illyrier geartet und bis in spätere Zeiten als Sauf- und Raufbolde verrufen. Bei ihnen herrschte Vielweiberei, und war es gestattet, Frauen und Töchter zu verkaufen. Der Arbeit waren diese Barbaren entschieden abgeneigt, verachteten den Ackerbau, lagen müßig daheim oder zogen auf Raub aus oder ver-

sammelten sich zu rohen Gelagen, bis alle trunken waren, und hatten die grauenhafte Sitte, daß beim Tode eines Mannes dessen Lieblingsfrau geschlachtet wurde. Das Tättowieren war allgemein Sitte.

Oft kamen die Macedonier durch diese räuberischen Nachbarn in arge Bedrängnis, bis es ihnen gelang, sich dieselben unterthänig zu machen und dadurch ihr eigenes Reich zu erweitern. Zwar mußten die macedonischen Fürsten dem Perserkönige den Durchzug durch ihr Land gestatten, als dieser Griechenland bekriegte, aber nach seiner Niederlage schlossen sich die Macedonier an die Griechen an, erschlugen oder vertrieben die persischen Besatzungen ihrer Städte und traten mit Griechenland in Verkehr. Ihr Fürst Alexander siegte sogar beim Wagenrennen während der olympischen Spiele, sandte dem Zeus in Olympia und dem Apollon in Delphi reiche Geschenke und behielt den Dichter Pindar lange an seinem Hofe. Doch den Macedoniern mißfiel diese Kunstliebhaberei und das reiche Hofleben; sie blieben beim herkömmlichen Gebrauch hölzerner Trink- und Eßgefäße und ermordeten den König, der sich von der Volkssitte losgesagt hatte.

Inzwischen hatte Athen an der Nordküste des Archipels mehrere Kolonieen gegründet, von denen einige zu mächtigen, volkreichen Städten anwuchsen, ihr Gebiet durch Eroberung erweiterten und der Ausbreitung der macedonischen Herrschaft Schranken setzten. Es gelang ihnen dies um so leichter, als mancher Fürst Macedoniens erst nach Ermordung seiner Nebenbuhler oder Brüder auf den Thron gelangte, tyrannisch herrschte und endlich von dem unzufriedenen Volke getötet wurde. Trotzdem bemühten sich manche Könige, griechische Bildung in ihrem Lande heimisch zu machen. Namentlich erstrebte dies der kunstliebende Archelaos, welcher seine Residenz nach Pella verlegte, um den Griechen näher zu sein, und den berühmten Arzt

Hippokrates, den Schauspieldichter Euripides, den Dichter Agathon, den Zitherspieler Timotheos u. a. an seinen Hof berief, durch Zeuxis sein Schloß mit Gemälden schmücken ließ und den Sokrates einlud, zu ihm zu kommen und an seinem Hofe zu leben. Doch der bescheidene Weise von Athen antwortete: „So lange in Athen vier Maß Mehl einen Groschen kosten und es Wasser giebt, will ich in dieser Stadt bleiben.“

Als nach dem langen Peloponnesischen Kriege Theben die Führung der griechischen Staaten übernahm, mußte es auch wiederholt sich in die Streitigkeiten zwischen Thessalien und Macedonien mischen und nahm einst bei einer solchen Gelegenheit einige macedonische Edle als Geiseln mit nach Theben. Unter diesen befand sich der Prinz Philipp, welcher seinen Aufenthalt in der böotischen Stadt dazu benutzte, griechische Wissenschaft und Kriegskunst zu erlernen. Wie er bald darauf König wurde, gaben ihm die steten Parteistreitigkeiten der kleinen griechischen Republiken, namentlich Athens, die beste Gelegenheit, eine griechische Kolonie nach der anderen in der Nähe Macedoniens wegzunehmen und sich sogar zum Schirmer der griechischen Religion und Tempel aufzuwerfen, indem er die Plünderer des reichen Tempels zu Delphi vernichtete. Doch als er zum zweitenmale einen solchen heiligen Krieg führen sollte, wandte er sich nicht gegen die Tempelräuber, sondern rückte schnell durch den Engpaß der Thermopylen in Böotien ein. Zwar vereinigten sich auf des Demosthenes Betrieb schnell Athen und Theben und stellten den Macedoniern ein starkes Heer bei Chäroneia entgegen, wurden aber geschlagen, und sie sowie die anderen winzigen Freistaaten Griechenlands mußten den Sieger als Oberanführer der Griechen gegen die Perser anerkennen. Dies war der bescheidene Titel statt dessen eines Königs von Griechenland.

2. Das macedonische Kriegswesen und die Schlacht bei Chäroneia.

(338 v. Chr.)

Der Ausgang einer Schlacht hängt von so vielen Zufälligkeiten und unberechenbaren Zwischenfällen ab, daß man ihn nicht im voraus bestimmen kann. Dagegen ist ein besser bewaffnetes und zweckmäßiger organisiertes Heer stets im Vorteile und kann ein viel größeres besiegen, wie es das Beispiel Gustav Adolfs, Friedrichs II., Napoleons I. lehrt. Eine solche Überlegenheit besaß auch das macedonische Heer in seiner Bewaffnung, Gliederung und Verwendung der Truppen, so daß es stets im Vorteile war gegen die kriegstüchtigen Griechen und noch mehr gegen die schlecht organisierten Heere der persischen Könige, welche daher ihre Stärke in den griechischen Söldnern suchten, deren sie 20—30000 anzuwerben pflegten. Das Bewußtsein besserer Bewaffnung und Gliederung des Heeres und das Vertrauen auf die überwältigende Kraft ihrer Schlachtordnung gab den Macedoniern so siegesgewissen Mut, daß sie keinen Feind fürchteten. Wenn die Perser in der Schlacht Tausende und Zehntausende an Toten verloren, so zählten die Macedonier stets kaum einige Hundert. Um die Siege derselben begreiflich zu finden, muß man also die Bewaffnung und Schlachtordnung der Kämpfenden kennen lernen.

Das macedonische Königtum hatte manches Urväterliche oder Patriarchalische bewahrt, wie es in den homerischen Gedichten dargestellt wird. Der König war nicht der unbeschränkte Herrscher, sondern nur der erste in der Reihe der begüterten Adelsgeschlechter, welche wir etwa Magnaten oder Reichsfürsten nennen könnten, weil sie ihm beratend und beaufsichtigend als

oberste Staats- und Kriegsbeamte zur Seite standen. Dieser Adel schied sich in einen hohen, d. h. reichbegüterten Fürstenadel der Grundherren und in einen niederen. Jener war über das ganze Reich zerstreut, je nachdem seine Besitzungen lagen, und seine Mitglieder führten den Titel Hetären, d. h. Freunde und Genossen des Königs. Dieser sammelte sie an seinem Hofe als vornehmste Staats- und Hofbeamte, überliesz ihnen allerlei Ehrenämter und bevorzugte sie durch Belohnungen und Auszeichnungen verschiedener Art. Die Söhne oder Verwandten dieser Magnaten traten als Ehrengarde oder Leibwächter in den Dienst am Hofe und im Felde, bis sie höhere Ämter erhielten, sorgten für die persönliche Sicherheit des Königs, erhielten als zukünftige hohe Staatsbeamte eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung, traten dann in den Generalstab oder in den höheren Staatsdienst ein und lieferten zunächst den Stamm und Kern der glänzenden Gardereiterei und des wohlgeübten Fuszvolkes. Sie trugen einen Helm mit wehendem Roszschweif, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, führten als Waffe einen mächtigen Schild, Lanze und Schwert und waren in Waffen, Schwenkungen, Wendungen u. dgl. tüchtig geübt. Gar oft gab diese trefflich eingeübte, schwer geharnischte Reiterei, an deren Spitze sich die Magnaten als Anführer stellten, durch ihre Kraft, Gewandtheit und enges Aneinanderschlieszen die Entscheidung in der Schlacht. Nur die thessalische Ritterschaft konnte sich mit ihr messen. Seitdem sie sich unter Alexander mit der macedonischen vereinigt hatte, bildeten beide eine Reitermasse, welche jeden Feind durch ihren ungestümen, wohlgeordneten Massenangriff niederwarf.

Der Landadel diente lieber in der Garde zu Fusz, weil ein Pferd damals ein kostspieliger Besitz war, dessen Verlust man so leicht nicht ersetzen konnte, wenn das Rosz etwa getötet oder dienstunfähig wurde. Diese Adelsgarde bildete den Kern der

berühmten Phalanx, d. h. einer wohlgeordneten und wohlgeübten Masse, die wir etwa Sturmkolonne nennen würden und deren wuchtigem Angriff kein Gegner widerstehen konnte. Der Phalangist führte als Waffe ein kurzes Schwert, eine 20 Fuß lange Lanze, einen großen Schild, welcher den ganzen Mann deckte, und war mit großer Sorgfalt auf den Gebrauch der Waffen, auf Marschieren, Schwenken und Angreifen eingeübt. Die Phalanx, in welcher außer dem niederen Landadel auch abgehärtete und erprobte Gemeinfreie und selbst Fremde dienten, stellte sich 16 Mann hoch oder tief, d. h. hintereinander, auf, von denen die fünf vordersten Glieder die Lanze gerade aus gegen den Feind richteten, wogegen die übrigen Glieder ihre Lanzen auf die Schultern der Vordermänner legten und dieselben vorwärts drängten, nicht aber weichen ließen, so daß die Phalanx durch die Wucht ihres Angriffs den Gegner zermalmte. Als besondere Truppengattungen gebrauchte man noch Bogenschützen und Steinschleuderer, die man aus Jägern und Gebirgsbewohnern aussuchte, und Hypaspisten als leichtes Fußvolk mit hohem Schild, welche beweglicher und behender waren als die Phalangisten, schneller marschierten, sich zu Überfällen, Umgehungen und Eilmärschen eigneten und wesentliche Dienste leisteten. Sie erhielten Adelige als Offiziere, und eine Abteilung benutzte Alexander als königliche Hypaspisten, als Leibwache bei Eilmärschen.

Einem so wohl geübten und wohlgeordneten Heere, welches an strengste Zucht, an Pünktlichkeit und Pflichterfüllung gewöhnt war und darin seine Ehre suchte, konnten die Griechen keine gleiche Macht entgegenstellen, da in ihrem Staat nicht die Einsichtsvollen herrschten, sondern die große Masse, welche von Staatsrednern gegängelt wurde. Genußsucht und Habgier herrschten in den griechischen Republiken, in denen für Geld alles feil war, so daß man Tempel und Nationalheiligtümer plünderte,

um Mittel zum Vergeuden und Verschlemmen zu erhalten. Würdig beging Griechenland seinen Untergang in der Verteidigung der athenischen Pflanzstädte Perinth und Byzanz (Konstantinopel) und in der Schlacht bei Chäroneia.

Als Philipp Perinth zu erobern gedachte, konnte er es nur von der Landseite aus angreifen, weil die athenische Flotte das Meer beherrschte. Er ließ Belagerungstürme von 120 Fuß Höhe erbauen, damit sie die Mauer der Stadt überragten und die Verteidiger der Brustwehr der Stadtmauer von oben herab niedergeschossen wurden. Außerdem erschütterten seine gewaltigen Sturmböcke, d. h. an einem Seile unter einem Schutzdache aufgehängte Balken mit eisernem Vorderende, die Mauern, gegen welche man sie mit ihren Eisenköpfen fortwährend stieß, bis die Mauer sich lockerte, abbröckelte und endlich zusammenbrach. Um dies zu beschleunigen, wurden die Mauern unterhöhlt, so daß sie um so eher niederbrachen. Als dies geschah, erhoben die Macedonier ein Freudengeschrei und stürzten sich mit wilder Begier in die Bresche, um in die Stadt einzudringen. Doch die unverzagten Verteidiger hatten inzwischen hinter der ersten Mauer eine zweite errichtet, welche die Angriffe der Macedonier erfolglos machte.

Um die Stadt zu nehmen, mußte man sie auch von der Seeseite einschließen, wozu auch die Zahl der Truppen vollkommen ausreichte, weil man deren 30000 beisammen hatte. Damit man die Städter recht bald überwältige, teilte Philipp sein Heer derart ein, daß eine Abteilung eine bestimmte Zahl von Stunden kämpfte, worauf sie von einer anderen abgelöst ward, so daß der Kampf Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt wurde. Trotzdem verzagten die Städter nicht, denn sie erhielten von der Seeseite her Lebensmittel, Geld, Maschinen und Truppen, welche ihnen Byzanz und der Satrap von Kleinphrygien sandten. Daher widerstanden die Städter mutig, als

Philipp auch die zweite Mauer niedergeworfen hatte und seine Scharen durch die Bresche und auf Sturmleitern in die Stadt eindringen ließ. Nun entspann sich in den Straßen ein wütender Kampf, denn die Städter wollten lieber mit den Waffen in der Hand fallen, als sich besiegt und wehrlos niedermetzeln lassen. Sie kämpften ja für Freiheit, Eigentum und Familie, die Macedonier um Beute und Ruhm, denn Philipp hatte denjenigen hohe Belohnung zugesagt, die den Feind zur Unterwerfung zwingen würden. Die Belagerten wußten, welches harte Los ihnen bevorstand, und stritten mit dem Mute der Verzweiflung, errichteten daher in den engen Straßen Schanzen und Bollwerke und verteidigten dieselben mit solchem Erfolg, daß die Macedonier weichen und sich aus der Stadt zurückziehen mußten.

Um für diesen Abzug Rache zu nehmen, zog Philipp gegen Byzanz, deren Bewohner als üppige Genußmenschen den Kampf, seine Mühen und Gefahren scheuten und sich unterworfen hätten, wenn nicht Athen seine schirmende Hand über die Stadt gehalten hätte. Chares vertrieb mit seiner athenischen Flotte die macedonische, so daß Byzanz nicht konnte abgesperrt werden, und der ehrenhafte Phokion ließ die Stadt durch den kriegserfahrenen Leon so trefflich verteidigen, daß Philipp abziehen mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Denn selbst als seine Truppen einst in dunkler, stürmischer Regennacht in die Stadt eingedrungen waren, warfen sich ihnen die von den Wächtern herbeigerufenen Bürger entgegen, und es entspann sich ein heißer, von einem Nordlicht beleuchteter Kampf, in welchem die Macedonier endlich weichen mußten.

Seine letzte Heldenschlacht lieferte das freie Griechenland bei Chäroneia (338 v. Chr.), in der Ebene des Kephissos, als es dem Demosthenes gelungen war, ein Bündnis zwischen Athen und Theben zustande zu bringen; seit es offenbar wurde, daß

Philipp unter dem Vorwande, die Tempelräuber zu strafen, Griechenland überfallen wollte. Viele freiheitsliebende Männer aus anderen Staaten eilten herzu, um an der Verteidigung der griechischen Freiheit teilzunehmen, so daß die Griechen den Macedoniern an Zahl überlegen waren. Dagegen standen die in der Eile ausgehobenen Scharen den Macedoniern inbetreff der Bewaffnung, Kriegsübung, Ordnung und Waffenübung, sowie auch an kriegerischer Abhärtung und Erfahrung nach. Es stritt eine Bürgerwehr gegen ein wohlgeschultes und geübtes Soldaten=heer und erlag. Die 300 Mann der thebanischen heiligen Schar fielen allesamt, denn sie wollten den Untergang des freien Vaterlandes nicht überleben, vielmehr als freie Bürger sterben.

Man hatte sich derart zur Schlacht aufgestellt, daß die Thebaner den linken Flügel, die Athener den rechten, die übrigen Hellenen und Söldner die Mitte bildeten, wogegen sich Philipp den Athenern gegenüber stellte, Alexander sich gegen die Thebaner wandte. Am Morgen des 2. August begann die Schlacht zwischen 50000 Griechen und 32000 Macedoniern. Philipp wich vorsichtig dem ersten Anprall der Athener aus, der, wie er wußte, stets sehr heftig war. Er wehrte ruhig ab und zog den Kampf in die Länge, um den Feind zu ermüden. Anders verfuhr Alexander. In vollem Übermute der Jugend warf er sich mit Reiterei und Fußvolk auf die Thebaner, durchbrach deren Reihen und brachte sie zum Weichen. Die heilige Schar fiel bis auf den letzten Mann und mit ihr das Stadtbanner und der Feldherr Theagenes. Nun ging auch Philipp zum Angriff über, griff die Athener in der Front und in der Flanke an und trieb sie in die Flucht. Die Schlacht war gewonnen. Es fielen 1000 Athener und an 2000 wurden gefangen, der Verlust der Thebaner war noch größer. Auf dem großen Leichenhügel der heiligen Schar errichtete man einen kolossalen

Löwen ohne Inschrift, dessen Trümmer heute noch zu sehen sind. Auf die Vorderfüße gestemmt, trug er stolz das Haupt aufrecht und den Blick unverwandt auf den Gegner gerichtet. Dies war das stumme Denkmal des hellenischen Mutes auf dem Grabe hellenischer Freiheit.

Als der Sieg entschieden war, benahm sich Philipp sehr übermütig, hielt mitten unter Leichen sein Siegesmahl, durchschritt trunken die Reihen der Gefangenen und verhöhnte dieselben. Da rief ihm der gefangene athenische Redner Demades zu: „O König, das Schicksal hat dir die Rolle eines Agamemnon zugewiesen, du aber spielst die des Thersites!“ Diese kühnen Worte brachten den König zur Besinnung, denn er fühlte, der Athener habe die Wahrheit gesprochen. Er nahm die Siegeskränze vom Haupte, wies die Salben für das Festmahl zurück, vermied alles, was die Besiegten kränken konnte und schenkte dem kühnen Mahner Freiheit und Freundschaft. Alle gefangenen Athener wurden ohne Lösegeld freigegeben, die Armen bekleidet, Demades reichlich beschenkt und die Leichen der Athener mit ehrenvollem Geleit nach ihrer Vaterstadt zurückgesandt. Durch diese Mäßigung und diesen hochherzigen Edelmut gewann Philipp so sehr die Gunst der Athener, daß sie ihm auf dem Markte ein ehernes Standbild errichteten, ihn, seinen Sohn und Feldherrn Antipatros zu Ehrenbürgern ernannten.

3. Vater und Sohn.

Philipp zeigte einen Doppelcharakter, denn bald war er feingebildeter Grieche und schlauer Diplomat, bald verwegener Krieger, dem es im wildesten Handgemenge am wohlsten war,

der sich tollkühn in Gefahr stürzte, Wunden auf Wunden davontrug und dann im wüsten Zechgelage sich übernahm. Bei der Wahl seiner Mittel, etwas zu erreichen, war er nicht bedenklich; List und Gewalt, Treubruch und Grausamkeit, Falschheit und Verstellung wandte er ohne Bedenken an, wenn sie Erfolg versprachen, und verband kluge Einsicht und feine Geselligkeit mit Verschlagenheit und Hinterlist bei Unterhandlungen, mit Rachgier und Gefühllosigkeit bei Widerstand. Gern wandte er Bestechung an, in der genußsüchtigen Zeit ein unfehlbares Mittel, hielt sich durch kein Versprechen für gebunden und erheuchelte eine Frömmigkeit, die er nicht besaß. Am wohlsten war ihm im Getümmel der Schlacht und bei lustigem Gelage. Wer die derbsten Witze machte, die tollsten Possen trieb, die schmutzigsten Lieder sang, der erntete reichen Lohn, und er selbst scheute sich nicht, trunken am Hofe zu erscheinen. In Pella entfaltete er eine glänzende Hofhaltung, da er den vornehmen Adel bewog, sich auch in der Stadt Schlösser zu bauen, so daß nun ein lärmendes Fürstenleben in der Residenz Sitte ward. Nur ein Unstern waltete hier, und dies war der harte Stolz der Königin Olympia, der Tochter eines epeirotischen Fürsten, der sich zu den Nachkommen Achills zählte. Sie war schön, aber leidenschaftlich, geheimnisvollem Gottesdienst und den Zauberkünsten der thracischen Weiber ergeben. In den nächtlichen Umzügen stürmte sie in wilder Begeisterung durch die Berge und trieb dort geheimnisvolle Dinge. Die Sage berichtet, daß Wunderzeichen bei der Geburt Alexanders verkündet hätten, er werde große Thaten vollbringen, daß Philipp an demselben Tage die Nachricht erhalten habe, sein Feldherr Parmenion habe die Illyrier überwunden und Philipps Rosse hätten beim Wettkampf der Wagen auf den olympischen Spielen den Preis davongetragen.

Da beging Philipp den Fehler, die Olympia aufs bitterste

zu kränken, indem er die schöne Kleopatra heiratete, die Tochter des macedonischen Fürsten Attalos, und als diese einen Sohn gebar, sah sich Alexandros, der Olympia genialer Sohn, in seinem Erbfolgerechte bedroht. Olympia verließ Pella und kehrte zu ihrem Bruder zurück, den sie zum Kriege gegen Philipp aufreizte, zugleich aber auch ihren Sohn gegen Philipp aufbrachte, so daß es wiederholt zwischen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten kam. Als man einst ein lärmendes Gelag hielt, erhob sich Attalos und sagte: „Ihr Macedonier, bittet die Götter, daß die junge Königin euch bald einen rechtmäßigen Nachfolger schenke!“, da sprang Alexander zornig auf mit den Worten: „Lästerer, bin ich ein Bastard!“ und schleuderte den Becher gegen den Sprecher. Wütend sprang Philipp auf, riß das Schwert aus der Scheide, um den Sohn niederzustechen; doch war er des Weines so voll, daß er trunken niedertaumelte. Generale brachten den Alexander aus dem Saale, und beim Hinausgehen wandte sich Alexander um und sagte spottend: „Seht, mein Vater will von Europa nach Asien gehen und kann nicht den Weg von Tisch zu Tisch vollenden!“ Bald darauf ging die Mutter nach Epeiros, der Sohn nach Illyrien. Der Korinther Demaratos vermittelte als Gastfreund zwischen Vater und Sohn, indem er zum Könige sagte: „Schön fragst du nach Frieden und Eintracht im griechischen Lande und hast doch dein eigenes Haus also mit Unfrieden und Haß erfüllt und dir diejenigen entfremdet, welche dir die nächsten und liebsten sein sollten.“ Philipp erkannte die Wahrheit dieser Worte und versöhnte sich mit Alexander. Auch mit dem Epeirotenfürsten suchte er sich auszusöhnen, als er den Feldzug gegen Persien beginnen wollte.

Olympia allein blieb unversöhnlich, hetzte Bruder und Sohn auf gegen Philipp und fand in der macedonischen Fürstenfamilie der Lynkasten Gesinnungsgenossen. Bald erreichte aber den

König sein Verhängnis. Als seine Tochter Kleopatra mit dem Epeirotenfürsten Alexandros in Ägä Hochzeit feierte, waren viele Gäste eingeladen, kamen von allen Städten und Landschaften Neugierige, folgten Feste, Theater, Wettkämpfe u. dgl. mehrere Tage aufeinander. Da gelang es den Lynkastischen Brüdern, einen jungen, schönen Gardisten, Pausanias mit Namen, der von Attalos schwer beleidigt war und bei Philipp keinen Schutz fand, dahin zu bringen, daß er den König ermordete. Als Pausanias einst fragte: „Wie erlangt man den höchsten Ruhm?" antwortete der Mitverschworene: „Ermorde den, welcher das Höchste vollbracht hat!" Als nun ein großes Wagenrennen stattfinden sollte, und schon am Morgen die Straßen voll Schaulustiger waren, beschloß Pausanias, den Philipp zu ermorden. Bald erschien dieser, umgeben von Edelknaben und Leibgardisten, welche er aber voraus nach dem Theater sandte, weil er sich unter die Menge mischen und die Volkslust beobachten wollte. Da trat rasch Pausanias auf ihn zu und stieß ihm einen Dolch ins Herz, so daß Philipp lautlos niedersank und sofort starb. Die dadurch verursachte Verwirrung benutzte Pausanias zur Flucht, doch einige Gardisten verfolgten ihn und töteten ihn in ihrer Wut, als er auf der Flucht strauchelte und zu Boden stürzte. Alexander wurde König, Olympia ließ aber ihre Rache zunächst an der Kleopatra aus, in deren Armen man ihren Säugling erstach und sie selbst zwang, sich an ihrem Gürtel aufzuhängen. Dann forschte man nach den Königsmördern, bekam einige in die Gewalt und richtete sie an Philipps Grabe hin.

4. Ein schweres Jahr.

(336 v. Chr.)

Volk und Adel nahmen den zwanzigjährigen Alexander als König an, als er sie zur Huldigung einlud, die ihm geleistet ward. Als Lohn dafür erließ Alexander dem Volke alle Lasten und Dienste mit Ausnahme des Kriegsdienstes. Alexander ist der letzte und größte weltgeschichtliche Grieche; leiblich und geistig schön ausgebildet, edelmütig und thatendurstig, strebte er nicht nach Gewinn und Besitz, sondern nur nach der Ehre, Feinde besiegt zu haben. Die Sage schmückt seine Jugend mit mancherlei Wundererzählungen aus: am Tage seiner Geburt soll der berühmte Nationaltempel der Diana zu Ephesus von einem Ruhmsüchtigen angezündet und niedergebrannt sein, und Philipp soll bei der Geburt seines Sohnes sofort den größten Denker und Naturforscher Griechenlands, den Aristoteles, als Hauslehrer in Sold genommen haben. Alexander wuchs inzwischen unter den großen Vorbildern der homerischen Helden heran, wählte sich den Achill zum Vorbild und den Hephästion zu einem Freunde, wie Achill einen solchen im Patroklos besessen hatte. Begierig lauschte er den Sagen aus dem Morgenlande vom Goldstrome, von der Sonnenquelle, dem goldenen Weinstock mit den smaragdenen Trauben, hörte mit Begeisterung von den Siegesschlachten der Griechen bei Marathon und Salamis erzählen, lernte dadurch die Perser hassen und brannte vor Begier, sich durch große Thaten unsterblich zu machen.

Als die Griechen und Nachbarvölker von der Ermordung Philipps hörten, brach großer Jubel aus, denn nun sei es Zeit, sich von der macedonischen Herrschaft loszumachen, da man den Knaben Alexander leicht überwinden könne. De=

mosthenes forderte alle Griechen auf, sich zu rüsten, was denn auch geschah, und zugleich dachten Thracier und Illyrier an ihre Befreiung vom macedonischen Joche. Da rieten dem Alexander seine Freunde, dem Sturme nachzugeben und seine Herrschaft erst dann wieder zu befestigen, wenn er seines Thrones sicher sei. Doch Alexander rückte rasch in Thessalien ein, indem er den Ossa mittelst eingehauener Stufen überstieg und plötzlich den Thessaliern im Rücken stand. Er gewann durch ehrenvolle Bedingungen den Adel, der sich mit Macedonien vereinigte, überraschte die Griechen, ehe sie gerüstet waren, erkannte deren Freiheit an und ließ sich zu Korinth zum Anführer der Hellenen gegen die Perser erwählen. Nur Sparta sandte keinen Vertreter nach Korinth, ward aber nicht beachtet, weil es machtlos war. Hier in Korinth besuchte Alexander auch den Sonderling Diogenes, der in einer Tonne wohnte und sein Glück in der Entbehrung suchte, selbst den hölzernen Trinkbecher als überflüssig wegwarf, um fortan aus der hohlen Hand zu trinken. Alexander fand ihn vor der Tonne liegend, unterhielt sich mit ihm und fragte zuletzt, ob er sich nicht eine Gnade ausbitten wolle. „Geh mir ein wenig aus der Sonne!" war die Antwort des bedürfnislosen Philosophen. Da rief Alexander verwundert aus: „Beim Zeus, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein!" In der That wollte Alexander die damals bekannte Welt erobern, konnte nicht reich und mächtig genug sein, wogegen Diogenes sein Glück in der größten Bedürfnislosigkeit suchte.

Jetzt erachtete es Alexander für Zeit, die barbarischen Völker des Balkan und an der Donau seine starke Hand fühlen zu lassen (335 v. Chr.), von denen die Triballer im Gebirge und die Geten an der Donau die gefährlichsten waren. Nach einem Marsche von zehn Tagen stand Alexander vor den Gebirgspässen zwischen dem Rhodopegebirge und dem Balkan, wo

ihm die Thracier den Weg versperrten. In diesem gebirgigen Lande gab es viele Engpässe zu passieren, durch Wälder den Weg zu finden, Festen zu erstürmen.

Alexander wandte sich also zuerst gegen die Triballer, die am Balkan bis zur Donau wohnten, und beschloß, sie von Osten her anzugreifen, wobei ihn Byzanz mit Kriegsschiffen unterstützte. Sie hatten Engpässe und steile Felswände besetzt, um den Durchmarsch durch ihr Land zu hindern, besaßen aber als Angriffswaffen nur Dolch und Jagdspieß, als Schutz einen Fuchspelz statt des Helmes. Sie vertrauten auf ihre Menge, Körperkraft und die vielen Kriegswagen, welche sie auf den Anhöhen aufstellten, um sie von dort auf die Macedonier niederrollen zu lassen und deren Reihen zu durchbrechen, worauf sie in den wirren Haufen einzudringen gedachten, den sie bald zu vernichten hofften. In der That verlieh ihnen diese Kampfweise große Überlegenheit und Siegesgewißheit, doch Alexanders Klugheit wußte diese Gefahr zu beseitigen. Er befahl seinen Soldaten, ihre Reihen da, wo die Örtlichkeit Raum bot, den Wagen zu öffnen und sie ungehindert hindurch fahren zu lassen, wo dies nicht angehe, sollten seine Krieger das Knie gegen die Erde stämmen, die Schilde über ihren Köpfen dicht aneinander schließen, sodaß sie ein Dach bildeten, über welches die Wagen schnell hinwegrollen würden. Dies geschah. Die Wagen jagten rasselnd von den Anhöhen herab, fuhren durch die offenen Lücken der Bataillone oder über das Schilddach, ohne den geringsten Schaden anzurichten. Nun rückten die Macedonier unter lautem Kriegsgeschrei auf den Feind los, voran die Bogenschützen, um den Aufmarsch der Phalanx zu decken, und nach kurzer Gegenwehr war der schlecht bewaffnete Feind in die Flucht getrieben, 1500 niedergehauen, Weiber und Kinder gefangen.

Nachdem Alexander auf diese Weise den Durchzug erzwungen hatte, überschritt er den Balkan und stieg auf dessen sanftem Nord=

abhange hinab zur Donau in das Gebiet der Triballer, deren Fürst Syrmos bereits Weiber und Kinder auf der Donauinsel Peuke in Sicherheit gebracht und sein Heer in einem Walde rückwärts hinter den Macedoniern aufgestellt hatte. Alexander machte also kehrt, suchte den Feind auf und liess ihn durch Schleuderer und Bogenschützen angreifen. Als die Triballer eine so geringe Mannschaft vor sich sahen, brachen sie aus dem Walde hervor und griffen die Gegner heftig an. Diese wichen, wurden heftig verfolgt, doch siehe, nun stiessen die Triballer auf die schwere macedonische Reiterei und die Phalanx, gegen welche sie mit ihren Bolzen und Jagdspeeren nichts ausrichten konnten, wohl aber reihenweise niedergestochen oder niedergeritten wurden, sodass sie in kurzer Zeit 3000 Mann verloren. Da entsank ihnen der Mut, sie wandten sich und flohen in den Wald, verfolgt von den Macedoniern. Nun marschierte Alexander zurück zur Donau, um die Insel Peuke zu erobern. Aber einesteils konnte er nicht die erforderliche Anzahl von Schiffen und Kähnen zusammenbringen, andernteils war die Strömung zu reissend, das Ufer der Insel zu steil, um landen zu können, sodass er es vorzog, das Wagnis aufzugeben.

Um aber die Feinde zu erschrecken und seine Überlegenheit zu zeigen, beschloss Alexander, die Donau zu überschreiten und die Geten am andern Ufer anzugreifen. Am andern Ufer wohnte dieses kriegerische wie zahlreiche Volk, in welchem manche die Vorfahren der Goten erkennen wollen, wie man aus ihrer Sprache folgert. Sie besassen etwas landeinwärts eine grosse Stadt von strohbedeckten Häusern, trieben Ackerbau und Viehzucht, hielten sich wegen des breiten und tiefen Stromes für wohlgeschützt und blieben trotz der Nähe des Feindes sorglos. Alexander dagegen sammelte Böte und Fischerkähne, liess die Felle der Zeltdecken zuschnüren und mit Heu ausstopfen und setzte nachts auf solchen Fahrzeugen 1500 Reiter und 4000 Mann Fuss-

volk über den Fluß, an dessen jenseitigem Ufer er unbemerkt landete unter dem Schutze weiter Getreidefelder, welche von hohen Halmen bedeckt waren. Mit Tagesanbruch rückte das kleine Heer quer durch die Felder vor, indem die Krieger mit ihren Lanzen die Halme niederschlugen, sodaß auf diesem Wege nun auch die Reiterei folgen konnte. Sobald man freie Ebene erreicht hatte, stellte man sich in Schlachtordnung und rückte unter Trompetengeschmetter vor. Die Geten waren gewaltig überrascht, ein Heer in Panzer und Helm vor sich zu sehen, von welchem sie keine Spur bemerkt hatten, flohen in die Stadt, und von da mit Weibern, Kindern und fortschleppbaren Habseligkeiten in die Steppe. Dorthin mochte ihnen Alexander nicht folgen, steckte vielmehr die unverteidigte Stadt in Brand und kehrte noch an demselben Tage ans andre Stromufer zurück, ohne einen Mann verloren zu haben.

---

5. Besiegung der Illyrier und Thebaner.

(335 v. Chr.)

Nach solchen Erfolgen schickten die Völker am Donauufer Gesandte mit Geschenken und baten um Frieden und Freundschaft; der Triballerfürst ward Bundesgenosse und stellte Hilfstruppen. Selbst vom Adriatischen Meere her kamen Gesandte, hochgewachsene Kelten und boten ihre Freundschaft an, weil Alexanders Thaten sie in Erstaunen gesetzt hatten. Alexander nahm ihre Bundesgenossenschaft an und bewirtete sie einige Tage. Um seine neuen Freunde genauer kennen zu lernen, frug er sie einst, was sie am meisten fürchteten. Nichts, antworteten sie, als daß etwa der Himmel einfallen könnte. Ale-

xander lachte, beschenkte sie reichlich, als sie von ihm schieden, und hielt sie für Großhänse.

Inzwischen hatten Illyrier dem Könige den Rückweg durch die Engpässe verlegt. Zwar eilte er, den Illyriern zuvorzukommen und seine Grenzfeste Pellion zu schützen, wo die enge Straße zwischen steilen Felswänden nach Macedonien führt, doch die Illyrier hatten die Feste bereits besetzt und zeigten Lust, den Macedoniern in den Bergen eine Schlacht zu liefern. Indessen zogen sie es doch vor, sich in die Bergfeste zurückzuziehen, welche Alexander alsbald mit einem Walle umgab. Doch bald erschien ein zweites Heer in seiner Flanke, sodaß die Macedonier nun in schmaler Ebene eingeschlossen waren, weil feindliche Reiter, Schleuderer, Wurfgeschütze und Schwerbewaffnete die Engpässe sperrten, andere Haufen von der Stadt aus den Macedoniern in den Rücken fielen. Alexander schien verloren, doch er wußte Rat, sich aus der harten Bedrängnis zu retten. Die Schwerbewaffneten mußten ein Quarré von 120 Mann Tiefe und etwas breiterer Front bilden, 200 Ritter dessen Flanken decken, worauf der ganze Haufen vorrückte. Weil aber in beiden Flanken Feinde standen, schwenkte das Quarré bald rechts, bald links, um stets Front zu bieten. Auf diese Weise zog es sich zwischen den Anhöhen dahin, ohne daß die Feinde einen Angriff auf den dicht geschlossenen und wohlverschildeten Gegner wagten, sich vielmehr von den ersten Anhöhen zurückzogen und den Weg frei gaben. Ja als einmal die Macedonier den Schlachtgesang erhoben und dabei mit den Lanzen an die Schilde schlugen, befiel die Illyrier solcher Schrecken, daß sie eilends in die Stadt flohen.

Nur eine Schar hielt noch die Anhöhen besetzt, über welche der Weg führte. Da ließ Alexander die schwere Reiterei und die Leibgarde, die sich zu den Reitern aufs Pferd setzte, gegen die Anhöhen vorsprengen, welche der Feind erschreckt sofort ver=

ließ. Sofort besetzte Alexander den Berg, ließ sein Heer rasch vorgehen und dabei den Engpaß vermeiden, vielmehr den Fluß durchwaten und am andern Ufer sich in Schlachtordnung aufstellen. Währenddem hielt er mit der Nachhut die Anhöhe besetzt, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Als dieser sah, daß nur noch eine kleine Schar Macedonier diesseits des Flusses stand, gedachte er, denselben anzufallen und zu zersprengen. Doch Alexander kam ihm zuvor, griff ihn ungestüm an, trieb ihn zurück, machte dann schnell kehrt, um auch den Fluß zu überschreiten. Sowie die Illyrier dies sahen, fingen sie an, ihn zu verfolgen und heftig zu bedrängen. Doch nun ließ Alexander vom andern Ufer aus durch Wurfmaschinen den Feind beschießen, die Bogenschützen im Flusse kehrt machen und Alexanders Verfolger mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen überschütten, sodaß die Thracier zurückprallten und außer Schußlinie sich hielten. Auf diese Weise kam auch Alexander über den Fluß, ohne einen Mann verloren zu haben. Zwar hatte er im Getümmel des Kampfes einen Keulenschlag an den Hals und einen Steinwurf an den Kopf erhalten, doch waren diese Wunden ungefährlich, das Heer gerettet, der Feind zur Unthätigkeit gezwungen.

Alexander hatte also den Weg zur Heimkehr erzwungen, die Illyrier hielten aber den Rückmarsch für Flucht und lagerten nun in breiter Linie vor Pellion, ohne sich durch Wall, Graben und Vorposten zu sichern. Kaum bemerkte Alexander diese Unvorsichtigkeit, so beschloß er, dieselbe zu seinem Vorteile auszunutzen. In der Nacht ging er mit einem Teile seiner Truppen über den Fluß, brach in das Lager der sorglos schlafenden Feinde ein, die nun ohne Waffen und Leitung in den Zelten und langen Gassen des Lagers niedergemacht oder gefangen, zersprengt und in das Gebirge gejagt wurden. Da zündete einer der illyrischen Fürsten Pellion an und floh unter dem Schutze

dieses Brandes ins Nachbargebiet. Die besiegten Fürsten aber mußten Alexanders Oberherrschaft anerkennen und Tribut zahlen.

Während Alexander durch solche Siege seine Herrschaft im Norden und Westen seines Königreiches befestigte, unternahmen es die Griechen, sich von ihm loszumachen und fanden Unterstützung durch Geld bei den Persern, welche Alexanders Angriffe auf Persien zuvorkommen wollten, weil dieser ja bereits zwei macedonische Corps nach Kleinasien gesandt hatte. Besonders betrieb der athenische Redner Demosthenes die Kriegsrüstungen gegen Alexander, um Athen wieder zur selbständigen, unabhängigen Republik zu machen, und fand in Theben Beifall, wo man die macedonische Besatzung und Herrschaft los sein wollte. Da hieß es plötzlich, Alexander sei in einer Schlacht gefallen, ja Demosthenes stellte den Athenern einen Mann vor, welcher in jener Schlacht verwundet war und gesehn hatte, wo auch Alexander eine tödliche Wunde erhielt, an welcher er gestorben sei. Allgemeiner Jubel brach in ganz Griechenland aus bei dieser Freudennachricht. Alle Verträge mit Alexander wurden für null und nichtig erklärt, Persien aufgefordert, Geld zu schicken, damit man sofort losschlagen könne. Am eifrigsten betrieb Theben die Rüstungen, rief alle Verbannten zurück, ermordete sogar zwei macedonische Offiziere. Allerdings befand sich dieser Freistaat in drückender Abhängigkeit von Macedonien, da er sogar in der Burg von Theben eine macedonische Besatzung dulden mußte. Vor kaum einem Menschenalter war Theben der gebietende Staat in Griechenland gewesen, hatte die Macht Spartas gebrochen, die Staaten des Peloponnes von Spartas Herrschaft befreit, Thessalien und Macedonien unter Verwaltung genommen, und nun war es macedonische Festung. Da erwachte das alte Freiheitsgefühl und trieb zum Kampfe um Sein und Nichtsein. Das ganze Volk, d. h. die Bürgerschaft, bewaffnete sich, um die macedo-

nische Besatzung der Burg zu vertreiben, und die Nachbarstaaten, besonders Athen und Sparta, sagten Beistand zu.

Theben rüstete also mit aller Macht für den Befreiungskampf, schloß die Stadtburg Kadmea und deren macedonische Besatzung durch Gräben und Wälle so enge ein, daß nichts hinein oder heraus konnte. Da meldete ein Eilbote, Alexander rücke in Eilmärschen heran. Man glaubte ihm nicht, meinte vielmehr, es sei nur Antipater als Statthalter Macedoniens in Eilmärschen im Anzuge, den man leicht zurückweisen könne. Als aber neue Boten meldeten, Alexander selbst sei im Anzuge und stehe nur zwei Tagemärsche von Theben mit einem Heere, wurden sie als leichtgläubige Feiglinge verhöhnt. Doch am andern Tage stand Alexander mit 20 000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern vor den Mauern Thebens, denn er war in vierzehn Tagen von Pellion durch Macedonien, Thessalien und die Thermopylen geeilt, um den aufständischen Griechen zuvorzukommen, ehe sie ihre Rüstungen vollendet hatten. Wirklich hielten es auch die Peloponnesier für angemessen, daheim zu bleiben und ihr Heer zu entlassen, und die wetterwendischen Athener ließen durch Gesandtschaften versichern, daß sie nichts Böses gegen Macedonien im Sinne hätten, was Alexander zu glauben versicherte, weil er einen Krieg mit Griechenland vermeiden wollte. Dagegen eilten die Feinde Thebens in das macedonische Lager, weil sie vor Begierde brannten, an Theben wegen seiner drückenden Herrschaft Rache zu nehmen.

Alexander brannte jedoch vor Begier, den vom Vater bereits vorbereiteten Krieg gegen Persien zu beginnen, suchte sich also mit Theben auf friedliche Weise zu verständigen, weshalb er unthätig vor Theben lagerte in der Erwartung, die Thebaner würden ihre Übereilung einsehn und sich durch Vertrag mit ihm abfinden. Aber so aussichtslos das Unternehmen der Thebaner auch war, so wollten sie doch lieber untergehn als sich vor

einem fremden Könige demütigen, unternahmen daher wiederholt Ausfälle gegen Alexanders Lager, welche ganz erfolglos blieben. Noch zögerte Alexander mit Gegenangriffen, verlegte vielmehr sein Lager vor das athenische Thor, an welches die Burg angrenzte, und forderte die Thebaner zum Niederlegen der Waffen auf, wogegen er Verzeihung zusagte. Doch die trotzigen Thebaner gaben ihm die höhnische Antwort, er möge ihnen seine schlechten Ratgeber zur Bestrafung ausliefern und allen Griechen die Freiheit geben.

Trotz solchen Hohnes zögerte Alexander mit einem Angriffe, weil er griechisches Blut ungern vergoß. Seine Generale jedoch verloren bei dieser Keckheit der rebellischen Stadt die Geduld, vielmehr benutzte Perdikkas mit der Vorhut eine günstige Gelegenheit, welche ihm die Unvorsichtigkeit der Thebaner bot, um die Verschanzungen der Außenwerke zu erstürmen und die Vorwache des Feindes zu verjagen. Schnell folgte ihm Amyntas, indem er den zweiten Wall angriff, und nun mußte auch Alexander sein Heer ausrücken lassen bis vor die Befestigung der Stadt, um seinen Generalen Beistand leisten zu können. Zwar fiel Perdikkas, aber seine beiden Divisionen erstürmten den Wall und drangen in die Stadt ein und kamen bis zum Herakleion, wo sich die Thebaner plötzlich unter wildem Geschrei wandten, wie Rasende auf die Macedonier warfen, die vor solchem Ungestüm unter großem Verlust zurückwichen, dabei in Unordnung gerieten und heftig verfolgt wurden.

Jetzt mußte Alexander in den ungleichen Kampf eingreifen. Mit seiner geschlossenen Phalanx warf er sich den Thebanern entgegen, warf sie zurück und drang mit den Weichenden zugleich in das Thor ein, während andre macedonische Haufen hier und da die Mauer erstiegen, die ohne Verteidiger war. Jetzt machte auch die Besatzung der Burg einen Ausfall in die Unterstadt, andre Haufen eilten im Sturmschritt nach dem

Markte, angefeuert vom Beispiele Alexanders. So tapfer auch die Thebaner mit dem Mute der Verzweiflung kämpften, so erlagen sie doch der besseren Kriegsübung und Führung der Macedonier, ja ihre zersprengte Reiterei jagte durch ein noch freies Thor ins Feld, wohin sich auch das Fußvolk zu retten suchte, oder sich in Häuser und Tempel flüchtete, die bereits voll Weiber und Kinder waren. Die ergrimmten Macedonier nahmen furchtbare Rache, richteten ein entsetzliches Blutbad an, da sie weder Weiber noch Kinder schonten, noch Tempel unentweiht ließen, bis die Nacht dem Morden ein Ende machte.

Es waren 6000 Thebaner und nur 500 Macedonier in dem erbitterten Kampfe gefallen, von denen Alexander seine Krieger ehrenvoll begraben ließ. Dann rief er seine Bundesgenossen zusammen, damit sie bestimmen sollten, welches Schicksal Theben verdient habe. Diese Feinde Thebens, oft recht hart bedrückt von dieser Stadt, beschlossen einmütig, die Stadt müsse dem Erdboden gleichgemacht, das Land unter die Bundesgenossen verteilt, alle Thebaner als Sklaven verkauft werden. So geschah es auch, nur des Dichters Pindar Haus bat Alexander zu verschonen. Theben ward eine Ruine, 30000 Thebaner verkaufte man als Sklaven, weil sie Vaterland und Freiheit mutig verteidigt hatten. Doch fehlte es nicht an Beispielen altgriechischen Mutes. Eine Thebanerin war von einem Macedonier geschändet, der nun noch verlangte, sie solle ihm den Ort zeigen, wo sie ihre Schätze verborgen habe. Sie führte ihn an einen Brunnen und stürzte ihn, als er da hinab sah nach den Schätzen, hinunter und warf ihn mit Steinen tot. Deshalb vor Alexander gebracht, sagte sie: „Ich bin Timoklea, jenes Thragenes Schwester, der als Feldherr bei Chäronea gegen Philipp für die Freiheit der Hellenen kämpfend fiel!" Alexander schenkte ihr und ihren Verwandten die Freiheit.

6. Das macedonische Heer im Gegensatz zu dem persischen.

Als Darius (490 v. Chr.) auszog, um Griechenland zu einer persischen Provinz zu machen, konnte er wohl nicht ahnen, daß nach beinahe hundert Jahren Persien unter einem andern Darius von einem Häuflein Macedonier würde erobert sein und fortan Griechen als Herrscher erhalten werde. Alexander hielt es für seine Lebensaufgabe, Persien zu erobern, dessen geringe Widerstandskraft er recht gut kannte. Denn er hatte nicht nur alle Berichte griechischer Reisenden über Persien gelesen, sondern auch sichere Nachrichten über die Heeresverfassung, Kriegsweise, Straßen, Flüsse, Gebirge u. s. w. eingezogen, sodaß er die Erfolge seiner Unternehmung im voraus abschätzen konnte. Als er seine Vorbereitungen vollendet hatte, ließ er den Antipater als Reichsverweser in Macedonien zurück und übergab ihm 12000 Mann Soldaten, um Griechenland, Illyrien und Thracien in Gehorsam zu erhalten. Auch verschenkte er alle seine Besitzungen in Macedonien an seine Freunde, selbst Domänen und Hafenzölle, weil er gewiß war, in Asien dafür reichen Ersatz zu finden. „Was bleibt dir denn, wenn du alles verschenkst?“ frug ihn Perdikkas erstaunt. „Die Hoffnung!“ erwiderte der König, worauf Perdikkas auch seinen Anteil an den Geschenken mit den Worten zurückwies: „Laß uns, die wir mit dir kämpfen, die Hoffnung mit dir teilen!“ Viele Generale folgten diesem Beispiele, welches auch den ritterlichen Adel und das ganze Heer begeisterte. Da die Heeresrüstung dem jungen Könige gegen 200000 Thaler kostete, so blieben ihm beim Abmarsch aus Macedonien nur 18000 Thaler in der Kriegskasse übrig. Er aber dachte, je reicher der Feind ist, um so mehr kann man gewinnen, und in der That war Persien an Um-

fang fünfzigmal größer als Macedonien und Griechenland, lagen in den Schatzkammern der Könige ungeheure Vorräte von Gold und Silber. Weil Alexander keiner Kriegskasse bedurfte, hatte er weniger Pferde und Wagen zu deren Fortschaffung nötig und kam schneller vorwärts. Zwar konnte er den 400 persischen Kriegsschiffen nur eine winzige Anzahl gegenüberstellen, aber die persischen Schiffe gehörten unterjochten, hart bedrückten Phöniziern, Ägyptern und kleinasiatischen Griechen an, denen nicht daran lag, die persische Herrschaft aufrecht zu erhalten.

Dagegen war das macedonische Heer dem persischen weit überlegen, voll Kampflust, Patriotismus und stolzer Erinnerungen an große Thaten, tüchtig geübt, gut gerüstet und mit allen Hilfsmitteln der Technik wohl versehen. Die persischen Truppen dagegen bestanden außer dem berittenen Adel aus zusammen getriebenen, schlecht organisierten Haufen, deren Wert nur in ihrer Masse, deren ungestümem Angriff und wildem Umherschwärmen auch auf der Flucht lag, so daß ihre Verfolgung gefährlich wurde und stetes Zusammenhalten verlangte. Außerdem hatte der Perserkönig 20000 Griechen im Solde, welche griechische Waffen trugen und nach griechischer Kriegskunst kämpften. Ihnen konnte Alexander nur 30000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter entgegenführen, darunter befanden sich 5000 griechische Söldner, 7000 Schwerbewaffnete als griechische Bundestruppen, dazu 5000 illyrische Bergbewohner, einige tausend Bogenschützen und leichte Truppen. Dieses kleine Heer war je nach Waffenart und Heimat zu großen oder kleinen Scharen vereint, doch die Hauptmacht lag in der Ausschlag gebenden Phalanx, deren Mannschaft Helm, Harnisch und einen Schild trug, welcher den ganzen Mann deckte, dazu noch eine 20 Fuß lange Lanze (Sarissa) und ein kurzes griechisches Schwert. Sie hatte die Aufgabe, stets als dichtgeschlossene

Masse in den Kampf einzutreten, das Massengefecht als Nahegefecht zu führen und im Anlauf die feindlichen Reihen zu durchbrechen. Daher stand sie 16 Mann tief, d. h. 16 Mann hintereinander, wie bereits erwähnt ist, wobei die Lanzen der fünf ersten Glieder vorgestreckt wurden, über die Front hinausragten und einen undurchdringlichen Stachelwall bildeten, während die anderen Reihen ihre Lanzen auf die Schultern der Vordermänner legten, dieselben vorwärts drängten, aber nicht zurückweichen ließen. Außerdem war die Phalanx so gut eingeübt, daß sie jede Bewegung, Marschordnung, Stellung und Wendung schnell und sicher ausführte, ohne daß sich die Krieger gegenseitig hinderten. Die Zahl dieser Schwergerüsteten, welche das Fußvolk der Getreuen hießen, belief sich auf 18000, die sich in sechs Bataillone von je 3000 Mann teilten und meist aus Macedonien stammten.

Auch die Reiterei besaß in den macedonischen und thessalischen Schwadronen schwergeharnischte Kämpfer, welche allesamt dem Adel angehörten, und an deren Spitze der König focht. Sie waren gleich tüchtig auf den Massen- und Einzelkampf eingeübt, daher den ungeordneten Schwärmen der leichten asiatischen Reiterei überlegen. Diese schwere Reiterei führte den ehrenvollen Namen „die Getreuen des Königs" und zählte 5000 Reiter, die in acht Geschwader eingeteilt und denen noch 600 griechische Reiter beigegeben waren. Auf diese Garde folgten die macedonischen Hypaspisten, benannt nach dem hohen Schilde Aspis. Sie waren halbleichte Truppen, wie etwa unsere Füsiliere, trugen einen leichten Schild, ein längeres Schwert und einen Linnenpanzer und waren besonders brauchbar zu Überfällen, Gewaltmärschen, Handstreichen, zur Besetzung von Höhen, Erzwingung von Flußübergängen und Unterstützung der Reiterangriffe. Diese Truppe zählte 6000 Mann, war in sechs Bataillone eingeteilt und hatte die Wache vor dem Königszelte.

Aus den Bergvölkern der Balkanhalbinsel, die an Jagen, Wegelagern und Kleinkrieg gewöhnt waren, nahm man die leichten Truppen, die sich nach Landesart bewaffneten und kleideten und sich besonders zum fliegenden Gefecht, zur Deckung der Märsche, zum Durchschwärmen und Auskundschaften der Gegenden eigneten. Berühmt wurden die 2000 Jäger und Bogenschützen, weil sie in jedem Gefecht eine wichtige Rolle spielten. Die übrigen leichten Truppen, etwa 5000 Mann, nannte man die Thracier, welche gern Überfälle ausführten, durch lärmende Angriffe und scheinbar verworrenen Rückzug den Feind täuschten und in eine Falle lockten, durch weithin schallendes Schlachtgeschrei erschreckten, plötzlich vom Angriff zur Flucht, aus Unordnung zur Verfolgung übergingen. Die leichte Reiterei dieser Bergvölker betrug etwa 900 Mann.

In der Schlachtstellung bildete das macedonische Heer zwei Flügel, von denen Parmenion den linken, Alexander den rechten führte. In die Mitte stellte man als Hauptmacht das schwergerüstete Fußvolk, an dessen Flügel sich leichte und schwere Reiterei und leichtes Fußvolk in bestimmter Zahl und Ordnung anschlossen. Außerdem ward leichtes Fußvolk von der Schlachtlinie zur Deckung der Bagage abgesondert. Bei der Aufstellung zur Schlacht stand die verschildete Phalanx hinter den großen aneinander gereihten Schilden wie hinter einem Walle und dazu 16 Mann hintereinander. Die Reiterei 8 Mann tief, d. h. hintereinander, so daß das Heer einen Raum von einer Stunde Breite erforderte, weil die Phalanx allein 5000 Schritte lang war.

7. Land und Heer Persiens.

Um sich die wunderbare Thatsache begreiflich zu machen, daß eine Handvoll verwegener Macedonier ein altes Weltreich in einigen Jahren zu erobern vermochten, muß man die obwaltenden Verhältnisse kennen lernen, um alsdann die Siege der Macedonier als natürliche Erfolge zu begreifen.

Persien war kein gleichartiges Reich, sondern ein Gemisch von Völkern verschiedener Sprache, Religion und Lebensweise. Es dehnte sich vom Indus im Osten bis zur libyschen Wüste im Südwesten, vom Kaukasus und Kaspisee im Norden bis zum persischen Meerbusen und persischen Meere im Süden aus, umfaßte also Hoch- und Tiefland, fruchtstrotzende Getreideländer und Steppen und unwirtliche Sandflächen. Da die Bevölkerung verschiedenen Sitten und verschiedener Beschäftigung folgte, so gab es stets Bürgerkriege, d. h. Empörungen der Bevölkerung gegen habgierige Statthalter oder Aufstände kräftiger Statthalter (Satrapen) gegen die Willkürherrschaft der Minister. Als Könige herrschten oft Schwächlinge oder Tyrannen, die durch Königs- oder Verwandtenmord sich den Weg zum Throne bahnten, sich einem schwelgerischen Genußleben ergaben und die Regierung ihren Günstlingen und Verschnittenen überließen. Hierbei verkam das Kriegswesen und suchten die Könige Schutz und Sicherheit durch griechische Söldlinge, deren sie 15—30 000 Mann im Dienste zu haben pflegten.

Die Bergvölker des Ostens galten für kriegerisch und raubgierig, und sie bildeten die Provinzialheere der Satrapen. Sie besaßen wenig Anhänglichkeit an den fern wohnenden König, dem sie Tribut zahlen und allerlei Dienste leisten mußten, ohne dafür entschädigt zu werden. Der Kern des Reiches, die

Perser, betrieb Ackerbau oder Viehzucht, bildete ein rauhes, abgehärtetes Volk, welches Lederkleider trug, mäßig lebte, Anstrengungen leicht ertrug und sich daher leicht zu einem tüchtigen, abgehärteten Kriegsvolke heranbilden ließ. Das Hochland Persien, etwa 40—50000 Quadratmeilen, zeigt verschiedene Beschaffenheit. Die sandige und sehr heiße Südküste ernährt nur hier und da einige Personen, bildet aber im großen eine Wüste mit wandernden Dünen, so daß Heerzüge hier elend endigen. An der Westgrenze am Euphrat und Tigris hin erstreckt sich von Süden nach Norden ein rauhes, steiles Gebirge, mit wenigen Pässen, bewohnt von räuberischen Stämmen. Nach Norden zu wird Persien kalt und gebirgig, nur von Kamelzüchtern bewohnt und durch ein Gebirge von Medien im Nordosten geschieden. Dagegen sind zwischen den Dünen und heißen Sandflächen der südlichen Meeresküste und der Hochsteppe Persiens die Thäler von Kasrun, Schiras und Merdascht zwischen hohen, 8000 Fuß aufsteigenden Bergzügen stufenartig übereinander eingesenkt und gelten für die ergiebigsten Gebiete des Landes. In diesen Thälern mildern Seewinde die Hitze, herrscht daher ein steter Frühling, wechseln Haine von Myrten und Cypressen und Obstbaumhaine mit Weinreben, Blumenteppichen der Gärten und den berühmten Rosengärten. Nördlich und östlich von diesen Paradiesen dehnen sich über die Hochflächen treffliche Weidestrecken aus bis zur Steppe der Hochfläche und zum kahlen Gebirgslande.

Eine große Veränderung trat im Leben der Perser ein, als sie aus einem Hirtenvolke zu einem erobernden wurden und nun auf Kosten der unterjochten Völker als Staatsbeamte oder stehendes Heer behaglich lebten. Denn überall gab es Burgen mit Garnisonen, so daß man 100000 Soldaten als Besatzungen brauchte. Dazu kamen noch als Leibgarde 10000 Unsterbliche (so genannt, weil es nie weniger sein durften), 2000

Reiter und 2000 Lanzenträger, deren Lanzen am unteren Ende des Schaftes mit goldenen und silbernen Äpfeln verziert waren. Es trugen 9000 Mann silberne Granaten und 1000 Mann goldene am Lanzenschaft.

Als dies Bergvolk der Perser Medien erobert hatte und bald darauf auch die angrenzenden Tiefländer gewann, führten die Könige medische Hoftracht ein, weil die Meder ein altes Kulturvolk waren, und unterhielten eine Menge von Beamten für jeden kleinen Dienst. Aus dem persischen Adel dagegen, in welchen man auch den medischen aufnahm, weil die Meder das herrschende Kulturvolk waren, entnahm man die königliche Leibwache, die sogenannten Tischgenossen, weil sie Verwandte des Königs hießen, an seiner Tafel essen und sich mit ihm berauschen, ihn auch nach altem Herkommen dabei küssen durften. Der König fesselte den Adel an sich durch Geschenke, d. h. durch Anweisungen auf Naturallieferungen oder auf Speiseportionen aus der königlichen Küche. Diese Hofjunker mußten tüchtig lernen und sich abhärten. Als Pagen des Palastes wurden sie früh durch ein tönendes Erz geweckt, erhielten als Nahrung nur Gersten- oder Weizenbrot und Wasser, und auf der Jagd oder als Wächter der Herden lebten sie von wilden Früchten, Eicheln und Waldbeeren, übernachteten im Freien, mußten gute und schlechte Kräuter unterscheiden, Bäume pflanzen und Jagdnetze flechten lernen. Im Reiten und Bogenschießen wurden sie ganz besonders geübt und an Gehorsam gewöhnt.

Die Verwaltung in Persien verfügte despotisch, verordnete willkürliche und grausame Strafen, ließ als gewöhnliche Strafen geißeln, Ohren und Nase abschneiden, Augen ausstechen, Hände und Füße abhauen, dazu kamen noch Kreuzigen, Abschinden der Haut, Lebendigbegraben, langsames Zerquetschen zwischen Steinen, Zerschneiden bei lebendigem Leibe, Einschließen in enge Tröge zu jahrelanger Marter. Die polizeiliche Überwachung durch „die

Augen und Ohren des Königs" ging sehr weit. Reisende und Verkehr wurden streng überwacht, an Straßen, Brücken und Engpässen Thore oder Kastelle angelegt und mit zuverlässiger Garnison versehen, der Briefwechsel scharf beaufsichtigt, Posten, d. h. Reiter an den Hauptstraßen für je 3—4 Meilen bereit gehalten für des Königs Befehle, Karawanserais selbst in öden Gegenden hergestellt und mit Bäumen umgeben, ganze Landstraßen mit schattigen Bäumen bepflanzt und mit Ruhesitzen versehen.

Weil die Perser jahrhundertelang das tonangebende Geschichtsvolk und Herrscher über das damalige Weltreich waren, verlohnt es sich der Mühe, sie in ihrem häuslichen Leben kennen zu lernen. Sie trugen medische Kleidung, d. h. ein wollenes Unterkleid mit Ärmeln, wollene Beinkleider und einen weiten, langen Kaftan darüber, Vornehme bevorzugten buntgewirkte, rot oder blau gefärbte Kleider, hohe Schuhe, goldene Ketten, Armbänder und Ohrringe, trugen wohlgepflegtes, in Locken gedrehtes Haupt- und Barthaar, schminkten Gesicht und Augen, rieben die Haut mit wohlriechenden Salben ein, trugen Sonnenschirme und im Winter Handschuhe. Die Zimmer schmückte man mit kostbaren Teppichen, stellte die Betten mit weichen Polstern auf goldene Füße und liebte kostbare Teppiche und Tischdecken, goldene und silberne Becher, Schalen und Kessel. Prachtvoll putzte man das Harem auf, ebenso die Verschnittenen und Diener, welche den Herrn an- und auskleideten, badeten, salbten, frisierten u. s. w. Auf Reisen und Feldzügen nahm man Diener, Harem und kostbares Gerät mit im Wagen oder auf Kamelen, lagerte unter gold- und silberdurchwirkten Zelten, unterhielt besondere Schenke, Bäcker, Köche und Köchinnen. Bei Tische trug man ganze gebratene Tiere auf, gab dazu noch reichlichen Nachtisch und trank sehr viel Wein. Trotzdem bewahrten die Perser noch lange den alten Mut, arbeiteten

Prinzen im Prunkgewand sich im Garten müde, sprangen vornehme Perser im kostbaren Putz vom Pferde in den Straßenkot, um Packwagen fortbringen zu helfen. Es galt für eine Schande, Unwahrheit zu sagen, unrechten Gewinn zu suchen, den Eltern Ehrfurcht und Gehorsam zu verweigern.

Die Perser waren ein kriegerisches, eroberndes Volk geworden, welches alsdann die Garnisonen in den unterworfenen Ländern bildete und sich daher vorzugsweise zum Kriegsdienste ausbildete. Die Hauptwaffe bildeten Bogen und Rohrpfeile, und am liebsten kämpfte man zu Pferde. Über dem Ärmelhemd trug man einen blanken Schuppenpanzer, führte als Waffe außer dem Bogen einen kurzen Wurfspieß und einen krummen Säbel an der Rechten, auf dem Kopfe die Tiara (hohe, spitze Pelzmütze). Schwergerüstete Reiter bedeckten den Kopf mit einem eisernen oder ehernen Helm und trugen dazu noch einen starken Harnisch, schützten außerdem ihr Pferd durch metallene Stirnplatten und Bruststücke. Das Fußvolk dagegen führte länglich viereckige Schilde aus Flechtwerk, unter welchen der Köcher hing. Als Waffe dienten Bogen, Wurfspieß und Säbel, doch trug niemand einen Panzer, der in dem heißen Lande belästigt hätte.

Die Vornehmen schmückten sich für die Schlacht mit den besten Purpurkleidern, Halsketten und Armbändern, zogen über den Panzer den schimmernden Wappenrock und schnallten einen Degen mit goldenem Griff und goldener Scheide um die Hüften. Ihre nisäischen Schimmel erhielten einen goldenen Zaum, waren aber unbändig und brachten ihren Reiter oft ins Verderben. Die Bevölkerung von 70—80 Millionen stellte einen gewaltigen Landsturm, und die Bergvölker zeichneten sich durch kriegerischen Sinn und Tapferkeit aus, erhielten als Führer persische Generale, kämpften aber nach ihrer nationalen Weise.

Was die Kriegsverfassung der Perser anlangt, so berichten

die Griechen folgendes: Die Perser bildeten Divisionen von je 10000 Mann, die sich in 10 Bataillone von 1000 Mann und in Compagnieen von je 100 Mann teilten, deren Generale und Majore der Feldherr ernannte. Das Lager legte man nach bestimmter Ordnung an und befestigte dasselbe, marschierte nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die Reiterei ward wegen der undressierten Pferde unbeholfen, denn es dauerte lange, ehe der Reiter aufsitzen konnte, weil er beim Absitzen das unruhige Pferd mit Fußschlingen fesseln mußte, so daß das Losbinden, Satteln, Zäumen und Anlegen der Waffen viel Zeit kostete. Man vermied daher jeden Nachtangriff und blieb des Nachts unter Waffen, wenn man einen solchen erwartete.

Vom Wagen aus musterte der König sein Heer, und Schreiber mußten alles Auffällige notieren, hielt in der Schlacht in der Mitte, umgeben von seiner Leibwache, deren Reiter vor dem Könige standen, welcher die besten Truppen ins Zentrum stellte. Wie alle orientalischen Könige kämpfte er vom Streitwagen herab mit dem Bogen, angethan mit allen Abzeichen seiner Würde, im Purpurmantel und mit der Tiara auf dem Haupte, neben sich auf hohem Schaft den goldenen Adler als Feldzeichen des Reichs. Die Reitergeschwader standen auf den Flügeln, zwischen ihnen und dem Zentrum die Mannschaften der unterworfenen Völker in vollen Vierecken. Ein dichter Pfeilregen eröffnete das Gefecht, kam der Feind näher, so warf man ihm die Wurfspieße entgegen und griff ihn dann mit dem Säbel an. Die gefürchtete persische und sakische Reiterei bestand aus geübten Bogenschützen, welche zuerst in einzelnen Schwadronen, dann in Masse angriffen. Auch im Belagern der Städte waren die Perser erfahren, umschlossen dieselben durch Wälle, trieben Gänge unter die Mauern, um diese zum Sturz zu bringen oder durch dieselben in die Stadt zu gelangen.

Satrapen verwalteten die Provinzen ziemlich eigenmächtig, unterhielten ein Provinzialheer, verlangten aber nur Gehorsam und Steuer, außerdem konnte man denken und treiben, was man wollte. Jedes Volk behielt seine eigentümliche Verfassung, Verwaltung, Kriegsweise u. s. w., gab Steuern und Naturallieferung an Hof und Heer. Im Lande gab es keine Zölle, nur ein Münzsystem und eine Münzsorte, und zahlreiche Landstraßen mit Herbergen erleichterten den Verkehr und Marsch der Heere und Besatzungen. König und Satrapen hatten bei ihren Residenzen Parks, Tier- und Fruchtgärten, wo sie auch Gartenarbeit trieben und Bäume pflanzten.

---

8. Die Könige Persiens und die Verwaltung des Landes.

Was die Lebensweise der persischen Satrapen und Könige anlangt, so erfährt man, daß deren Hofstaat beträchtliche Summen kostete. Der Satrap von Babylon z. B. verbrauchte täglich einen Scheffel Silber, denn er hielt sich 800 Hengste, 16000 Stuten und so viel indische Jagdhunde, daß vier Dörfer dieselben füttern mußten und dafür von weiteren Abgaben befreit waren. Die Garnison in Memphis verzehrte jährlich 120000 Scheffel Weizenmehl. Reiste der König durch eine Provinz, so mußte dieselbe ihn und sein zahlreiches Gefolge — oft 20000 Menschen und mehr — ernähren und Geschenke geben, welche die Diener an sich nahmen. Als die Perser in Griechenland eingerückt waren, kostete das Heer den Landesbewohnern täglich 600000 Thaler. Am Hofe wurden täglich 15000 Menschen gespeist, wozu man 1000 Stück Schlachtvieh brauchte. Jede Provinz mußte das Beste von

dem, was sie erzeugte, an den Hof senden. Außerdem hatte eine Landschaft für irgendein Bedürfnis des Hofes zu sorgen, die eine z. B. für den Gürtel der Königin, eine andere für deren Schleier, eine dritte für das Stirnband oder den Halsschmuck oder den Haarputz u. s. w. zu steuern. Auf gleiche Weise wurden die Frauen der Beamten zur Deckung ihrer Bedürfnisse auf Städte angewiesen. Dasselbe geschah mit den Flüchtlingen aus dem Auslande, die beim Könige Schutz suchten. Was die Naturalleistungen anlangt, so lieferte Cilicien z. B. 300 Schimmel für den Hof, Armenien 10000 Füllen, Medien 100000 Schafe und 4000 Pferde, Kappadocien 1500 Pferde, 2000 Maultiere und 50000 Schafe.

Die Könige liebten Pracht, Glanz und strenges Zeremoniell. Dagegen geschah die Krönung nach einfacher, uralter Weise. Der König legte nämlich zu Pasargadä das Gewand des Kyros an, aß eine Terebinthe und einige Feigen, trank einen Becher Milch und ließ sich von den Magiern weihen. Nach der Thronbesteigung zeigte er sich selten. Nur knieend durfte man mit ihm reden. Dann saß er auf goldenem Throne, ein goldenes Scepter in der Hand, und über dem Throne breitete sich ein Baldachin von buntem Purpur aus, den vier goldene, mit Edelsteinen geschmückte Pfeiler trugen. Eine besonders geformte, aufrecht stehende, spitz zulaufende Pelzmütze (Tiara) bedeckte sein Haupt, und eine weiße und blaue Binde umschlang dieselbe, wie auch seine „Verwandten“ (Gardisten) solche trugen. Als Kleid diente ein Purpurrock von weiß gemustertem Grunde und ein Purpurmantel mit eingestickten Bildern von Habichten oder Falken, und ein goldener Gürtel hielt das Gewand zusammen, indem er zugleich den mit Edelsteinen geschmückten Säbel trug. Die Beinkleider waren auch von Purpur, die Schuhe mit Safran gefärbt, und der ganze Anzug kostete 12000 Talente, d. h. 15 Millionen Thaler.

Der König ging nie zu Fuße aus, sondern ritt zu Pferde oder fuhr im Wagen. Ging er durch einen Hof, so breitete man kostbare Teppiche vor ihm aus, die kein anderer Fuß betreten durfte. Es war eine hohe Gunst für die Magnaten, ihm aufs Pferd helfen zu dürfen. Stieg er dagegen vom Wagen, so durfte ihm niemand helfen, vielmehr mußte der Schemelträger den goldenen Schemel hinstellen, damit ihn der König als Stiege benutzte. Bei feierlichen Aufzügen bestreute man die Wege mit Myrthen, man verbrannte dabei viel Weihrauch, und eine Postenkette von Leibgardisten und Peitschenträgern bildete Spalier am Wege, damit niemand an den Wagen gelange. Leibwachen in goldenem Schmuck und mit bekränzten Tiaren eröffneten und schlossen den Zug, hinter welchem wohl noch die 200—400 königlichen Pferde in prächtigem Geschirr geführt wurden. Voran dem Könige zogen acht nisäische Schimmel den Wagen des Gottes Mithra, auch das heilige Feuer wurde von Priestern vorangetragen. Neben dem von nisäischen Rossen gezogenen Wagen des Königs gingen Stabträger einher, und ihm folgten die Achämeniden als Stammhäupter der Perser, außerdem noch Hofbeamte, Verschnittene und Tischgenossen.

Gewöhnlich speiste der König allein. Ehe er aß, kostete der Vorkoster das Fleisch, schöpfte der Mundschenk mit dem Löffel einige Tropfen aus der Trinkschale zum Beweis, daß nichts vergiftet sei. Die Tischgenossen aßen in dem Gemach vor des Königs Speisezimmer, wo sie der König sehen konnte, sie dagegen ihn nicht sahen. Nur wenn er ein Trinkgelag hielt und an großen Festen, waren sie bei ihm im Zimmer. Bei einem solchen Gelag ruhte der König auf goldenem Divan mit goldenem Gestell, die Tischgenossen dagegen saßen am Boden. Bei Festmahlen saßen sie in bestimmter Ordnung, außerdem so verteilt, daß die, denen der König traute, ihm zur Linken, die

andern ihm zur Rechten saßen, weil sich der König im Notfalle mit der rechten Hand besser wehren konnte, falls man ihn angreifen wollte. Bei Tische sangen des Königs Nebenfrauen und machten Musik auf Saiteninstrumenten, während die Gäste mit niedergeschlagenen Augen dasitzen mußten, um die Königinnen nicht zu sehen. Den Geburtstag des Königs mußte das ganze Land mit Opfern und Freudenfesten feiern, und an diesem Tage aßen auch die Weiber des Königs, deren er 300—350 zu haben pflegte, an seinem Tische, durfte er ihnen keine Bitte abschlagen und mußte seine Beamten beschenken.

Für des Königs Tafel brauchte man, wie bereits erwähnt ist, täglich 1000 Opfertiere: Kamele, Pferde, Esel, Rinder, Hirsche, Schafe, Strauße, Gänse und Hühner. Alle Speisen wurden zugleich auf den Tisch gesetzt, aber jedem nur eine mäßige Portion vorgelegt. Was man nicht aufaß, nahm man mit nachhause. Nach beendigter Tafel ließen die Tischvorsteher alles in die Höfe tragen, wo Fleisch und Brot in gleichen Portionen an Trabanten und Diener verteilt ward. Auch die Sklaven erhielten nun ihre Portion. Der König hielt, wie jeder Perser, nur eine Mahlzeit. Abends, und wenn er schlafen ging, mußten die Weiber bei brennenden Lichtern wieder singen und musizieren, ja dies oft die ganze Nacht durch fortsetzen, wogegen sie am Tage schlafen durften. Am Morgen weckte ein Kämmerling den König mit den Worten: „Erhebe dich, o König, und gedenke der Dinge, welche Ahurawasda dir zu bedenken gegeben hat!“ Bei Reisen und Feldzügen folgten die Frauen dem Könige in verschlossenen Wagen oder Sänften, so daß Alexander in der Schlacht bei Issus deren 320 erbeutete. An Intriguen der Frauen fehlte es nicht, da jede ihren Sohn zum Nachfolger des Königs machen wollte, und an diesen Intriguen ging Persien zugrunde, denn sie verur-

sachten Königsmord auf Königsmord. Die Aufseher der Weiber spielten daher am Hofe eine einflußreiche Rolle.

Das Hofpersonal war außerordentlich zahlreich, da jeder Oberbeamte eine Menge von Unterbeamten hatte. Da gab es Oberschenken, Oberstabträger, Oberthürhüter u. s. w. An- und Auskleider des Königs, Hofärzte, Salbenbereiter, Stallmeister, Jäger, Hundemeister, Polster- und Teppichausbreiter, Senftenträger, Palastkehrer, Lampenanzünder, ein Heer von Tafeldeckern, Speiseverteilern, Köchen und Bäckern, und als hohe Hofbeamte Polizeiminister („Augen des Königs"), königliche Richter, der Rat der Stammhäupter, Staatsrat, Schatzmeister mit vielen Unterbeamten, Schreibern und Siegelaufdrückern, so daß man es wahrscheinlich findet, daß täglich 15000 Hofbeamte zu speisen waren, denn die Leibwache allein zählte ja 10000 Mann, und daß der Unterhalt des Hofes täglich 600000 Thaler kostete.

Verreiste der König in bedecktem Wagen zu Heeresmusterungen, oder zog er in den Krieg, so folgten ihm die meisten seiner Hofbeamten, so daß sein Gefolge einem Heerzuge glich. Er schleppte aber auch eine Menge Prachtgeräte mit, dazu noch besondere Speisen und Getränke: Ein vierspänniger niedriger Wagen mit Maultieren brachte täglich in silbernen Gefäßen Choaspeswasser, 1200 Kamele trugen das Gepäck, und Alexander nahm einst 277 Köche, 29 Topfreiniger, 17 Getränkbereiter, 70 Kellerbeamte, 40 Salbenbereiter und 66 Kranzflechter nach einer Schlacht gefangen.

Kehren wir nun zu Alexander und seinen Eroberungsplänen zurück.

9. Die Siegesschlacht am Granikus.

(334 v. Chr.)

Inzwischen hatte Alexander im Frühjahr 334 seine Rüstungen vollendet, gab dem Heere große Feste mit Schmausereien und Wettkämpfen, rückte dann in zwanzig Tagen bis an die Küste des Marmarameeres, um von dort nach dem alttrojanischen Ufer überzusetzen. An 300 Schiffe und mehr fuhren bei herrlichem Wetter den ganzen Tag hinüber und herüber, um die Soldaten, Pferde, Kriegsmaschinen und Heeresbedürfnisse an das asiatische Ufer zu schaffen. Voran auf geschmücktem Schiff fuhr Alexander, opferte aus goldener Schale den Meeresgöttern, schleuderte dann seine Lanze vom Strande aus in das feindliche Land als Kriegserklärung und sprang als erster in voller Rüstung in jener Bucht aufs Land, wo am Ufer die Grabhügel des Ajax, Achilleus und Patroklos standen. Dann zog er mit seinen Generalen und leichten Truppen nach den Ruinen Trojas, opferte im Tempel der Pallas, weihte ihr seine Waffen, welche er durch die heiligen Waffen ersetzte, die angeblich während des Trojanischen Krieges im Tempel aufgehängt waren. Am Altare des Zeus brachte er dem Priamos ein Versöhnungsopfer, bekränzte und salbte das Grab Achills, den er zu seinen Ahnen zählte, sowie das des Patroklos und Hephästion, feierte das Andenken an diese Nationalhelden durch Wettkämpfe und Spiele und gebot, Troja wieder aufzubauen, dessen Bürger er mit großen Freiheiten beschenkte. Dies war die poetische Einweihung des Nationalkrieges, welchen Alexander eröffnete. Diese Erinnerung an die Nationalhelden begeisterte in der That das Heer und verlieh dem Heerzuge eine besondere poetische Weihe.

Schließlich brach das Heer auf, um den etwa zwanzig Meilen weit entfernten Feind aufzusuchen, der sich am Ufer des Granikus aufgestellt hatte und die Macedonier schlachtbereit erwartete. Denn unmittelbar am steilen Flußufer stand die persische Reiterei, um den Übergang zu verhindern, in einiger Entfernung hinter ihr nahmen die griechischen Söldner Stellung. Man beging also den Fehler, mit Reiterei gegen Phalanx, Schleuderer u. s. w. kämpfen zu wollen, d. h. mit ungleichen Waffen auf ungeeignetem Boden zu streiten. Bald war Alexander in Schlachtordnung gegen den Fluß vorgerückt, voran die Plänkler, leichtes Fußvolk mit dem Gepäck als Nachhut. Als er die Aufstellung des Feindes an steilem, lehmigem Flußufer sah, erkannte er sofort den Fehler dieser Aufstellung, welche die griechischen Söldner als Verteidiger des Ufers nicht benutzte, vielmehr mit Reiterei ein schwieriges, ungeeignetes Terrain verteidigen wollte. Während sein Heer sich in Schlachtordnung stellte, hielt er mit den Generalen Kriegsrat. Einige widerrieten den Angriff, besonders der vorsichtige, bedenkliche Parmenion, welcher fürchtete, die Perser möchten, während die Macedonier kolonnenweise durch den Fluß gingen, dieselben in die Flanke nehmen und niederhauen, ehe sie sich ordnen konnten. Man solle also bis zum andern Morgen warten, weil es schon spät am Tage sei. „Du hast recht“, erwiderte Alexander, „aber ich würde mich schämen, wenn dieses kleine Wasser, nachdem ich den Hellespont leicht überschritten habe, mich abhalten sollte überzusetzen. Die Perser würden Mut fassen und glauben, daß sie mit Macedoniern sich messen könnten!“ Der sofortige Angriff wurde also beschlossen.

Die Perser erkannten vom andern Ufer aus sehr bald die Person des Königs am Glanze seiner Waffen, an dem wallenden weißen Helmbusch und an der Ehrfurcht seiner Umgebung. Da er den linken Flügel befehligte, so folgerten sie, derselbe

werde den Hauptangriff auszuführen haben, stellten daher ihm gegenüber den Kern ihrer Reiterei in dichten Reihen auf. Eine Zeit lang standen die Heere einander schweigend gegenüber, maßen Zahl, Aufstellung und Waffenart mit den Augen, bis Alexander sein Schlachtroß bestieg, seinen Kriegern Mut einsprach und den Vormarsch gegen den Fluß unter Trompetengeschmetter und Schlachtgesang anzutreten befahl. Ein Teil des Heeres sollte unter Ptolemäos den äußersten linken Flügel des Feindes beschäftigen, die Geschwader des rechten Flügels halb links aufrücken, rechts an Ptolemäos, links an die Phalanx gelehnt, auf das feindliche Zentrum einbrechen und dasselbe zersprengen, während Ptolemäos den feindlichen rechten Flügel sollte in Unthätigkeit erhalten und seine Front allmählich nach dem Flusse zu in schräger Richtung vorgehen lassen.

Sobald die macedonische Vorhut den Fluß durchwatete und sich dem anderen Flußufer näherte, begann der Kampf, denn die Perser wollten das Ersteigen des Ufers hindern, indem sie von dessen Höhe herab die Vordringenden mit Wurflanzen überschütteten, dann bis ans Ufer vorrückten und ihre Gegner zurückdrängten, weil diese das schlüpfrige Ufer nicht ersteigen konnten, und viele niedergehauen wurden, die den Anstieg ans Ufer versuchten. Die Vortruppen zogen sich also auf den König zurück, der mit seinen Rittern das Ufer da erstieg, wo die dichteste Masse der Feinde und ihre Heerführer standen. Sofort entstand ein wütender Reiterkampf und wirres Handgemenge. Mann an Mann und Roß an Roß gedrängt, kämpften die Macedonier mit ihren wuchtigen Speeren, die Perser mit leichten Wurflanzen und krummen Säbeln, um sich gegenseitig zurückzudrängen. Im dichtesten Getümmel sah man den weißen Helmbusch Alexanders flattern, ihn selbst umringt von persischen Magnaten, die miteinander wetteiferten, wer den feindlichen Führer niederhauen könnte. Mannhaft wehrte sich Alexander,

führte nach rechts und links kräftige Lanzenstöße, da — o weh! — zerbrach seine Lanze, war er wehrlos. Er verlangte vom Stallmeister eine andere, doch diesem war die seinige auch zersprungen, so daß sich Alexander mit dem Lanzenstumpfe der Feinde erwehren mußte, bis ihm der Korinther Demaratos seinen Speer reichte.

In diesem Augenblicke sprengte eine Schar auserlesener persischer Reiter heran, voraus an ihrer Spitze der wilde Mithridates, welcher vor Begierde brannte, den König zu töten und dadurch großen Ruhm zu gewinnen. Im ungestümen Anlauf richtete er seine Lanze gegen Alexanders Brust, verwundete diesen aber nur an der Schulter, worauf ihn Alexander durch einen gewaltigen Speerstoß tot niederstreckte. Beide Heere schrieen laut auf, als sie diesen vernichtenden Stoß sahen. Da sprengte in vollem Zorne Rhösaces heran, des Gefallenen Bruder, um dessen Tod zu rächen, und zerschmetterte mit wuchtigem Schwertstreich Alexanders Helm und ritzte dessen Stirnhaut, daß das Blut auf die Wange niedertröpfelte. Voll Zorn wandte sich Alexander gegen den neuen Gegner und stieß ihm mit aller Kraft den Speer durch den Harnisch und tief in die Brust, so daß der Perser sterbend rücklings vom Pferde stürzte. In demselben Augenblicke sprengte aber auch der Lydier Spithridates heran und erhob den Arm zu wuchtigem Säbelhiebe in den unbeschützten Nacken Alexanders. Rechtzeitig sah dies der schwarze Klitos, sprang herzu, hieb mit gewaltigem Streiche dem Perser den erhobenen Arm ab und durchbohrte ihn alsdann.

Inzwischen kamen immer neue Macedonierscharen über den Fluß, hieben nieder, was sie erreichen konnten, wogte der Kampf wilder und wirrer durcheinander, denn die Perser fochten mit großer Tapferkeit und wollten den Tod ihrer Fürsten rächen. Schon bedeckte sich der Boden mit toten Streitern und Pferden,

brach die Phalanx in die Reihen der Perser ein, die sich nun gewaltig lichteten, ward endlich das Zentrum durchbrochen und die Flucht allgemein. Etwa 1000—2500 Perserleichen bedeckten das Schlachtfeld, die Lebenden flohen nach allen Seiten, um ihr Leben zu retten, und Alexander verfolgte sie nicht weit, weil er sich nun gegen die griechischen Söldlinge wenden mußte, welche dem Kampfe teilnahmslos zugesehen hatten. Erstaunt und ratlos standen sie da; niemand befahl ihnen, was sie thun sollten. Sie erwarteten ihren Untergang und wollten ihr Leben teuer verkaufen. Alexander griff sie von allen Seiten mit Reiterei und Phalanx an, und in kurzer Zeit waren 18000 erschlagen, 2000 gefangen, die man gefesselt zur Strafarbeit nach Macedonien sandte, weil ganz Griechenland den Krieg gegen die Perser beschlossen habe. Nur die gefangenen Thebaner erhielten Verzeihung.

Dieser Sieg kostete den Macedoniern 25 Ritter, 60 Reiter und 30 Fußsoldaten, welche ehrenvoll in ihren Rüstungen begraben, ihren Eltern und Kindern die Steuern erlassen wurden, und jedem der gefallenen Ritter widmete Alexander eine Bronzestatue, welche Lysippos goß. Für die Verwundeten sorgte Alexander sehr gewissenhaft, besuchte sie, ließ sich ihre Wunden zeigen und erzählen, wie sie verwundet wurden, bestattete den gefallenen persischen Adel und die griechischen Söldner ehrenvoll und verteilte die reiche Beute freigebig. Seine Mutter erhielt die goldenen Becher, purpurnen Teppiche u. s. w. der persischen Magnaten, die Pallas in Athen als Weihgeschenk 300 persische Rüstungen, und dieses Geschenk trug als Aufschrift die Worte: „Alexander, Philipps Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, von den persischen Barbaren.“

10. Verteidigung von Halikarnaß.

(334 v. Chr.)

Als Alexander in die Provinz Karien einrückte, setzte er die vertriebene Fürstin Ada wieder in ihre Rechte ein, welche ihn daher ihrerseits unterstützte, so daß sich alle griechischen Städte dem Könige gern unterwarfen, dafür Selbständigkeit und Steuerfreiheit erhielten. Nur das feste Halikarnaß widersetzte sich, denn in ihm stand Orontobates mit einer starken persischen Macht und der kriegstüchtige griechische Memnon, griechischer Oberbefehlshaber der persischen Flotte und des Küstenheeres. Die Stadt war stark befestigt, gut besetzt, mit Lebensmitteln reichlich versehen, beherrschte durch eine Insel den Hafen und erschwerte durch fünf befestigte und besetzte Festungen der Umgegend die Annäherung an die Stadt. Alexander blieb 1000 Schritt vor der Stadtmauer stehn, denn er mußte auf eine lange Belagerung gefaßt sein, welche er gern vermeiden wollte. Um festen Fuß zu fassen, wollte er ein abseits gelegenes Fort besetzen, dessen Besatzung um Mitternacht das Thor zu öffnen versprach. Als Alexander aber ankam, blieb es geschlossen und ein Sturm erfolglos, weil Memnon der Stadt Schiffe zum Beistande sandte.

Alexander mußte also Halikarnaß belagern und zunächst den 45 Fuß breiten und 22 Fuß tiefen Wallgraben füllen, um seine Sturmtürme an die Mauer bringen zu können. Um bei den Erdarbeiten sicher zu sein, errichtete man zum Schutz der Arbeiter Sturmkrötendächer, füllte den Graben und schob die Türme nahe an die Mauer. Doch da machten die Belagerer nachts einen Ausfall, verbrannten die Türme, und erst später gelang es den herbeieilenden Macedoniern, beim Lichte der

Lagerfeuer den Feind zu erfassen und in die Stadt zurückzutreiben, so daß die Türme unverletzt blieben, während Schleudermaschinen zwei Türme und die dazwischen liegende Mauer niederwarfen. Auch ein dritter Turm war stark beschädigt, doch unterließ Alexander den Sturm, um das Leben seiner Krieger zu schonen.

Da saßen an einem Nachmittage zwei Macedonier beim Wein, erzählten einander ihre Heldenthaten und gerieten dabei so sehr in Eifer, daß sie schworen, sie wollten die ganze Stadt auf ihre Lanzenspitze nehmen und die persischen Memmen dazu. Gesagt, gethan. Sie legten ihre Waffen an, zogen vor die Mauer, schwangen ihre Waffen und riefen nach den Zinnen hinauf, man solle kommen, mit ihnen zu kämpfen; sie würden es mit jedermann aufnehmen. Wie die Städter dies sahen und hörten, machten sie gegen die zwei einen Ausfall. Diese hielten wacker stand, stießen jeden nieder, der ihnen nahe kam, und lachten denjenigen aus, der vor ihnen zurückwich. Inzwischen nahm die Zahl der Angreifer zu und bekamen die zwei Tollkühnen einen harten Stand. Doch hatten ihre Kameraden dem seltsamen Gebahren derselben verwundert zugesehen und eilten ihnen zuhilfe, wie sie die harte Bedrängnis ihrer Landsleute sahen. Weil aber auch die Städter den Ihrigen beistanden, so nahm die Zahl der Kämpfer schnell zu, und es entstand ein hartnäckiger Kampf, in welchem die Macedonier siegten, die Gegner in die Stadt trieben und sofort zum Sturme geführt zu werden wünschten, was Alexander jedoch nicht gestattete, weil hinter der Bresche eine neue Mauer mit einspringendem Winkel stand, deren Erstürmung viel Leute würde gekostet haben. Noch immer hoffte Alexander, die Städter würden sich bald überzeugen, daß Widerstand vergeblich sei, und sich unterwerfen.

Bald sah sich Alexander in seiner Erwartung getäuscht, ließ

nun seine Maschinen gegen die Mauer vorrücken und auf dem vom Schutte gereinigten Boden des einspringenden Winkels aus Weiden geflochtene Schirmwände, hohe hölzerne Türme und Schilddächer mit Mauerbrechern herstellen; da machten die Belagerer einen Ausfall, unterstützt von den Geschützen der Türme und Mauer, brannten die Schirmwände und einen Turm nieder und wichen erst, Fackeln und Waffen wegwerfend, als Alexander mit seiner Garde erschien. Die Maschinen setzten also ihre Arbeit fort. Da machte der Athener Ephialtes, der Alexanders wegen aus seiner Vaterstadt flüchten mußte und in persischen Diensten stand, einen Ausfall, warf Pechkränze und Feuerbrände auf die Maschinen, ward dagegen von den hohen Belagerungstürmen mit einem Hagel von Geschossen und Steinen überschüttet, von Alexander selbst angegriffen und zum Weichen gebracht, wobei er selbst fiel und viele seiner Streiter auf der Flucht über den Schutt der eingestürzten Mauer und in den engen Thoreingängen niedergemacht wurden. Unterdessen hatte ein anderer Kriegshaufen nach einer andern Seite der Stadt hin einen Ausfall unternommen, ward aber nach hartem Kampfe zurückgetrieben, und da man nur über eine enge Brücke in die Stadt gelangen konnte und diese Brücke sich mit Flüchtlingen überfüllte, so brach sie zusammen, stürzten viele Städter in den Graben, wo sie sich gegenseitig erdrückten, oder von den Macedoniern mit Speeren erstochen wurden. Beängstigt durch diese wilde Flucht der Ihrigen, schlossen die Städter den Eingang zur Stadt, damit nicht etwa auch Macedonier denselben benutzten, und wurden nun die waffen- und wehrlosen Städter vor dem verschlossenen Thore von den Macedoniern niedergemacht. In der Nacht wollten die Macedonier die Stadt erstürmen, aber Alexander ließ zum Rückzuge blasen, weil er sicher auf die Übergabe der Stadt rechnete, denn er zählte nur 40 Tote, der Feind dagegen über 1000.

Während die Belagerungsarbeiten der Macedonier täglich Fortschritte machten, berieten sich Memnon und Orontobates, ob die Stadt noch haltbar sei, was sie verneinen mußten. Daher beschlossen sie, dieselbe zu zerstören, damit Alexander keinen Vorteil von ihrem Besitze habe. Um Mitternacht sahen daher die macedonischen Lagerwachen eine gewaltige Feuersbrunst emporlodern, und Flüchtlinge berichteten, daß der große Turm vor den macedonischen Maschinen, die Waffenmagazine und die Stadtviertel an der Mauer in Flammen ständen, und daß ein heftiger Wind die Flammen in die Stadt hineintreibe, und das Um-sich-greifen der Feuersbrunst von den Städtern eifrig gefördert werde. Daher ließ Alexander sein Heer sofort in die Stadt einrücken, jeden Brandstifter niederhauen, die Bürger schonen. Als der Morgen graute, war die Stadt ein rauchender Trümmerhaufen, die Besatzung nach einer Burg und Hafeninsel abgezogen, wo sie sicher war, aber den Gegner beunruhigen konnte. Da Alexander keinen Grund hatte, in der niedergebrannten Stadt zu verweilen, so zog er ab, ordnete die Verwaltung des Landes und rückte in Syrien ein.

11. Bis zur Schlacht bei Issus.

Durch die Schlacht am Granikus gewann Alexander ganz Kleinasien bis an das hohe Taurusgebirge, welches dieses von dem südlich liegenden Syrien scheidet, wohin man aber nur durch einige lange und enge Gebirgspässe gelangen kann, was also leicht konnte verhindert werden. Dies geschah jedoch nicht, denn ein Teil der Satrapen war gefallen oder verwundet, ihr Heer zersprengt, die persische Besatzung in den Städten zu klein,

um Widerstand zu leisten. Weil die persische Flotte jedoch das Meer beherrschte, mußte Alexander die Küstenstädte in Besitz nehmen, um die Perser am Landen zu verhindern. Die griechischen Küstenstädte unterwarfen sich gern, erhielten eine freie Verfassung und Steuerverminderung. Selbst das uralte Sardes, die Hauptstadt Lydiens, wo auf schroffer Bergwand des Tmolos die alte Burg mit dreifacher Mauer stand, übergab sich und die Schätze der Burg. Daher stellte der Maler Apelles für den Artemistempel im Gemälde den Alexander mit dem Blitze in der Hand dar. Nur Milet und Halikarnaß mußten erstürmt werden.

Inzwischen war es Spätherbst geworden und ruhte der große Krieg. Daher gab Alexander den Soldaten, die sich in diesem Jahre verheiratet hatten, für die Wintermonate Urlaub. Diese zogen mit ihrer Beute fröhlich heim und erzählten dort von ihren Thaten, von dem Reichtume Asiens und der Schönheit der Landschaften, wodurch sie Tausende veranlaßten, sich als Rekruten den Beurlaubten auf dem Wege nach Asien anzuschließen. Dies war dem Alexander um so lieber, als er zur Besetzung der Städte und Festen Kleinasiens viel Mannschaft brauchte. Auf seinem Zuge durch die verschiedenen Provinzen kam er auch nach dem uralten Gordium, um von da aus zu den berüchtigten cilicischen Päßen zu gelangen. In dem Palaste der phrygischen Könige bewahrte man noch den Wagen des Midas auf, welcher für eine Sehenswürdigkeit galt. Denn um die Wagenstange war Baumbast derart zu einem Knoten zusammengeschlungen, daß man weder Anfang noch Ende desselben sah. Dazu behauptete ein Orakelspruch, wer diesen Knoten löse, der sei vom Schicksal zum Herrscher Asiens bestimmt. Da dem Alexander viel daran lag, daß ihn das Volk für den vom Schicksale auserwählten Herrscher halte, so versuchte er sich an der Lösung des wunderbaren Knotens, die

ihm aber nicht gelang. Klug gefaßt, wie immer, ergriff er sein Schwert, zerhieb den Knoten, und damit war der Orakelspruch erfüllt, denn dieser hatte nicht gesagt, wie der Knoten soll gelöst oder nicht gelöst werden.

Während Alexander Kleinasien nach und nach in Besitz und in Verwaltung nahm, berief Darius seine Satrapen zu einem Kriegsrate. In demselben verlangten alle, der König solle ein Reichsaufgebot ergehen lassen und sich an dessen Spitze stellen, dann würde eine Schlacht genügen, das Häuflein der Macedonier zu vernichten. Anderer Meinung war nur der athenische Feldherr Charidemos, welcher vor Alexander zu den Persern geflohen war. Dieser riet, man solle nicht alles auf einen Wurf setzen, sondern dem Feinde mit Vorsicht begegnen, ihn ermüden und dadurch schwächen. Man solle ihm, dem Athener, 100 000 Asiaten und 30 000 Griechen geben, dann mache er sich anheischig, das ganze macedonische Heer zu vernichten. Heftig widersprachen ihm die Satrapen, denn sie fanden es beleidigend, daß er den Persern so wenig Tapferkeit zutraue, den König ängstigen wolle und doch nur im Sinne habe, das persische Reich zu verraten. Im höchsten Grade erzürnt über solche ehreraubenden Beschuldigungen, sprang Charidemos auf, nannte die Magnaten selbstsüchtige Feiglinge und prahlerische Großhänse, welche in ihrer Ohnmacht sich keinen Begriff von der furchtbaren Macht der Griechen bilden könnten und durch ihre Thorheit die Monarchie in die größte Gefahr brächten. Den König hatte die Geringschätzung verletzt, mit welcher der Athener von der persischen Kriegsmacht sprach, daher berührte er mit der Hand den Gürtel des kühnen Sprechers, welchen sofort die Trabanten ergriffen, fortschleppten und erwürgten. Da rief der Athener noch in der Thür: „O König, deine Reue wird die Wahrheit meiner Worte bezeugen, und mein Rächer nicht fern sein!“ Nach diesem Zwischenfalle beschlossen die

Magnaten, ein Reichsaufgebot zu erlassen, ein Reichsheer in der Ebene von Babylon zu versammeln, den König an die Spitze desselben zu stellen, viel griechische Söldner zu werben und den Pharnabazus mit einer Flotte auszusenden, um Macedonien zu bedrohen und sich mit den Griechen des Festlandes gegen Alexander zu verbinden.

Während der Zeit hatte Alexander Kleinasien durchzogen und eilte den Pässen des Taurus zu. Da erreichte er den eiskalten Bergstrom Cydnus, und weil es sehr heiß und er ermüdet war, warf er sich ohne weiteres in den Fluß, um sich durch ein Bad zu erfrischen. Da überfiel ihn im Wasser plötzlich ein Fieberschauer, er sank bewußtlos und halbtot unter, ward aber noch aus dem Flusse gezogen und in sein Zelt gebracht. Zwar erwachte er aus der langen Ohnmacht, doch nun wechselten ununterbrochen Krämpfe, eisige Kälte und brennende Hitze, so daß er keine Stunde schlafen konnte, seine Kräfte abnahmen und sein Ende bevorzustehen schien. Traurig saßen seine Freunde um sein Krankenlager und sorgten, was nun werden sollte; das Heer verzweifelte, der Feind stand in Übermacht nahe — wie sollte das enden? Da erbot sich der akarnanische Arzt Philipp, der den König von seiner Kindheit an kannte und dessen Natur verstand, er wolle den König durch einen Trank heilen. Alexander bat um schnelle Hilfe, und der Arzt versprach sie. Als der Trank fertig war, kam ein Brief von Parmenion an, welcher dringend vor Philipp warnte, weil derselbe von Darius durch eine große Geldsumme bestochen sei, um den macedonischen König zu vergiften. Wie nun Philipp seinen Trank dem Alexander reichte, genoß dieser das Dargereichte, übergab aber zugleich dem Arzte jenen Brief zum Durchlesen. Philipp las ihn ohne irgendwelche Erregung, bat den König, ihm zu vertrauen, unterhielt ihn von Macedonien, der Olympia, den nahen Siegen und Wundern Asiens, und siehe,

in wenigen Tagen war Alexander geheilt und konnte seinen Zug fortsetzen.

Während er Cilicien besetzte, erfuhr er, daß Darius mit einem großen Heere, nur zwei Tagereisen entfernt, im Lager stehe. Sofort hielt Alexander Kriegsrat, in welchem einstimmig beschlossen ward, rasch vorzurücken und den Feind anzugreifen, wo man ihn finde, denn die Truppen wollten die Genesung des Königs durch einen Sieg feiern. Es ging also rasch vorwärts, um bald durch die Pässe zu kommen, deren es zwei gab. Ein östlicher beschwerlicher führte durch Schluchten und über Berge, ein leichterer von Issus an der Küste entlang nach Syrien. Diesen hatte bereits Xenophon durchzogen und beschrieben, und ihn wählte auch Alexander, um den Feind dann in der Ebene von Onrhä anzugreifen. Dort lagerte das persische Heer in weiter Ebene und erwartete den Feind. Es zählte mehr als 100000 auserlesene, wohlbewaffnete Asiaten und 30000 griechische Söldner, so daß das Lager ein buntes Getümmel reichgeschmückter Reiterscharen und schwerbewaffneter Griechen und Kardaker dem Beschauer darbot. Darius selbst entfaltete die ganze Pracht eines asiatischen Sultans, denn ihn umgab ein zahlreicher, glänzend gekleideter Hofstaat, ihn begleitete das eigene Harem und das der Magnaten; außerdem war er umgeben von einem Schwarm aufgeputzter Eunuchen und Stummer, umlärmten ihn vorüberziehende Kriegsscharen, endlose Reihen geschmückter Wagen, goldener Baldachine und ein bunter, lustiger Troß.

Da meldete ein Bote die Nähe der Macedonier, die man nun stündlich erwartete, und doch vergingen Tage, ohne daß der Feind sich sehen ließ. In ihrem Übermute hielten dies die Perser für Furcht vor ihrer Menge, spotteten des Gegners, der sich nicht heran wage, und beschlossen, ihn aufzusuchen und zur Schlacht zu zwingen. Vergebens warnte ein Macedonier, der

ins persische Lager geflohen war, um einer harten Strafe zu entgehen, man solle sich nicht in die engen Thäler des Passes hineinzwängen, sondern in der weiten Ebene bleiben, wo man alle Truppen bequem aufstellen und verwenden könne. Die Magnaten hielten diese Vorsicht für Verrat und waren überzeugt, daß Alexander vor ihnen fliehe, den man daher eiligst verfolgen müsse. Diese Meinung brachten sie auch dem Könige bei, zogen hastig in die Gebirgsengen, nachdem sie Harem, Gepäck, Schatz und Vorräte nach Damaskus zurückgesandt hatten, und rückten in Issus ein, wo sie ein macedonisches Lazarett fanden und alle Kranken unter grausamen Qualen zutode marterten.

Alexander freute sich des großen Fehlers, welchen die Perser in ihrem dünkelhaften Übermute begingen, und war überzeugt, daß berechnende Besonnenheit über die Thorheit der Menge siegen werde. Dem Feinde fehlte es überhaupt an militärischer Organisation und am Ineinandergreifen der Bewegungen und Angriffe, dazu hatte er sich in Engen eingeklemmt und zur unbeholfenen Masse gemacht, die sich durch ihre eigene Übermacht beengte und sehr schwer wieder aus den Engen herauszubringen war, wenn die Schlacht einen nachteiligen Verlauf nahm. Anders dachten Alexanders Krieger. Als sie hörten, der Feind stehe ihnen im Rücken, man müsse wenden und morgen mit ihm kämpfen, um die Pässe wieder zu gewinnen, ward viel gescholten, getadelt und geklügelt, während man die Waffen für die bevorstehende Schlacht in den Stand setzte. Alexander ließ die Soldaten schelten, denn er wußte, ihr Geschwätz war trotz harter Worte nicht böse gemeint. Sowie er aber sicher wußte, daß der Feind sich in die Engpässe hineingepreßt hatte, rief er seine Generale zu einem Kriegsrate zusammen, teilte ihnen die Sachlage mit, machte Vorschläge zur Gegenwehr und redete ihnen Mut ein. Die jetzige Stellung des Feindes verspreche

den vollkommensten Sieg, weil er von seiner Übermacht keinen Gebrauch machen könnte, auch siege der Grieche stets über den verweichlichten, despotisch regierten Asiaten und endlich bringe der Sieg als Beute das ganze Perserreich, dessen Reichsheer man vernichten werde; dann könne man Asien in Besitz nehmen und sich reichlich für alle Mühsale entschädigen. Bei dieser Anrede ergriff hohe Begeisterung alle Zuhörer, treuherzig schüttelten sie als Zeichen ihrer Zustimmung dem König die Hand und verlangten, sofort die Schlacht zu beginnen. Doch Alexander riet, sich zuvor durch Trank und Speise zu kräftigen, den Weg zu den Strandpässen zu rekognoszieren und sich dann am Abend für einen Nachtmarsch bereit zu halten. Dies fand Billigung und geschah. Um Mitternacht erreichte das Heer die Pässe und rastete ein wenig, während die Vorposten vorsichtig die Berghöhen besetzten. Nach einigen Stunden Rast setzte man den Marsch fort, und während Alexander bei Fackelschein auf den Berghöhen opferte, zogen seine Krieger ungehindert durch die gefährlichen Engpässe und standen am Morgen in der Strandebene von Issus.

---

12. Die Schlacht bei Issus.

(333 v. Chr.)

Diese Ebene bei Issus reichte von den Strandpässen vier Stunden weit nach Norden zu bis zur Stadt Issus, hatte im Westen das Meer, im Osten hohe Felsgebirge zur Grenze und erweiterte sich von den Pässen aus nach der Stadt Issus zu. Ein Gebirgsbach mit steilem Norduser durchzog die etwa eine Stunde breite Ebene, auf deren Südseite sich ein hoher Berg=

zug ausdehnte. Nördlich von diesem Flusse stand das persische Lager, wo man sich schnell zur Schlacht ordnete, als der Anmarsch Alexanders angemeldet ward. Die Perser benutzten den Fluß und seine steilen Ufer als Graben und Wall, hinter denen sich das Heer aufstellen sollte. Um dies in Ruhe ausführen zu können, sandte man einige Tausend Reiter und leichtes Fußvolk über den Fluß, damit sie eine Zeit lang plänkelten und sich dann rechts und links auf die Flügel der Schlachtreihe zurückziehen sollten. Auf den rechten Flügel stellte man die 30000 griechischen Söldner, auf den linken bis an die Berge die schwergerüsteten Kardaker, wogegen 20000 schwerbewaffnete Asiaten von den Bergen zur Linken aus den rechten macedonischen Flügel bedrohten und ihn im Rücken fassen sollten, wenn er vorrückte. Weil es jedoch an genügendem Raum für die Heeresmasse fehlte, standen die übrigen Truppen in Kolonnen als Reserven leichten und schweren Fußvolkes hinter der Schlachtlinie. Sobald man erkannte, daß das bergige Terrain auf dem linken Flügel für Reiterei sich nicht eignete, sandte man dieselbe auf den rechten Flügel in die Küstenebene, wo es also von Reitern wimmelte. Im Zentrum hielt Darius auf dem Schlachtwagen mit Bogen und Schwert bewaffnet und umgeben von der Edelschar des persischen Adels. Das Fußvolk sollte sich am Flußufer behaupten, an dessen weniger steilen Stellen man daher Verschanzungen angelegt hatte; wogegen die zahlreiche Reiterei des rechten Flügels den Befehl erhielt, sich mit aller Macht auf den Feind zu werfen, wobei zugleich die auf den Bergen aufgestellten Scharen den Macedoniern in den Rücken fallen sollten.

Während sich die Perser diesem Schlachtplan gemäß ordneten, gingen auch die Macedonier aus der Marschkolonne in Schlachtordnung von 16 Mann Tiefe über und stellten ihre Reiterei auf beiden Flügeln zu deren Deckung auf. Vor sich sahen sie die

lange Schlachtlinie der Perser, rechts auf den Höhen dicht geschlossen Haufen Fußvolk, und links zogen große Massen von Reitern die Schlachtlinie hinab, um sich auf dem rechten Flügel zu einer großartigen Menge zu vereinigen, deren gewaltiger Masse, wie es schien, das Häuflein der macedonischen Reiter bald erliegen mußte. Um dieser Übermacht der feindlichen Reiterei zu begegnen, ließ Alexander hinter der Schlachtlinie unbemerkt die thessalische Reiterei nach dem linken Flügel eilen, um sich neben den Bogenschützen und Thraciern aufzustellen, während die peloponnesische Reiterei dicht am Meeresufer aufmarschierte, um eine Umgehung des linken macedonischen Flügels zu verhindern. Gegen die Kardaker sandte er Schützen und Reiterei, wogegen Plänkler und Bogenschützen des rechten Flügels den Feind beschäftigen sollten, wenn der Kern des macedonischen Heeres sich auf das persische Zentrum werfe.

Als nun die Macedonier den Vormarsch begannen, sahen sie, daß der feindliche linke Flügel ihren rechten weit überragte, also umgehen und in der Flanke und im Rücken angreifen konnte. Um dieser Gefahr zu begegnen, verlängerte Alexander den bedrohten Flügel so weit, daß er weit über den gegenüberstehenden feindlichen hinausragte und dieses persische Corps von seinem Heere abgeschnitten ward. Daher reichten nur wenige macedonische Truppen aus, um diesen Teil des Perserheeres außer Wirksamkeit zu setzen, wenn Alexander mit dem Zentrum den Hauptangriff ausführte. War das feindliche Zentrum geworfen, so wollten die Macedonier gegen den feindlichen rechten Flügel einen Front- und Flankenangriff ausführen, ihn damit sprengen oder zermalmen.

Nachdem diese Aufstellungen ausgeführt waren, rückten die Macedonier langsam vor, von Zeit zu Zeit Halt machend, um Ordnung inne zu halten, worauf es ja vorzugsweise ankam. Alexander ritt dabei die Front auf und ab und redete seinen

Kriegern Mut ein. Von allen Seiten jauchzte man ihm entgegen und bat, sich sofort auf den Feind stürzen zu dürfen. Als die ganze Linie in geschlossener Ordnung bis auf Pfeilschußweite sich dem Feinde genähert hatte, erhob man den Schlachtgesang, und zugleich stürzte sich Alexander mit seinen Rittern und Hypaspisten im Sturmlauf in den Fluß, erreichte trotz eines heftigen Pfeilregens ohne wesentlichen Verlust das andere Ufer und warf sich mit solcher Wucht auf das Zentrum der Perser, daß es sich zu lösen und zu weichen begann. Da sah Alexander des Darius Schlachtwagen, drang mit seinen Rittern auf denselben vor, so daß sich nun ein wütender Kampf entspann, weil die Perser ihren König mutig verteidigten, die Macedonier ihrem König den Sieg verschaffen wollten. Lange schwankte das Kampfgetümmel auf und nieder, vorwärts und rückwärts, ein persischer Fürst nach dem andern sank sterbend vom Roß, und auch Alexander war am Schenkel verwundet; doch um so wütender fochten seine Macedonier. Wie nun der sanfte Darius dieses entsetzliche Getümmel und Gemetzel um sich her sah, entsetzte er sich, ließ seinen Streitwagen wenden und floh. Nun verlor auch seine Garde das Vertrauen auf den Sieg und mit ihm den Mut. Zuerst wichen einzelne Reihen weit zurück, endlich warf sich der ganze Haufen als wirre Masse in die Flucht, als sie von der rechten Seite her von macedonischer Reiterei angegriffen wurden.

Bei dem ungestümen Vorsprengen Alexanders mit der Reiterei konnte die schwere Phalanx nicht schnell genug folgen, entstand also in der macedonischen Front eine große Lücke. Außerdem lösten sich bei dem ungestümen Eifer des Angriffs, wobei wiederum das steile Ufer am Aufrechthalten der Ordnung hinderte, die macedonischen Reihen immer mehr, und nahm mit dem Siegeseifer die Unordnung zu. Als Alexander daher bereits das feindliche Zentrum zersprengt hatte und den linken

persischen Flügel hart bedrängte, warfen sich die griechischen Söldner schlachtkundig und voll Ingrimm über das Glück der Macedonier in die Lücke des sich auflösenden Flügels und drohten, den Macedoniern den bereits halb errungenen Sieg zu entreißen. Diese erkannten sofort die große Gefahr und suchten sie um jeden Preis zu beseitigen, leisteten daher um so entschlosseneren Widerstand. Auf beiden Seiten kämpften gleich tapfere und geübte Krieger, die einander haßten, um den Sieg. Schon waren 120 Macedonier gefallen samt ihrem Führer, und noch immer raste der Kampf in gleicher Wut, ohne Entscheidung zu bringen.

Um die Gefahr der Macedonier zu vermehren, ging die persische Reiterei über den Fluß, zersprengte in ungestümem Angriffe einen Teil der thessalischen Reiterschar und bedrängte den andern hart, welcher sich bald hier bald da beherzt den Persern entgegenwarf, sich eine Zeit lang wacker mit ihnen herumschlug, aber auf die Dauer der ungeheueren Übermacht nicht widerstehen konnte. Da warf sich Alexander mit ungestümem Angriffe auf den linken persischen Flügel, welcher der Wucht dieses Stoßes nicht widerstehen konnte, sondern zurückwich, worauf Alexander nicht den fliehenden Darius verfolgte, wie er es wohl gewünscht hätte, sondern seinem bedrängten Flügel zuhilfe eilte, indem er seine Phalanx links schwenken und den griechischen Söldnern in die Flanke fallen ließ, welche nun geworfen, zersprengt und niedergemacht wurden. Wie nun die anderen Perserscharen das Geschrei der hart bedrängten Söldner hörten und deren Flucht sahen, hielten auch sie sich für verloren und flohen Haufen nach Haufen. Inzwischen hörten auch die persischen Reiter mitten im siegreichen Gefecht das Geschrei: „Der König flieht!“ sahen das Durcheinander des davon eilenden Heeres und verloren darüber auch den Mut. Ihre Scharen löſten sich in wirre Haufen auf, welche bald ihre Rosse

zur Flucht wandten und mitten durch ihre eigenen schreienden und jammernden Bataillone durchbrachen und davonjagten.

Die Schlacht hatte ein Ende. Jeder Perser suchte sich zu retten und eilte nach den Bergen, wo er Schutz und Sicherheit zu finden hoffte. Bald füllten sich die Schluchten so dicht mit Flüchtlingen, daß sie einander am Vorwärtskommen hinderten und die Menge der Fliehenden die engen Wege sperrte. Verwundete und Schwache wurden niedergetreten. Die Lebenden kletterten in wirrer Eile über Haufen solcher Umgekommenen oder Hilflosen, warfen Waffen und Gepäck von sich, um schneller vorwärts zu kommen; Rosse stürzten über die Haufen der Niedergetretenen, und dazwischen tönte als fürchterlicher Mahnruf zur Eile das Siegesgeschrei der Macedonier, welche niederstießen und niederhieben, was sie erreichen konnten, bis die einbrechende Nacht dem Gemetzel ein Ende machte. Dies war das Ende der Schlacht bei Issus und des Siegestraumes persischen Hochmutes.

Die Perser verloren viele Zehntausende in der Schlacht und noch mehr auf der Flucht in dem Engpasse. Dies Schlachtfeld lag voll Toter und Sterbender, die Schluchten des Gebirges waren von der Menge der Leichen gesperrt, und dieser Leichenwall sicherte dem feigen, willenlosen Darius die Flucht. Sein Heer war vernichtet und zersprengt, von den griechischen Söldnern retteten sich nur 12000 Mann, welche einen geordneten Rückzug nach der Küste antraten und nach Griechenland oder Ägypten segelten, um dort gegen Alexander zu kämpfen. Weil sie aber in Ägypten arg plünderten, wurden sie angegriffen von den dortigen Truppen und Bewohnern und allesamt erschlagen. Darius war mitten in der Schlacht auf seinem Viergespann geflohen und entkam daher seinen Verfolgern. Dann wie der Engpaß zu steil und uneben war, sprang der Flüchtling aus dem Wagen, warf sich auf ein Roß und jagte in gestrecktem Galopp davon. Er ritt

eine Stute, welche deshalb so schnell lief, weil sie sich nach ihrem Füllen im Stalle sehnte. Dabei verfuhr der feige Perserkönig, der doch nicht verfolgt wurde, so eilig, daß er Königsmantel, Schild und Bogen im Wagen ließ, welche Alexander gegen Abend auf der Verfolgung in einer Schlucht fand und als Siegesbeute ins Lager brachte.

Weil Darius bei seiner übereilten Flucht seine Mutter Sisygambis, seine Gemahlin und Kinder im Zelte vergessen hatte, so wurden sie Gefangene Alexanders. Wie dieser nun nachts mit seinen Generalen im Zelte des Darius speiste, hörte er in seiner Nähe Frauen weinen und jammern, ließ sich nach der Ursache der Klagen erkundigen und erfuhr, daß die Frauen hatten Wagen, Mantel und Rosse des Darius ins Lager bringen sehen, woraus sie schlossen, daß Darius tot sei. Alexander ließ sie trösten und ihnen seinen Schutz zusichern, denn er werde sie als Königinnen ehren und behandeln. In der That ließ er ihnen auch ihren Hofstaat, gestattete den gewohnten Aufwand, um die Majestät des Königtums in den Augen der Perser und Macedonier nicht zu verletzen. Obschon des Darius Gemahlin für die schönste Frau Asiens galt, durfte man doch davon in Alexanders Gegenwart niemals sprechen. Als er einst mit seinem Freunde Hephästion die Königinnen besuchte, um sie zu trösten, hielt Sisygambis den größeren, glänzend gekleideten Hephästion für den König und warf sich vor ihm nieder, um ihn nach persischer Sitte wie einen Gott zu verehren. Da aber Hephästion bescheiden zurücktrat, erkannte die Königin, daß sie sich geirrt habe und fürchtete, Alexander werde sich beleidigt fühlen. Doch dieser sagte lächelnd: „Du hast dich nicht geirrt, o Mutter, auch der ist Alexander!“ Dann nahm er den sechsjährigen Prinzen auf den Arm, herzte und küßte ihn.

Für die Verwundeten sorgte Alexander gewissenhaft, besuchte dieselben und rühmte deren Tapferkeit, die Gefallenen aber ließ

er mit allen kriegerischen Ehren begraben, wobei das ganze Heer zur Parade ausrückte, und ihnen ein Denkmal errichten. Dabei vergaß er aber auch nicht, seinen Sieg auszunutzen, denn er sandte eine Abteilung Macedonier nach Damaskus, wo diese ungeheuere Beute machten, weil sie dort die Kriegskassen, Feldgerät und Haushaltungsbedürfnisse des Königs und seiner Magnaten, edle Perserinnen und deren Kinder vorfanden, dazu die Gesandten der griechischen Staaten, die sich mit den Persern gegen Alexander verbinden wollten. Alexander sandte sie allesamt heim, nur der Spartaner blieb Gefangener, weil seine Vaterstadt offenen Krieg gegen Alexander begonnen hatte. Indessen schickte Alexander bald nachher auch diesen in seine Heimat zurück.

Obschon Darius mit seinem gewaltigen Heere dem Häuflein der Macedonier so kläglich erlegen war, verharrte er doch in hochmütigem Dünkel von seiner Herrscherwürde und richtete einen vorwurfsreichen Brief an Alexander, um ihn aufzufordern, Mutter, Gemahlin und Sohn des Perserkönigs dem Darius zurückzusenden. Er machte dem Alexander Vorwürfe, daß dieser bei des Darius Thronbesteigung den Perserkönig nicht durch Gesandte begrüßt habe, sogar in persisches Gebiet eingefallen sei und darin viel Schaden anrichtete. Er solle daher zur Pflicht zurückkehren, des Darius Familie freigeben und dafür dessen Freundschaft erhalten. Hierauf antwortete Alexander sehr schneidig: „Ich als Feldherr der Griechen bin nach Asien gegangen, um den Persern das zu entgelten, was sie an uns verübt haben. Du hast den König Arses ermorden lassen und Dir den Thron auf unrechtmäßige Weise angemaßt, hast die Hellenen zum Kriege gegen mich gereizt, und deshalb bin ich gegen Dich ins Feld gezogen, weil Du die Feindseligkeiten begannst. Im gerechten Kampfe blieb ich Sieger und bin nun Herr des Landes, welches Du Dein nennst. Da ich Herr von

Asien bin, so komme Du zu mir oder sende Abgeordnete, und dann wirst Du die Deinen zurückerhalten. Willst Du von neuem an mich schreiben, so nenne mich König von Asien, denn ich bin nicht Deinesgleichen, sondern Herr alles dessen, was Dein war, widrigenfalls werde ich gegen Dich als Beleidiger meiner königlichen Majestät verfahren. Bist Du anderer Meinung, so erwarte ich Dich zum Kampfe im offenen Felde und fliehe nicht, denn ich werde Dich aufsuchen, wo Du auch bist."

Hiermit hatte Alexander die Fortsetzung des Kriegs angekündigt, welcher ihm um so leichter wurde, als die persische Flotte von unfähigen Admiralen befehligt ward, welche die Flotte in kleinere Geschwader auflösten und nur auf Plünderung ausgingen. Nach dem Siege bei Issus brachen die griechischen Staaten die Verbindung mit den Persern ab, zu denen nur noch Apis in Sparta hielt, aber zu machtlos war, um für gefährlich zu gelten. Alexander konnte also seinen Kriegsplan ungehindert weiter verfolgen, indem er die Küsten Syriens, Phöniziens und Ägyptens unter seine Herrschaft brachte und dadurch den Persern die Flotte entzog, sie von der Verbindung mit Griechenland ausschloß.

13. Eroberung und Zerstörung von Neu-Tyrus.

(332 v. Chr.)

Ohne Hindernisse kam Alexander bis nach Phönizien, einem schmalen, sandigen Küstenstrich mit zwölf industriereichen Städten, die nicht weit voneinander entfernt lagen, von denen aber jede eine selbständige Republik bildete und nur in Handelsangelegenheiten mit den stammverwandten Republiken gemeinsame Sache machte. Ungern ertrugen die Phönizier die persische

Herrschaft und unterwarfen sich ohne Widerstand den Macedoniern, nur Neu-Tyrus zögerte, wollte sich neutral halten und den Ausgang des Krieges abwarten, ehe es sich für oder gegen Persien erklärte. Die Stadt lag auf einer Insel nahe an der Küste, war stark befestigt, volkreich und im Besitz einer starken Kriegsflotte. Um Alexander nicht zu beleidigen, erklärten die Tyrier, sie seien bereit, alles zu thun, was er wünsche. Dieser dankte für diese Ergebenheit, lobte die Tyrier wegen ihres freundschaftlichen Beschlusses und erklärte, er wünsche mit seinem Heere nach Tyrus zu kommen, um dort dem tyrischen Herakles zu opfern. Dies lag aber gar nicht im Wunsche der Tyrier, die es mit Persien nicht verderben wollten, auf ihre und die persische Flotte rechneten und sich in ihrer stark befestigten Stadt für unangreifbar hielten. Daher antworteten sie dem Alexander, wenn er dem Herakles opfern wolle, so würde dies schicklicher in Alt-Tyrus geschehn, wo der Gott seinen Haupttempel habe, sie selbst wünschten nicht in politische Händel sich einzumischen, wollten vielmehr neutral bleiben. Alexander mußte also weiter ziehen oder Tyrus erobern, um es wegen des Widerstandes zu strafen, wozu er eigentlich doch kein Recht hatte. Doch mußte ihm daran liegen, in den Augen der Asiaten als der Unbesiegbare zu erscheinen, der seinen Willen durchzusetzen vermochte. Aber wie eine Inselstadt erobern ohne Flotte? Dies schien unmöglich, doch Alexander wußte Mittel zu ersinnen, auch das Unmögliche möglich zu machen. Weil Alt-Tyrus von seinen Bewohnern verlassen war, welche nach Neu-Tyrus auswanderten, so ließ Alexander diese Küstenstadt zerstören, um Material zu einem Damme nach Insel-Tyrus zu erhalten. Dieses hatte etwa eine Stunde Umfang und war durch eine Meerenge von etwa tausend Schritt Breite vom Festlande getrennt. Das Meer hatte an der Festlandsküste seichten und schlammigen Boden, und erst in der Nähe der Insel fand man drei Faden tiefes Fahr-

wasser. Hohe, dicke Mauern umgaben die Stadt, in welcher es Häuser von zehn bis elf Stockwerken gab, welche also Türmen glichen.

Ein Damm sollte also die Macedonier wie eine Brücke nach der Insel bringen und auf dem Damme Schleudermaschinen aufgestellt werden, damit man die Verteidiger der Mauer vertreiben und diese selbst zerschmettern könne. Um das Holzwerk für den Damm herbeizuschaffen, holte man Tausende von Cedern mühsam vom Libanon herab nach der Küste und flößte sie nach Tyrus, um sie dort als Pfähle in den weichen Meeresgrund einzutreiben, wobei Alexander selbst mit Hand anlegte und durch Lob und Geschenke seine Soldaten zu eifriger Arbeit anfeuerte. Die Tyrier hielten dies Unternehmen für wenig gefährlich, ließen den Damm ruhig bis auf einige hundert Schritte von der Stadt ausführen, dann aber stellten sie eine Menge von Wurfgeschützen auf die hohe Mauer ihrer Stadt und schleuderten Steine und Pfeile in Unmasse auf die Arbeiter des Dammes. Zugleich ruderten ihre Kriegsschiffe heran, stellten sich zu beiden Seiten des Dammes auf und eröffneten gegen denselben ein Kreuzfeuer, wie wir es nennen würden. Doch Alexander hatte dies vorher gesehen, daher am Ende des Dammes zwei Türme errichtet, dieselben zum Schutz mit Schirmdecken und nassen Fellen überhängen und mit Wurfgeschütz versehen lassen. Dahin flohen die Dammarbeiter und fanden in und hinter den Türmen ausreichenden Schutz, so daß der Damm immer weiter vorrückte, wenn auch wegen der zunehmenden Tiefe des Meeres langsamer.

Jetzt erst begriffen die Tyrier das Drohende des Dammbaues und suchten dessen Vorrücken um jeden Preis zu verhindern. Sie machten daher einen Brander zurecht, indem sie ein Frachtschiff mit dürrem Reißig und anderm Brennstoff füllten, um die beiden Mastbäume eine weite Galerie bauten und mit Pech

und Schwefel füllten. Außerdem befestigten sie an den Masten doppelte Raaen, hingen an deren Ende Kessel mit Brennstoff und belasteten den hinteren Schiffsraum so schwer, daß sich der Schiffsschnabel hoch über das Wasser erheben mußte. Einige große Fahrzeuge nahmen den Brander ins Schlepptau und brachten ihn gegen den Damm, worauf die Mannschaft des Branders Feuer in demselben anlegte, das brennende Schiff mit Gewalt gegen den Damm trieb und dann auf Böten nach den Schiffen floh. Ein starker Wind begünstigte das Unternehmen, denn er trieb das hochauflodernde Schiff dicht an den Damm, wo nun Türme, Schutzdächer, Bauten und Holzvorräte in Brand gerieten, dessen Löschung die vor dem Winde ankernden tyrischen Schiffe durch ihr Geschütz hinderten. Zugleich eilten tyrische Böte herbei, zerstörten die Pfahlreste vor dem Damm und zündeten die Maschinen an, worauf die Wellen den vorderen Teil des Dammes durchrissen und wegspülten, so daß viele Macedonier das Leben verloren, da sie sich nicht retten konnten.

So peinlich auch diese Verwüstung des Dammes war, so ließ sich Alexander dadurch doch nicht abhalten, sein Werk fortzusetzen. Er war des Erfolges so gewiß, daß er den Antrag, den Darius damals an ihn richtete, Asien bis zum Euphrat, eine Tochter des Darius zur Gemahlin und die Bundesgenossenschaft der Perser anzunehmen, kurzweg ablehnte, obschon seine Generale für die Annahme des Anerbietens waren. Er sagte dem Parmenion: „Ich würde so handeln, wie du ratest, wenn ich Parmenion wäre; aber da ich Alexander bin, kann ich nicht einen Teil des Perserreichs nehmen statt des ganzen. Was Darius an Land, Leuten und Geld hat, ist mein, und wenn ich seine Tochter heiraten will, so brauche ich mir dieselbe nicht erst geben zu lassen. Will Darius mein Freund sein, so mag er zu mir kommen!" Alexander setzte also seine Belagerungs-

arbeiten mit verdoppeltem Eifer fort, verbreiterte den Damm, um mehr Türme und Maschinen aufstellen zu können und brachte in Sidon eine Flotte von 300 Schiffen zusammen, weil auch Rhodus, Cypern, Kleinasien und Macedonien Fahrzeuge lieferten.

Fortan blockierte Alexander mit dieser Flotte die beiden Häfen von Tyrus, wollte mit seinen Maschinen Bresche in die Mauern legen oder Fallbrücken auf die Mauer niederlassen. Damm und Schiffe strotzten von Kriegswerkzeugen aller Art, von Mauerbrechern, Schleuderwerkzeugen u. dgl., doch die 150 Fuß hohe Mauer aus Quadersteinen widerstand, und die Schützen auf den hölzernen Türmen der Zinnen machten das Heranschaffen der Fallbrücken unmöglich. Die Kaufleute von Tyrus hatten sich in unverzagte Krieger umgewandelt und verteidigten siegreich auch die schwächere niedere Mauer auf der Seeseite, indem sie die macedonischen Schiffe mit einem Hagel von Geschossen, Steinen und Brandpfeilen zurücktrieben. Als die Macedonier trotzdem die Landung erzwingen wollten, fanden sie, daß man eine Menge gewaltiger Steinblöcke in das Meer versenkt und dadurch die Anfahrt der Schiffe unmöglich gemacht hatte. Man mußte also durch Baggern jene Steinklumpen heraufholen und wegschaffen. Um dies zu verhindern, eilten tyrische, mit Schilddächern versehene Fahrzeuge heran, deren Bemannung die Ankertaue der arbeitenden macedonischen Schiffe kappten, welche nun von Wind und Strömung fortgeführt wurden. Ja, als Alexander bedeckte Fahrzeuge zum Schutz der Taue vor denselben vor Anker legen ließ, schwammen tyrische Taucher unter Wasser bis zu diesen Schiffen und zerschnitten die Taue. Erst als die Belagerer die Anker an eisernen Ketten befestigten, konnten die Matrosen die Steine aus dem Fahrwasser entfernen und einzelne Maschinenschiffe sich der Mauer nähern.

Jetzt sahen die Tyrier ein, daß sie sich nur dann retten konnten, wenn sie zur See die Oberhand behielten. Hinter ausgespannten Segeln rüsteten und bemannten sie daher im Hafen ihre besten Fahrzeuge und machten mittags einen Ausfall, d. h. gerade zu der Zeit, wann die Flottenmannschaft sich zum Teil auf dem Lande befand und Alexander seinen Mittagsschlaf hielt. Plötzlich brachen also die tyrischen Schiffe aus dem Hafen hervor unter lautem Geschrei ihrer Bemannung, bohrten mehrere feindliche Schiffe in den Grund und trieben andere auf den Strand. Zu ihrem Unglück hielt Alexander an diesem Tage keinen Mittagsschlaf, beobachtete vielmehr sehr aufmerksam das geheimnisvolle Treiben im tyrischen Hafen, und wie er die Schiffe auslaufen sah, bemannte er eiligst einige Fahrzeuge, fuhr mit ihnen um die Insel und dann den Tyriern entgegen oder vielmehr in den Rücken. Von der Stadtmauer aus sah man dies, schrie und winkte den ausgelaufenen Schiffen zu, um sie zu schneller Rückkehr anzutreiben, doch die Seeleute beachteten dies nicht oder wußten es nicht zu deuten. Da sahen sie sich plötzlich im Rücken angegriffen und wollten fliehen, doch die Macedonier sperrten den Weg, nahmen die meisten Schiffe, zwei sogar noch am Eingange des Hafens, in welchem sich die Mannschaft durch Schwimmen rettete.

Fortan schloß sich die tyrische Flotte in den Hafen ein, welchen sie mit Ketten versperrte, um sich gegen Überfall zu sichern, dagegen begannen die Maschinen der Belagerer um so ungehinderter und ungestümer gegen die Mauern zu arbeiten. Zwar suchten dies die Tyrier durch geschickte Maschinenarbeiter zu verhindern, doch Alexander besaß geschicktere Mechaniker, welche stets neue Werkzeuge zum Zertrümmern der Mauer erfanden und auch bald in die Mauer an der Südseite der Stadt Bresche legten. Sogleich ließen die Macedonier die Fallbrücken nieder und begannen den Sturm. Die Tyrier wehrten sich mit

dem Mute der Verzweiflung, trieben die Angreifer siegreich zurück und füllten die Bresche durch eine neue Mauer.

Bereits waren Monate vergangen, und Alexander wurde ungeduldig, setzte daher auf den 20. August den Hauptsturm fest. Die See lag ruhig wie ein Spiegel, die Luft war klar, der Horizont wolkenlos. Da rückten die mächtigsten Maschinenschiffe der Macedonier gegen die Mauer und bearbeiteten dieselbe durch gewaltige Sturmböcke, während die Mannschaft von zwei anderen Schiffen sich bereit hielt zum Sturme, sobald Bresche in die Mauer gelegt sei. Andere Schiffe sollten die Hafenketten sprengen, noch andere, welche Bogenschützen und Wurfmaschinen trugen, die Stadt da beschießen, wo sie herankommen konnten. Bald begannen die Maschinen ihre Arbeit, flogen ganze Wolken von Geschossen und Steinen gegen die Mauer, von welcher endlich auch ein großes Stück niederbrach, so daß sich eine große Bresche öffnete. Sofort nahten die beiden Sturmschiffe, ließen die Fallbrücken nieder, über welche die Mannschaft in die Bresche eindrang, zwei Türme nahm, die Mauer besetzte und sich den Weg nach der Königsburg öffnete, der gegenüber eine breite Straße in die Stadt hinab führte. Überall eilte Alexander seinen Kriegern voran, dieselben durch Wort und That begeisternd. Zugleich sprengten die verbündeten phönizischen Schiffe die Sperrketten des Südhafens, bohrten die feindlichen Schiffe in den Grund oder trieben sie ans Ufer, während cyprische Schiffe den Nordhafen nahmen, Alexander mit der Garde in die Stadt eindrang. Die Tyrier zogen sich vor das Rathaus zurück und erwarteten hier den von allen Seiten anrückenden Feind. Bald wurden sie von den wütenden Macedoniern angegriffen, überwältigt und alle 8000 Mann niedergehauen. Nur der König, einige Beamte und karthagische Festgesandte retteten sich in den Heraklestempel und wurden begnadigt, alle übrigen Gefangenen, über 30000, ge-

kreuzigt oder als Sklaven verkauft. Dieses Blutbad wirft einen Flecken auf Alexanders Ehre; denn die Tyrier hatten nur ihr Recht, ihre Unabhängigkeit verteidigt und es wohl verdient, mit Ehren behandelt zu werden. Ihr Verbrechen bestand nur darin, daß sie es wagten, ihr gutes Recht zu verteidigen, und sieben Monate lang widerstanden.

Tyrus verlor seine Verfassung, ward wieder aufgebaut, Kriegshafen und Wohnort einer macedonischen Besatzung. In voller Rüstung rückte das Heer in die ausgemordete Stadt ein, fuhr die Flotte auf die Höhe der Insel, als Alexander im Heraklestempel opferte. Die Maschine, welche die Mauer niedergeworfen hatte, wurde unter Wettkampf und Fackellauf durch die Stadt gezogen und im Heraklestempel aufgestellt, dagegen das Bild des tyrischen Herakles dem hellenischen Gotte geweiht. Da Juden und Samaritaner sich geweigert hatten, dem Alexander Lebensmittel nach Tyrus zu schicken, so zog er gegen diese Landschaften, die sich schnell unterwarfen, besonders Jerusalem, wo Alexander im Tempel dem Jehovah geopfert haben soll. Er verzieh alles und stellte das Land unter den Statthalter von Damaskus, dann eilte er nach Ägypten.

14. Alexander in Ägypten.

(332 v. Chr.)

Auf dem Wege nach dem Nillande gelangte Alexander bis zur Grenzstadt Gaza, welche ein Perser mit Hilfe der Araber der Wüste mutig verteidigte. Die Stadt hatte eine zur Verteidigung geeignete Lage und war von der Seeseite her gesichert, denn an der etwa eine Stunde weit entfernten Küste

hinderten Sandbänke und Untiefen die Annäherung von Kriegsschiffen, wogegen eine tiefe Sandfläche sich bis zu dem Hügel ausdehnte, auf welchem die umfangreiche, mit hohen mächtigen Mauern und großen Vorräten aller Art versehene Stadt lag. Alexander rückte vor deren Südseite, konnte aber seine Kriegsmaschinen nicht aufstellen, mußte vielmehr vorher einen Erddamm von der Höhe des Erdrückens aufführen, auf welchem die Stadt stand, und mit welchem er also die Stadt umschloß und absperrte. Da geschah es, während er bekränzt den Göttern opferte, daß ein Raubvogel über ihn hinflog und einen Stein auf Alexanders Haupt fallen ließ, beim Weiterfliegen aber in das Tauwerk der Maschinen geriet und sich dabei erdrosselte. Dies deutete der Opferpriester dahin, daß Alexander die Stadt erobern werde, sich aber an diesem Tage zurückhalten müsse. Alexander that dies auch und blieb bei den Maschinen. Doch siehe, plötzlich machten die Belagerten einen Ausfall, warfen Feuer auf die Schirmdächer der Maschinen und auf diese selbst, beschossen zugleich heftig von den Mauern herab die Macedonier, um sie am Löschen zu hindern, und begannen die Belagerer vom Damm zu vertreiben. Dies wäre ihnen auch gelungen, wenn sich Alexander mit seiner Garde ihnen nicht entgegen geworfen und den Damm behauptet hätte. Da erhielt er in dem Getümmel des Handgemenges von den Katapulten einen Pfeilschuß, der durch Schild und Panzer tief in die Schulter eindrang. Ohnmächtig sank Alexander nieder, wogegen die Feinde jauchzten, ihre Angriffe verdoppelten, alle Maschinen der Macedonier niederbrannten und die Belagerer selbst von der Mauer zurücktrieben. Die Zuversicht der Belagerten auf Erfolg wuchs, die der Macedonier sank.

Zum Glück kamen jetzt die Belagerungsmaschinen von Tyrus an und war Alexanders Wunde nicht gefährlich. Um die Stadt recht bald in seine Gewalt zu bringen, ließ er rings um die=

selbe einen Damm von 1200 Fuß Breite und 150 Fuß Höhe aufschütten und zugleich die Mauer untergraben, so daß sie zusammenstürzte und eine Bresche sich öffnete. Sofort begannen die Macedonier den Sturm, fanden aber sehr tapferen Widerstand, denn sie wurden dreimal zurückgeschlagen; daher ließ Alexander neue Mauerstrecken niederlegen und dann alle Bataillone zum Sturme anrücken. Sofort legte die Garde Sturmleitern in den Breschen an und drang über den Schutt der eingestürzten Mauer vor, um die Thore aufzureißen. Nun entspann sich ein wilder Straßenkampf, in welchem an 10000 Verteidiger fielen, ehe die Stadt gewonnen wurde, worauf man die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufte. Weil aber die Stadt als Grenzfeste von großer Wichtigkeit war, ließ Alexander die Mauer wieder herstellen und die Stadt bevölkern, um sie fortan als starken Waffenplatz zu benutzen.

Nun drang Alexander in Ägypten ein, welches sehr ungern das harte persische Joch trug, von persischen und libyschen Soldaten bewacht, bedrückt und vom Statthalter ausgeplündert ward. Als nun, wie oben erzählt, griechische Söldner aus Asien kamen, um sich in Ägypten anwerben zu lassen, beging der Statthalter die Thorheit, deren Niedermetzelung zu befehlen, so daß er wehrlos dastand, als nach sieben Tagen Alexander in Pelusium, der ägyptischen Grenzstadt, einrückte. In seiner Verlegenheit übergab der Statthalter dem Könige Ägypten, weshalb dieser schnell nach der Hauptstadt Memphis aufbrach und dorthin auch seine Flotte segeln ließ. Unter dem Jubel des Volkes zog er als Herr Ägyptens in Memphis ein, opferte den ägyptischen Göttern, besonders dem Ochsen Apis, was ihn bei den Priestern beliebt machte, ließ in den Vorhöfen der Tempel Wettkämpfe und Musenspiele halten und gründete an einer der Nilmündungen die Stadt Alexandrien als Stützpunkt griechischen Wesens, die denn auch nach Alexanders Tode Haupt-

stadt der griechischen Dynastie der Ptolemäer wurde. Die Ägypter, eines der ältesten und gebildetsten Kulturvölker, waren unter dem Einflusse des priesterlichen und königlichen Despotismus zu willenlosen, abgestumpften Sklaven geworden, weshalb Alexander Volk und Staat durch griechische Wissenschaft, Kunst, Sprache und Industrie verjüngen wollte. Um aber das Vertrauen des abergläubischen Volkes zu gewinnen, fügte er sich nicht nur in dessen Gebräuche und Gewohnheiten, sondern zog auch mit seinem Heere durch eine Wüste nach einer Oase mit dem Tempel des Zeus Ammon, damit ihn dieser wahrsagende Gott als seinen Sohn und damit als rechtmäßigen Herrn des Landes anerkenne.

Der Weg führte durch weite, wüste Sandstrecken, in denen kein Baum, kein Hügel als Merkzeichen für die Richtung des Weges dienen konnte, weil es deren nicht gab. Dazu füllte sich die Luft bei der Menge der Wandernden mit Staubwolken, war jeder Schritt in dem losen Sande unsicher und anstrengend, gab es keinen Grasplatz zum Rasten, keinen Brunnen, um den brennenden Durst zu stillen. Keine Spur bezeichnete den Weg, denn die niedrigen Dünen wechselten bei jedem Windstoß Form und Lage, so daß die Führer selbst endlich irre wurden und die Richtung verloren. Siehe, da erschienen ein paar Raben, flogen krächzend voran, rasteten mit dem Zuge, bei welchem sie jedenfalls Abfälle von Speisen als Nahrung fanden und begleiteten ihn, bis man die Palmen der Oase Ammon Zeus erreichte, welche reich an Oliven, Datteln, krystallhellem Salze und heilsamen Quellen war. Als Alexander das Orakel des Gottes zu hören wünschte, führte ihn der Priester in die Zelle des Tempels, während das Gefolge in der Vorhalle bleiben mußte. Bald erschien Alexander heiteren Gesichtes wieder, mit der Meldung, die Antwort sei ganz nach seinem Wunsche ausgefallen, beschenkte den Tempel reichlich und kehrte auf be=

quemerem Wege nach Memphis zurück, wo ihn griechische Gesandtschaften begrüßten, 4000 griechische Söldner und 2500 thracische Reiter erwarteten.

Nachdem Ägyptens Verwaltung geordnet und eine Mannschaft von 4000 Mann als Besatzung der Hauptorte verteilt war, feierte Alexander in Memphis große Feste und Opfer und zog alsdann nach Tyrus, wo nochmals prachtvolle Feste, Wettkämpfe, Schauspiele u. s. w. auf glänzendste Weise gegeben und Verwaltungsmaßregeln für den Peloponnes festgestellt wurden, wo Sparta Unruhen zu stiften trachtete. Endlich brach er mit 40000 Fußsoldaten und 7000 Reitern auf, schlug die große Heeresstraße zum Euphrat ein, über welchen er bei Thapsakus zwei Brücken schlagen ließ, und zog auf Umwegen die nördliche Straße über Nisibis durch Hügelland in die Ebene von Babylon, denn er hatte erfahren, Darius habe ein großes Heer gesammelt, stehe in der Ebene von Mosul und halte das Tigrisufer besetzt, um den Übergang über den Fluß zu verhindern.

In der That hatte Darius wieder ein großes Heer gesammelt, nachdem der zaghafte König eine Zeit lang der Spielball ränkesüchtiger und eigennütziger Satrapen gewesen war, welche des Königs Unglück benutzen wollten, um in ihrer Satrapie oder im ganzen Reiche Herrscher zu werden. Am tiefsten betrübte es den weichherzigen König, daß Mutter, Gemahlin und Kind sich noch in Alexanders Gewalt befanden, welcher jedes Lösegeld zurückgewiesen hatte. Dazu meldete man ihm, daß die gefangene Königin gestorben sei. Wie jammerte da der machtlose König, weil er glaubte, die Königin habe ein ehrenvolles Begräbnis entbehren müssen. Wie ihm aber der Bote erzählte, Alexander habe die Statira stets als Königin behandelt, sie mit aller Pracht als Königin begraben lassen, sogar ihren Tod beweint, da rief der von Schmerz und Rührung ergriffene König aus: „Du Gott Ormuzd und ihr Geister des

Lichts, soll ich nicht länger Asiens Herrscher sein, so gebt die Tiara des großen Cyrus keinem anderen als dem Macedonier Alexander!“

Darius hatte also zu neuen Kämpfen rüsten müssen. Ihm gehörten ja noch weite Ländergebiete und die tapfersten, treuesten Völker seines Reiches. Sie rief er jetzt zu den Waffen. Da sammelten sich die Baktrianer und Sogdianer, die streitbaren Bewohner des indischen Kaukasus, die wohlberittenen turkestanischen Saken, die Daser aus den Steppen des Aralseees, die Bergvölker vom Indus und die aus Aria, die Reitergeschwader Korassans, die Meder, die Bewohner der Thäler des Kur, Araxes und der Ufer des Urmeaseees, die Streiter vom Ufer des Roten Meeres, die aus Persien, Gedrosien und Karamanien, die von Susa, das tapfere Bergvolk der Uxier, die Babylonier, Armenier, Syrer und Kappadocier, — sie alle versammelten sich im Frühjahre 331 v. Chr. in Babylon: 40000 Reiter, 100000 Fußgänger, 200 Sensenwagen und 15 indische Elefanten. Das Ufer des Euphrat ward nur leicht besetzt, denn die Hauptmacht sollte den Übergang über den Tigris wehren, weshalb Darius auf der großen Heerstraße von Babylon nach Arbela zog, wo sich eine weite Ebene westlich bis an das linke Ufer des reißenden Tigris und nördlich bis zum Zagrosgebirge ausdehnt. Alexander dagegen machte in Eilmärschen einen großen Umweg, kam über den reißenden Tigris und deutete eine eintretende Mondfinsternis als Zeichen des Unterganges des Perserreiches, denn der Mond sei das Gestirn der Perser, die Sonne das der Griechen, und da die Götter jetzt den Mond verhüllten, so deuteten sie damit das Verschwinden des Perserreiches an.

15. Die Schlacht bei Arbela oder Gaugamela.

(331 v. Chr.)

Die Macedonier marschierten nun siegesgewiß einige Tagereisen nach Süden, bis die Vorposten meldeten, man sehe in der weiten Ebene feindliche Reiterei, worauf Alexander sein Heer sofort zur Schlacht ordnete. Es sprengten etwa gegen 1000 persische Reiter heran, denen Alexander mit Reiterei und leichtem Fußvolk entgegen ging. Doch die Perser hielten nicht stand, jagten vielmehr beim Nahen der Macedonier mit verhängtem Zügel davon, so daß die Verfolger nur wenige ereilten, niederhieben oder gefangen nahmen und von diesen erfuhren, Darius stehe mit 40000 Reitern und einer Million Streitern südlich bei Gaugamela am Flusse Bumodos in einer offenen Gegend und erwarte den Feind. Sofort machte Alexander Halt, schlug ein Lager auf, verschanzte es und ließ seine Truppen vier Tage rasten, damit sie sich von den weiten Märschen erholten und auf die Schlacht vorbereiteten, welche Persiens Schicksal entscheiden sollte. Weil sich die Perser ruhig verhielten, so folgerte Alexander daraus, daß sie in gutgewählter starker Stellung seinen Angriff erwarteten. Er ließ also Bagage und für die Schlacht unbrauchbare Leute im Lager zurück, marschierte in der Nacht vorwärts und sah am andern Morgen, als man von der letzten Hügelkette in die weite Ebene blicken konnte, etwa in einer Stunde Entfernung die dunkelen Massen des feindlichen Heeres vor sich. Er machte Halt und hielt Kriegsrat. Man beschloß sofortigen Angriff, nur der bedächtige Parmenion riet zur Vorsicht, weil man nicht wisse, ob die Perser Schanzen u. dgl. angelegt hätten. Daher lagerten am Morgen des 30. Septembers die Macedonier in Schlachtordnung

auf der Hügelkette dem Feinde gegenüber, bis man sich über den Schlachtplan geeinigt hatte, worüber freilich der ganze Tag verging.

Denn Darius hatte eine gute Stellung gewählt und dieselbe noch gut vorgerichtet, indem er im weiten Blachfelde jedes Gestrüpp, jeden Sandhügel wegschaffen ließ, damit seine gewaltigen Reiterscharen und Sensenwagen freie Bahn hatten. Sobald sich die Macedonier zeigten, ordneten sich auch die Perser zur Schlacht; doch verging der Tag, ohne daß eine Partei angriff, denn von beiden Seiten verfuhr man sehr behutsam. Weil das persische Lager weder Wall noch Graben als Schutz hatte, so mußten die Streiter die Nacht hindurch unter Waffen und in Schlachtordnung bleiben, die Pferde gesattelt neben den Wachtfeuern halten. Im Zentrum stand der persische Adel, die sogenannten Verwandten des Königs und die Leibwache, zu beiden Seiten griechische Söldner, Indier mit ihren Elefanten, Bogenschützen und 50 Sensenwagen, hinter dieser Linie endlich eine starke Reserve. Die Nacht verging ruhig. Alexander besichtigte die Stellung des Feindes, sammelte dann die höheren Offiziere um sich und gab ihnen die Verhaltungsbefehle für den Angriff am nächsten Morgen. Schweigend solle das Heer anrücken, beim Sturmlauf den Schlachtgesang erheben und genau alle Signale befolgen. Inzwischen hatte das Heer das Abendmahl verzehrt und sich schlafen gelegt, während einige Generale sich noch mit Alexander unterhielten. Sie rieten ihm einen Überfall des Feindes an, doch er meinte, er wolle den Sieg nicht stehlen, legte sich endlich nieder und soll am anderen Morgen noch so fest geschlafen haben, daß man ihn wecken mußte.

Am Morgen des 1. Oktobers standen die Heere in der Ebene in Schlachtordnung. Der rechte macedonische Flügel sollte unter Alexanders Führung den Hauptangriff machen,

welchen Schleuderer und Bogenschützen in den Flanken zu decken hatten. Um Überflügelung zu hindern, stand hinter beiden Flügeln eine zweite Linie. Nachdem alles wohl geordnet war, rückten die Macedonier vor, warf sich Alexander mit seiner macedonischen Adelsgarde auf das feindliche Zentrum, während sein Heer in schräger Schlachtordnung gegen den Feind zog, um nicht überflügelt zu werden, weil die feindlichen Linien die seinigen weit überragten und scythische Reiter sich auf seine Flanke zu werfen drohten. Bald waren die Macedonier beim Anmarsch an den 100 Sensenwagen vorüber, weshalb Darius seiner leichten Reiterei befahl, den macedonischen linken Flügel zu umgehen und am Vorrücken zu hindern. Wirklich wurden auch die macedonischen Reiter geworfen, doch schnell sandte Alexander ihnen Unterstützung, so daß es den Macedoniern gelang, die Scythen und Baktrier zum Weichen zu bringen. Da sprengten neue persische Reiterscharen heran, Roß und Mann gepanzert, und setzten den Macedoniern hart zu, welche aber wacker stand hielten, Schar um Schar in die feindlichen Reihen einbrachen und die Übermacht zurückdrängten.

Inzwischen war der vorrückende macedonische Flügel so weit vorgeschritten, daß er den 100 Sensenwagen gegenüber stand, welche nun rasselnd gegen ihn heranjagten, um die macedonischen Reihen zu durchbrechen. Sie wurden aber von Schleuderern und Bogenschützen mit lautem Geschrei und einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Spießen empfangen, viele Pferde niedergestochen oder aufgefangen und das Riemenzeug durchhauen, die Knechte aus dem Wagen gerissen. Andere Wagen hatten sich auf die Schwerbewaffneten geworfen, wurden aber von deren dichtverschildeten Rotten mit vorgestreckten Lanzen empfangen oder durch schnell aufgethane Öffnungen der Rotten durchgelassen und dann hinter der Front von den Reitknechten erbeutet.

Endlich ging aber die ganze unabsehbare Linie der Perser im Sturmlauf vor, während Alexander halb rechts vorrückte und sich dem linken Flügel des Feindes näherte, das Gefecht in seinem Rücken den einzelnen Obersten überlassend. Sobald nun die Macedonier den Persern bis auf Pfeilschußweite nahe waren, ließ Alexander auf die Baktrier und Scythen, die hinter seiner Linie vordrangen, Reiterei ansprengen, um diese Glieder aufzuhalten. Aus der Mitte des persischen Flügels brachen jedoch immer neue Reitermassen hervor und verwickelten die ganze zweite Schlachtlinie der Macedonier ins Gefecht. In dieser Bedrängnis meldete Parmenion vom linken Flügel, seine Schar sei beim raschen Vorrücken auseinander gekommen, feindliche Reiterei habe sich in diese Lücken geworfen und sei ins Lager eingedrungen, außerdem bedrohe Reiterei des rechten persischen Flügels bereits seine Flanke, weshalb ihm Alexander Hilfe senden möge. Alexander ließ ihm zurückmelden, Parmenion möge zusehen, wie er sich selbst helfe und ließ hierauf seiner Adelsgarde zum Angriff blasen, welche er nun in vollem Carriere zum Keilangriff gegen den Feind führte. Weil bei dem Hervorbrechen der letzten Reiterschar eine Lücke in der Schlachtordnung der Perser entstanden war, so warf sich Alexander in dieselbe, Fußgarde, Schützen und Schleuderer folgten, und bald stürmten deren geschlossene Carrés mit vorgestreckter Lanze gegen die persische Leibgarde, welche den Kriegswagen des Darius deckte. Die Garde wich vor dem mächtigen Anprall der Phalanx; bei dem wilden Gewoge und Getümmel des Handgemenges, welches in der Nähe des Darius begann, verlor dieser den Mut und floh. Bald that auch seine Garde dasselbe, riß ringsum Verwirrung ein, wich auch die zweite Schlachtlinie, und damit war das Zentrum gesprengt. Auch auf dem bedrohten macedonischen Flügel und in dessen Rücken

ward die persische Reiterei geworfen, verfolgt, der linke persische Flügel vernichtet.

Dagegen war der rechte persische Flügel siegreich, denn er hatte die macedonische Linie durchbrochen und sich auf das macedonische Lager geworfen, welches die leichtbewaffneten Thracier mühsam verteidigten, bis ihnen die Gefangenen in den Rücken fielen und das Lager nun geplündert ward. Da aber sprengte die Reiterei der zweiten Linie des linken macedonischen Flügels mit verhängtem Zügel heran, überwältigte die Perser und jagte sie in wirrer Flucht davon, während Alexander mit seiner Schar schwenkte, um dem Parmenion aus der Bedrängnis zu helfen. Es entstand ein blutiges, lange schwankendes Reitergefecht, in welchem 60 Ritter fielen, mehrere Obersten schwer verwundet wurden, doch endlich siegten die besseren Waffen und die Geübtheit der Macedonier und warfen sich die Perser in die Flucht. Hierauf sprengte Alexander über das Schlachtfeld in der Richtung, welche Darius bei seiner Flucht genommen zu haben schien, während Parmenion das reiche persische Lager mit Elefanten, Kamelen und unermeßlicher Bagage nahm. In furchtbarer Verwirrung rannten und ritten die Perser durcheinander, da bereits das Dunkel der Nacht einbrach und die überfüllte Flußbrücke zusammengebrochen war. Weil die Macedonier von dem langen Kampfe sehr ermüdet waren, ließ sie Alexander bis Mitternacht rasten, um mit aufgehendem Monde die Verfolgung der Feinde zu beginnen. In Arbela fand man den Wagen des Darius, seinen Bogen und Schild, seine Schätze und sein Feldgerät nebst ungeheurer Beute, aber Darius selbst war weiter geeilt und entkommen. Dieser Sieg kostete den Macedoniern 100 Tote — andere sagen 500 — und 1000 Pferde, den Persern 100000 Streiter, weil auf der Flucht die meisten Verwundeten starben oder umgebracht wurden. Die Perser waren ihrer eigenen unbeholfenen Masse erlegen, weil

sie ihre Front gegenüber der schrägen Schlachtordnung der Macedonier nicht entwickeln konnten.

Des Darius Macht war gebrochen, sein Heer zersprengt bis auf 3000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk, darunter die griechischen Söldner, und er selbst eilte nach Ekbatana hinter die Gebirge Irans. Ein Haufen von 25—40000 Mann besetzte unter Ariobarzanes die persischen Pässe und verschanzte sich hinter denselben. Doch Alexander eilte nach der riesengroßen Weltstadt Babylon, in welche sich flüchtige Perser geworfen hatten, weshalb Alexander dort Widerstand erwartete. Man öffnete ihm jedoch die Thore, Volk und Beamte empfingen ihn mit Blumenkränzen und Geschenken, der Kommandant übergab Stadt, Burg und Schätze, und somit ward Alexander Herr der wunderbaren Stadt mit turmhohen Mauern, Kanälen, Palästen, Kasernen, Tempeln, Feldern und Jagdwäldern, mit der vielgerühmten Terrasse der hängenden Gärten und dem in sechs verjüngten Stockwerken aufsteigenden Belusturme. Das Heer rastete 30 Tage in der Stadt, betrachtete deren wunderbare Bauten, die bunte Menschenmenge, die Pracht und Schwelgerei der reichen Kaufherren. Man lag auf duftigen, farbenprangenden, bilderreichen Teppichen und trank bei lärmenden Gelagen aus goldenen Bechern. Alexander gestattete den Gottesdienst, befahl den Belusturm wieder herzustellen, sammelte den persischen Adel um sich, gab ihm Ehrenstellen und die Verwaltung der Provinzen und nahm aus ihm eine Leibwache. Alles dies verdroß seine Macedonier, weil sie allein Belohnung erwarteten.

Nachdem Alexander die Verwaltung der eroberten und durchzogenen Provinzen geordnet hatte, zog er in zwanzig Tagemärschen nach Susa, welches sich freiwillig unterwarf und ihm alle Königsschätze auslieferte. Hier fand er ungeheure Beute, 50000 Talente an Gold und Silber, große Vorräte an

Purpurgewändern, Edelsteinen, Räucherwerk, überreiches Hausgerät, endlich auch die Beute, welche Darius I. aus Griechenland fortgeschleppt hatte, z. B. die Erzstatuen der Athener Aristogeiton und Harmidion, welche er wieder nach Athen sandte. Zugleich fanden sich 16000 Mann frische Truppen aus Griechenland, Macedonien und Thracien ein, so daß er sein Heer vervollständigen und eine Abteilung reitende Schützen errichten konnte.

---

16. Besetzung von Persepolis und Ende des Darius.

(331 v. Chr.)

Weil Alexander als rechtmäßiger König von Persien betrachtet sein wollte, so mußte er auch die Königspaläste in Persepolis und Pasargadä in Besitz nehmen, wo ungeheuere Reichtümer aufgehäuft lagen. Die Wege dorthin, d. h. nach der persischen Hochebene, gingen oft durch schwierige Päße, welche von persischen Satrapen besetzt waren, und zeigten dabei an mancher Stelle solche Enge und Steilheit, daß wenige Mann sie sperren konnten. Außerdem war es bereits spät im Jahre, der Tag kurz, die Nacht kalt, lag auf den Bergen bereits tiefer Schnee und sperrten trotzige Bergvölker den Durchzug. Um sie zu verscheuchen, umging Alexander des Nachts auf schwierigen Gebirgspfaden die Päße, griff deren Verteidiger im Rücken an, nachdem er deren Dörfer angezündet und ihre Bewohner niedergehauen hatte. Darüber erschraken dann die Verteidiger der Päße und flohen, wobei viele in die Abgründe stürzten oder von den Verfolgern niedergemacht wurden.

Nachdem auf diese Weise der Eingang ins Gebirge erzwungen war, eilte Alexander weiter und stand nach fünf Tagen

vor den persischen Pässen, welche durch eine Mauer gesperrt und von 40000 Mann nebst 700 Reitern besetzt waren, die in einem befestigten Lager standen. Auch hier mußte Alexander wieder das Mittel der Umgehung anwenden, indem er mit auserlesener Mannschaft auf steilen Fußsteigen und durch fußtiefen Schnee des Nachts das Gebirge überstieg, nachdem er den zurückbleibenden Truppen den Befehl erteilt hatte, zum Angriff in den Engpaß einzudringen, sobald man die macedonischen Hornisten auf der anderen Seite des Engpasses blasen höre. Nachdem das Gebirge mühsam überstiegen war, teilte Alexander seine Mannschaft in zwei Haufen, von denen der eine in die Ebene niederstieg und den Weg nach Persepolis besetzte, wogegen der andere im Dunkel der Nacht und unter heftigem Sturm sich durch den dichten Wald arbeitete, bei Tagesanbruch die drei Postenreihen der Perser überfiel und niedermachte und dann ins Lager einbrach, in dessen Zelten die Perser behaglich schliefen, weil sie sich wegen des schlechten Wetters und hohen Schnees für sicher hielten. Wie nun Alexander hereinbrach, seine Trompeten schmetterten, Schlachtruf von den Höhen herab und aus dem Thale herauf erscholl, erschraken die Perser gewaltig, weil sie nicht wußten, gegen welche Schar sie sich zuerst wenden sollten. Da brachen die Macedonier von drei Seiten ins Lager ein, wo nun große Verwirrung und ein noch größeres Gemetzel entstanden, welchem sich die Perser sehr bald durch Flucht zu entziehen suchten, wobei viele in den Abgrund stürzten. Nur ihr Führer entkam mit wenigen Reitern ins Gebirge und von da nach Medien. Tag und Nacht eilte Alexander nun weiter und erreichte in wenigen Tagen Persepolis, wo er ungeheuere Schätze von Gold und Silber, Prachtgewänder und Kostbarkeiten vorfand, daß er 20000 Maultiere und 3000 Kamele mit der Beute beladen konnte. Im Thale von Persepolis standen die Gräber und Prunkpaläste des Cyrus,

Darius und anderer Herrscher, in der Umgegend Jagdforsten, Schmuckgärten, die Königspforte mit tausend Säulen. Die dreifachen Terrassen des Palastes waren am Eingange mit Riesenstatuen vorspringender gepflügelter Rosse geschmückt, und als Treppeneinfassung hatte man Statuen der Leibwache in Lebensgröße aufgestellt. Alexander schonte alles, ließ sogar die beschädigten Grabmäler wieder herstellen, nur den Königspalast aus Zedernholz als Vergeltung für den Brand von Athen niederbrennen.

Als Besitzer der Reichspaläste zu Persepolis galt Alexander für den rechtmäßigen Besitzer des Perserreiches und empfing unter goldenem Thronhimmel die Huldigung als Großkönig und Erbe von Asien. Nachdem er die Verwaltung der neuen Provinzen geordnet hatte, brach er nach vier Monaten zur weiteren Verfolgung des Darius auf, der nach Ekbatana geflohen war, noch viel treuen Adel um sich hatte und das Kriegsglück nochmals versuchen wollte, weil noch viel kriegerische, mutige Bergvölker zu ihm hielten. Um schneller vorwärts zu kommen, ließ Alexander das Gepäck zurück und eilte mit Reiterei und leichtem Fußvolk dem Darius nach, welcher vor fünf Tagen mit 7000 Talenten, 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern von Ekbatana aus weiter geflohen war. Alexander jagte ihm nach und erreichte nach elf Tagemärschen, auf denen viel Krieger und Pferde erschöpft liegen blieben, die kaspischen Thore, durch welche Darius bereits nach Baktrien entschlüpft war. Da rastete Alexander einige Tage, so daß Darius einen Vorsprung von etwa 20 Meilen gewann.

In dieser Provinz erlag Darius dem schändlichen Verrat seiner Satrapen. Er beantragte nämlich im Kriegsrate, noch einmal das Schlachtenglück zu versuchen, doch seine entmutigten Magnaten widersprachen, ja einer beantragte sogar, Darius solle seine Krone einstweilen dem Satrapen Bessus übergeben,

welcher das Vertrauen der Bergvölker besitze. Hierüber erzürnt, wollte Darius den Antragsteller mit dem Dolche durchbohren, doch dieser floh, verließ mit seinen Kriegern das Lager, und seinem Beispiele folgte Bessus und noch andere Magnaten. Da riet ein treuer Diener dem Darius, nachzugeben, was auch geschah, worauf die entwichenen Satrapen ins Lager zurückkehrten, sich dem Könige zu Füßen warfen und Treue gelobten. Man eilte alsdann weiter, weil der Feind in der Nähe war. Dumpfe Stille herrschte unter der Umgebung des Königs, keiner traute dem andern, denn man vermutete Verrat. Deshalb baten die griechischen Söldner den König, sich ihrem Schutze anzuvertrauen, aber Bessus kam ihnen zuvor und umgab mit seinen Reitern den königlichen Wagen. Hierauf eilten die Verschworenen während der Nacht in das Zelt des Königs, fesselten denselben und schleppten ihn als Gefangenen in einem Wagen auf der Flucht mit sich fort, weil sie sich mit der Auslieferung des Darius Frieden und Lohn bei Alexander zu erkaufen hofften. Als diese Frevelthat im Lager ruchbar wurde, trat große Verwirrung und allgemeine Flucht ein, niemand aber wagte den Versuch, den König zu befreien.

Während dies geschah, kam Alexander den Flüchtlingen wieder näher und erfuhr unterwegs, was mit dem Könige geschehen sei. Da beschleunigte er seine Verfolgung noch mehr, indem er nur die tüchtigsten Truppen bei sich behielt, Tag und Nacht marschierte, nur einige Stunden des Tages rastete und unterwegs immer mehr von dem Vorgefallenen erfuhr, was ihn zu noch größerer Eile antrieb. Man rastete nur mittags, marschierte daher Tag und Nacht und kam nach einigen Tagen in ein Dorf, wo die Verschworenen mit dem Könige zu Nacht gerastet hatten. Alexander wollte sie einholen und erfuhr auf Erkundigung, der nächste Weg nach dem nun folgenden Rastorte führe durch eine wasserlose Einöde. Mit 500 erprobten

Reitern und berittenem Fußvolk eilte Alexander des Nachts durch die wasserlose Heide, wobei manche seiner Krieger ermattet liegen blieben. Da sah man bei Tagesanbruch die zerstreute, unbewehrte Karawane der Hochverräter, auf welche Alexander lossprengte. Schrecken ergriff die Verräter, welche mit wildem Jammergeschrei auseinander stoben. Nur wenige versuchten Widerstand, die andern flohen, Darius im Wagen in ihrer Mitte, um ihn herum seine Verräter. Wie die Macedonier sich mehr und mehr näherten, weil die Reiter schneller vorwärts kamen als der Wagen, wollten sich die Satrapen ihres Gefangenen entledigen und sich vor etwaiger Strafe sichern, fielen über den wehrlosen Darius her, durchbohrten ihn mit Schwertern und Speeren und jagten dann nach verschiedenen Seiten davon, indem sie den sterbenden König auf der Landstraße liegen ließen. Bald darauf kam Alexander heran, fand aber nur die Leiche des Königs, welche er mit seinem Purpur bedeckt haben soll. Was man sonst noch erzählt, ist Sage, daß z. B. ein macedonischer Reiter, im Helm in der Wüste dem schmachtenden Alexander Wasser gebracht habe, was aber Alexander nicht annahm, weil seine Leute den Mut verlieren würden, wenn er allein trinke! Da sollen seine Begleiter jauchzend ausgerufen haben: „Führe uns, wohin du willst! Wir sind nicht ermattet, wir dürsten nicht und sind nicht sterblich, so lange du unser König bist!“

Alexander stand nun am Elbrusgebirge, dessen Päſſe zum Kaspischen Meere, nach Iran und Turan führten. Das Gebirge war dicht bewaldet und schluchtenreich, dazu von kriegerischen Völkern bewohnt, welche Alexander jedoch bald zur Unterwerfung zwang. Zugleich begann der Spartanerkönig Agis mit 20000 Mann offenen Aufstand, da er auf griechische Hilfe und persisches Geld rechnete; doch schnell eilte Antipater mit 40000 Kriegern herbei und schlug die Spartaner bei

Megalopolis nach erbittertem Kampfe, in welchem Agis fiel. Die Griechen wagten seitdem keinen Widerstand mehr, und Sparta mußte dem griechischen Bunde beitreten. Die Griechen waren genußsüchtig und schwelgerisch geworden, und da heimkehrende Krieger aus dem Morgenlande große Beute mitbrachten, von den unermeßlichen Schätzen der persischen Königsstädte, von dem dortigen Genußleben und Wundern erzählten, eilte die Jugend nach Asien zum Könige, um in dessen Dienste Ruhm, Beute und Genuß zu finden, diejenigen aber, welche daheim blieben, vergeudeten ihre Zeit in wertlosen Studien, Schwelgerei und Privatintriguen.

17. Die gerechte Strafe bleibt nicht aus.

(329 v. Chr.)

Alexander hatte bisher Völker semitischen oder griechischen Stammes unterworfen, welche vor Zeiten selbständige Staaten gebildet hatten, dann von den Persern unterworfen und zu Unterthanen gemacht wurden, denen man hohe Steuern auferlegte. Sie waren daher erfreut, die persische Herrschaft loszuwerden, und leisteten geringen Widerstand. Anders wurde es, als Alexander auf das persische Hochland hinaufstieg, wo die Völker in Sitte, Sprache und Religion den Griechen fremd gegenüber standen. Aber in diesem gebirgreichen Lande hatten sich die Bewohner in mehr oder minder freier Abhängigkeit von den Persern behauptet und waren nicht geneigt, sich ohne Widerstand einem Fremdlinge zu unterwerfen, sondern zogen es vor, unter einem Satrapen sich unabhängig zu machen und ein eigenes Reich zu bilden. Wenn also Alexander einigen

unterwürfigen Magnaten die Provinzen zur Verwaltung überwies, so hielt sich die Bevölkerung durch die Befehle eines Fremdlings nicht für gebunden, widersetzte sich daher dem neuen Herrscher und benutzte die gebirgige, an Engpässen reiche Heimat zum Widerstande. Ihr wald- und gebirgreiches Land, welches wenige Heerstraßen durchzogen, eignete sich besonders zum Kleinkriege in Hyrkanien, welches nördlich vom Paropamisus lag, der Iran (Persien) von Turan scheidet, und durch welches die Wege nach Baktrien und Indien führen.

Zunächst eilte Alexander nach der Stadt Baktra in der Provinz Baktrien, weil sich Bessus dorthin gewandt und den Königstitel angenommen hatte, denn zu diesem Königsmörder hielt die altpersische Partei. Zwar zählte Alexanders Heer nur 23000 Mann und einige Hundert Reiter, dennoch unterwarf es in kurzer Zeit die Empörer in der Provinz Aria, deren Satrap Satibarzanes nun auch zu Bessus floh, wie Alexander denn auch den Königsmörder Barsaentes aus seiner Satrapie bis Indien jagte, wo man den Verbrecher auslieferte. Weil sich die friedlichen Ariaspen, Gedrosier und Arachosier unterwarfen, in deren Gebiet die Pässe zum Indus lagen, so überstieg Alexanders Heer trotz des hohen Schnees die Grenzgebirge und nahm die Winterquartiere in den westlich vom Indus liegenden indischen Provinzen, rastete also nach anstrengenden Märschen in Gebieten, die nie ein Grieche betreten hatte.

Hier entdeckte man eine Verschwörung von Generälen und Obersten gegen Alexanders Leben. Denn dieser hatte persische Kleider und Sitten angenommen und morgenländischen Prunk an seinem Hofe eingeführt, um seinen asiatischen Unterthanen als eingeborener Fürst zu erscheinen, was die Macedonier um so mehr mißbilligten, als er wichtige Staatsämter nicht ihnen, sondern Persern übergab, wozu Alexander allerdings gewichtige Gründe hatte, um die neue Herrschaft weniger fremd und auf-

fällig zu machen. Es entstand also eine Verschwörung, welche Alexanders Ermordung zum Ziele hatte und an welcher viele tüchtige Generale teilnahmen. Dies erfuhr zufällig ein treuer Macedonier und teilte es seinem Generale mit, damit dieser den König von der Gefahr unterrichte. Doch der General gehörte zu den Verschworenen, meldete also nichts. Dem treuen Soldaten kam dieses Schweigen verdächtig vor, er brachte seine Entdeckung an einen andern, welcher dem Könige Bericht erstattete. Wie nun der, welcher den König ermorden sollte, sich verraten sah, entleibte er sich, um der Strafe zu entgehen, dagegen wurden seine Mitverschworenen verhaftet und am andern Morgen dem Heere das Vorgefallene mitgeteilt, weil es Sitte im Heere war, daß es in solchen Fällen die Strafe der Schuldigen bestimme. Als den Soldaten der Bericht über den Mordplan vorgetragen wurde, waren sie anfangs bestürzt, dann aber ergriff sie gewaltiger Zorn, so daß sie die Schuldigen sofort steinigen wollten; doch Alexander that dieser Übereilung Einhalt, indem er verlangte, man müsse den Angeklagten die Verteidigung gestatten. Diese versuchten nun, die Thatsachen abzuleugnen, wurden daher gefoltert, gestanden endlich ihr Verbrechen und wurden hingerichtet. Unter diesen Mordgesellen befand sich auch Parmenion, den man seines Amtes und seiner vielfachen Verdienste wegen in der Stille der Nacht erdrosselte.

Unterdessen hatte Bessus ein kleines Heer gesammelt, überall Anhang gefunden und die Grenzen meilenweit verwüstet, um die Macedonier zurückzuhalten, welche trotz des kalten Winters über hochverschneite Gebirge in das Hochland Arachosien eindrangen. Denn sie beabsichtigten, das himmelhohe Hindukuhgebirge zu übersteigen, um in jenen Gebirgen den Bessus aufzusuchen, welcher in Balk weilte. Um von Kabul nach Balk zu gelangen, muß man auf einem Wege von sechzig Meilen

mehrere hohe Bergzüge überschreiten, auf denen im Winter der Schnee vier bis fünf Fuß hoch lag und wo in den vom Verkehre abgeschlossenen Thälern nur friedliche Hirtenstämme wohnten. Dieser Heerzug mitten im Winter durch ein verschneites Hochgebirge, welches zum Teil unbewaldet war, brachte größere Mühseligkeiten, als man vorausgesetzt hatte und welche nur macedonische Ausdauer überwinden konnte. Weil es an Holz fehlte, mußte man das Fleisch ungekocht genießen, Brot ganz entbehren. Dazu trat bald großer Mangel ein, denn bereits war man vierzehn Tage unterwegs, waren die Ortschaften niedergebrannt, die Herden weggetrieben, so daß die Macedonier sich von Wurzeln nähren und ihre Lasttiere verzehren mußten, um nicht Hungers zu sterben. Diese Not steigerte sich noch, als wegen des Futtermangels und des anstrengenden Marsches die meisten Pferde und Kamele fielen, bis man am fünfzehnten Tage in traurigstem Aufzuge die baktrische Grenzstadt Drapsaka erreichte.

Als Bessus von der Annäherung Alexanders hörte, floh er aus Baktra über den Oxusfluß, wo er alle Fahrzeuge verbrennen ließ, in das Land der Sogdianer, wogegen sich die Baktrier dem Macedonier unterwarfen. Wüsten und Gebirge schützten Sogdiana, diese nordöstliche Provinz des Perserreiches und Heimat eines kriegerischen Volkes; dazu hatten massagetische und scythische Reitervölker der angrenzenden Steppe, selbst indische Fürsten Hilfe zugesagt, so daß Bessus sich hier zu halten hoffen durfte. Nach beschwerlichen Märschen durch Einöden erreichte Alexander den reißenden Strom Oxus. Hier aber fehlte es an Fahrzeugen, konnte man den Fluß wegen seiner Breite und Tiefe weder durchwaten, noch eine Brücke über ihn schlagen, weil es an Holz mangelte und der Fluß ein weiches Sandbett hatte. Bessus schien gerettet; doch Alexander wußte auch hier Mittel zu finden, um seinen Willen durch-

zusetzen. Er ließ Felle mit Stroh ausstopfen und zunähen, dieselben alsdann wie Pontons aneinander binden und Bretter, sowie Balken auf dieselben legen, so daß er in fünf Tagen eine fliegende Brücke fertig hatte.

Bessus mußte also weiter fliehen; doch in dieser Not übten Verräter an dem Verräter seines Königs Vergeltung. Der Sogdianer Spitamenes in Verbindung mit andern Fürsten legte den Bessus in Ketten, um ihn an Alexander auszuliefern, welchen er von diesem Vorhaben benachrichtigte. Sofort sandte Alexander Reiter und Fußvolk ab, um den Gefangenen abzuholen. Diese fanden ihn jedoch nicht, weil die Fürsten unter sich noch uneinig waren, was sie mit dem Gefangenen machen sollten. Die Macedonier faßten sich kurz, umzingelten den Ort, wo die Fürsten mit ihrem Gefangenen weilten, nahmen den Bessus fest, zogen dann in geschlossener Kolonne zurück und stellten den Gefangenen auf Alexanders Befehl nackt und im Halseisen am Wege des Heeres auf, so daß der vorüberziehende Alexander den Gefangenen fragen konnte, warum er seinen König, Verwandten und Wohlthäter gefangen fortgeschleppt und ermordet habe. Bessus wollte sich damit rechtfertigen, daß andere dies von ihm verlangt hätten, doch Alexander ließ ihn geißeln und dann an des ermordeten Darius Bruder zur weiteren Bestrafung ausliefern.

Als Alexander hierauf nach dem Jaxartes zog, kam er in ein wildes Gebirgsland mit unwegsamen Alpen und rauschenden Gebirgsströmen. Weil es aber im Norden und Westen an Steppenland angrenzte, war es den Raubzügen der streitbaren Scythen ausgesetzt. Diese hatten bereits dem Alexander ihre Freundschaft angeboten, waren aber dann von Spitamenes gewonnen, ihm gegen die Macedonier beizustehn. Sie zeigten sich dazu bereit, und nun erhoben sich weit und breit die Gebirgs- und Steppenbewohner und ermordeten die macedonische Besatzung in den sieben Grenzfestungen. Es entstand ein sehr

lästiger, verlustreicher Kleinkrieg, denn die wegkundigen scythischen Reiter erschienen bald hier, bald da, überfielen kleine macedonische Scharen und flohen, wenn sie unterlagen, in die Steppe, wohin man sie nicht verfolgen konnte. Unter heftigen Kämpfen eroberte Alexander die sieben Grenzfesten wieder, ließ deren Besatzung niederhauen, Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen und die Häuser niederbrennen. Auch in Sogdiana brachen unter Spitamenes Aufstände aus, wobei die Macedonier große Verluste erlitten, bis Alexander das ganze Land systematisch verwüsten ließ, worauf es sich unterwarf und Aria seinem Beispiele folgte. Inzwischen hielten die persischen Magnaten in einer baktrischen Stadt Gericht über Bessus, verurteilten ihn als Königsmörder, ließen ihm Nase und Ohren abschneiden, dann tüchtig stäupen und nach Ekbatana führen, wo er ans Kreuz geschlagen ward. Auch seine Mitschuldigen wurden eingeliefert und hingerichtet.

18. Allerlei Zwischenfälle und Abenteuer.

Weil Alexander nicht in die scythischen Steppen eindringen wollte, so trat er mit seinem Heere langsam den Rückzug an, wobei es noch viel heiße Kämpfe mit den Bergvölkern gab, welche den Rückzug für das Zurückweichen von Besiegten hielten. Der interessanteste Zwischenfall war die Erstürmung einer sogdianischen Burg, welche an einem wichtigen Passe auf einem Vorberge stand, sich im Rücken an eine steile Felswand anlehnte, auf den anderen Seiten durch Abgründe geschützt war, so daß nur ein schmaler Felsenstieg den Zugang zur Burg gestattete. Diese Feste hatte 1000 Sogdianer zur Besatzung und

weil sie für uneinnehmbar galt, hatten sich viele fürstliche Familien in dieselbe geflüchtet, weshalb die Feste auch auf Monate reichlich mit Nahrungsmitteln versehen war. Zwar gab es wenig Wasser, war jedoch sehr viel Schnee gefallen, dessen Schmelzwasser man als Getränk benutzte; zugleich machte der Schnee das Ersteigen des Felsens noch gefährlicher, als es an sich schon war. Als Alexander die Besatzung zur Übergabe aufforderte, erhielt er die höhnische Antwort, er möge sich zuvor geflügelte Soldaten anschaffen, ehe er in die Feste kommen wollte, so daß er auf Mittel sinnen mußte, wie er diesen scheinbar uneinnehmbaren Felsenhorst dennoch gewinnen könne. Sein Scharfblick ließ ihn auch ein Mittel finden, welches zum Ziele führen konnte.

Er setzte hohe Belohnungen für die Soldaten aus, welche einen die Burg überragenden Felsen ersteigen würden. Es meldeten sich etwa 300 und machten sich an die schwierige Aufgabe. Um sich an der steilen Felswand eine Art Stiege zurecht zu machen, nahmen sie Eisenpflöcke der Zelte und starke Stricke mit, trieben die Pflöcke als Sprossen in die Felswand und befestigten die Stricke derart, daß sie als Geländer dienten, welches zwar sehr schwankte, aber doch gegen das Hinabstürzen sicherte. Außerdem beluden sie sich mit Lebensmitteln für zwei Tage, mit Schwert und Lanze und begannen um Mitternacht an steiler, deshalb unbewachter Felswand das Klettern und Klimmen. Anfangs ging es langsam, denn man stieß bald auf jäh abstürzende Felswände, bald auf glatte Eisflächen und lose Schneestrecken, die man zuvor gangbar machen mußte, ehe man weiterkam und wobei 30 Kletterer ausglitten und in den Abgrund stürzten. Die andern dagegen erreichten am Morgen den Gipfel, wo sie ihre Fähnchen aufsteckten, worauf Alexander die Trompeten blasen und die jubelnden Truppen anrücken ließ, zugleich aber die Belagerten nochmals zur Übergabe aufforderte,

weil er die geflügelten Menschen gefunden habe, welche sie zu sehen gewünscht hätten. Als die Sogdianer Macedonier über und unter sich sahen, verloren sie den Mut, öffneten die Thore ihrer Feste, in welche Alexander mit klingendem Spiele einzog, reiche Beute und viele vornehme Frauen in derselben fand, darunter die Fürstentochten Roxane, welche wegen ihrer Schönheit die Perle des Morgenlandes hieß. Alexander heiratete sie und machte sich dadurch die sogdianischen Fürsten zu Freunden.

Da Alexander einen Zug in die oxianischen Grenzgebirge vorbereitete, gab es als Unterhaltung Jagden und Zechgelage, wobei es einst zu einem Streite zwischen ihm und dem Klitos kam, der ihm in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte, deshalb in hoher Gnade stand. Beide waren stark angetrunken, und in Klitos erwachte dabei der Groll, welchen die Macedonier wegen der Bevorzugung der persischen Magnaten empfanden. Er spottete über die Schmeicheleien, welche Alexander täglich zu hören bekomme, obgleich Philipp doch mehr geleistet habe als Alexander, welcher seine Erfolge ja nur den von Philipp geschulten Macedoniern verdanke. Unwillig hörte Alexander diese beleidigenden Reden; doch Klitos ward immer heftiger und beleidigender, als Alexander widersprach, verhöhnte denselben, setzte dessen Thaten spöttisch herab und pries diejenigen glücklich, die im Kampfe gefallen waren, ehe sie Alexander mit medischen Ruten peitsche und von ihnen verlange, daß sie bei Persern um Zutritt zum Könige bitten sollten. Zwar erhoben sich mehrere Generale und verwiesen dem Klitos seine beleidigenden und zügellosen Reden, doch dieser sprach um so lauter. Als Alexander, der sich zurückzuhalten suchte, einen Tischnachbar frug, ob es ihm nicht vorkomme, als ob ein Grieche unter den Macedoniern wie ein Halbgott unter Tieren umherwandle, schrie ihm Klitos im höchsten Zorne zu: „Alexander, diese Hand hat dich am Granikus gerettet; jetzt

rede du, was dir gefällt, lade aber nicht freie Männer an deine Tafel, sondern Barbaren und Sklaven, die deiner Kleider Saum küssen und deinen Gürtel anbeten!“

Bei so frechen, beleidigenden Reden konnte sich Alexander nicht mehr halten, sprang auf und suchte nach seinen Waffen, welche man jedoch bereits entfernt hatte. Er rief nach seiner Leibgarde, doch sie erschien nicht, der Trompeter sollte Alarm blasen und erhielt, als er zögerte, einen Faustschlag ins Gesicht, blies aber trotzdem nicht. Inzwischen fuhr Klitos fort, den König zu verlachen und zu verhöhnen, bis man ihn endlich fortschaffte und Ruhe im Saale eintrat, in welchem Alexander in heftiger Erregung auf und ab ging. Er dachte an Darius und Bessus und zürnte, weil ihm nichts als der elende Name des Königs verblieben sei, und Klitos, der ihn verhöhnte, ihm doch alles zu verdanken habe. Als Alexander in diesem lauten Selbstgespräche gerade den Namen Klitos nannte, erschien dieser wieder am andern Ende des Saales und rief: „Hier ist ja Klitos, Alexander! Was soll er?“ und dazu sang er ein Spottlied: „Armes Griechenland, wie geht es dir so bös!“ Da konnte sich Alexander nicht mehr halten, riß einer Wache die Lanze aus der Hand und schleuderte sie gegen Klitos, welcher zähneknirschend und röchelnd zu Boden sank. Entsetzt wichen die Tischgenossen zurück, und Alexander kam plötzlich zur Besinnung. Verzweiflung ergriff ihn, er wollte sich mit demselben Speere über der Leiche erstechen, doch man verhinderte dies, schaffte ihn auf sein Lager und bewachte ihn dort. Hier lag er weinend, jammernd und den Toten beim Namen rufend, sich dabei des Undanks anklagend und verfluchend und den Tod herbeirufend. Drei Tage lag er ohne Schlaf, Speise und Trank im Zelte, bis er endlich ermattete und nur noch seufzen konnte. Die besorgten Soldaten urteilten, der freche Klitos sei mit Recht getötet, und riefen nach dem König, worauf die

Generale es wagten, des Klitos Leiche aus dem Zelt zu schaffen, wohin sie Alexander hatte bringen lassen, und ihn selbst zu beruhigen, so daß er wieder aß und trank, den zürnenden Göttern opferte und das Heer besuchte, welches ihn mit nicht endenwollendem Freudengeschrei empfing.

Währenddem setzte Spitamenes seinen Kleinkrieg fort, reizte hier und da die Völker zur Empörung, floh aus einer Provinz in die andere, wenn seine Unternehmungen mißglückten, bis auch ihn das Schicksal erreichte. Seine schöne Frau und Gehilfin bei allen seinen Plänen sah die Fruchtlosigkeit der Unternehmungen ihres Gemahls ein und bat ihn endlich flehentlich, sich mit Alexander auszusöhnen. Da stieß sie der Fürst mit dem Fuße hinweg, weil er sie für eine Verräterin hielt. Sie kehrte jedoch am Abend zu ihrem Gemahl zurück, weinte und schmeichelte, bis sie der angetrunkene Fürst auf den Teppich niederzog, um in ihren Armen seinen Rausch zu verschlafen. Sie aber zog seinen Säbel, schlug ihrem Mann mit demselben den Kopf ab und floh mit ihren Kindern zu Alexander, welcher sie in eine Einöde verwies. Nach einem anderen Bericht ward Spitamenes von einem Scythen ermordet und sein Kopf dem Alexander übersandt.

Die Streifzüge mit ihren Anstrengungen und Abenteuern dauerten inzwischen fort, obschon in den Bergschluchten tiefer Schnee lag, Glatteis den Marsch beschwerlich machte, Regenschauer, Äquinoktialstürme und furchtbare Gewitter miteinander wechselten, und das Heer oft Mangel am Notwendigsten litt. Da geschah es einst, daß ein alter Soldat starr vor Kälte dahinwankte, als Alexander in der Nähe war. Sofort ließ der König dem Alten die Waffen abnehmen und ihn auf seinen Feldstuhl neben das Lagerfeuer setzen. Als der Alte sich erholt hatte, den König erkannte und erschrocken aufstand, beruhigte ihn Alexander mit den Worten: „Siehst du, Kamerad, auf des

Königs Stuhl zu sitzen, bringt den Persern den Tod, dir hat es das Leben wiedergegeben!“

Noch gab es manche für uneinnehmbar geltende Felsenfeste zu erobern, was Alexander stets möglich zu machen wußte. Eine solche lag auf schroffem, hohem Felsen, in welche nur ein schmaler, schwieriger Pfad auf der Seite führte, wo unten in tiefer Schlucht ein Gebirgsbach dahinrauschte. Wie da hinauf kommen? Alexander wußte es möglich zu machen, denn er ließ in den Tannenwäldern des Gebirges Bäume fällen und Leitern bauen, um in die Schlucht hinabzukommen, die man alsdann mit Pfahlwerk überbaute, Erde auf das Gerüst schüttete, die Schlucht füllte, Maschinen aufführte und die Feste beschoß, die sich dann ergab.

Alexander war orientalischer König, führte persische Hofhaltung, medische Kleider, Zeremoniell und Pracht ein, denn seine Truppen hatten sich an orientalischen Prunk und Genuß gewöhnt, liebten den Wechsel von Kämpfen und Gelagen, intrigierten und lebten ohne Sorge um die Zukunft. Am Hofe wimmelte es von Philosophen, Dichtern und Schwätzern, so daß Alexander nun auch die orientalische Sitte der Anbetung des Königs am Hofe einführen konnte. Hierüber waren die Generale unzufrieden, und es entstand eine zweite Verschwörung gegen Alexanders Leben, die aber verraten ward, worauf das Heer die Verschworenen zum Tode verurteilte. Nur einer ward begnadigt, und dieser starb auf dem indischen Feldzuge an der Läusesucht.

---

19. Auf dem Wege nach Indien.

(327 v. Chr.)

Als sich Alexander dem Indus näherte, eröffnete sich ihm eine neue Welt, die seither den Völkern Europas verschlossen blieb, auch wohl denen von Westasien, obschon einige kleine indische Fürstentümer und Republiken am rechten Indusufer den Perserkönig als Oberherrn anerkannten, sonst aber selbständig nach ihrer Sitte und Regierungsweise lebten. Im Osten, Norden und Westen umschlossen mächtige Alpengebirge, die höchsten der damals bekannten Erde, das wunderreiche Land, in welches sie ihre Riesenströme niedersandten und dasselbe alljährlich zur Regenzeit überschwemmten. Lange, schluchtenartige Pässe führten zu den einzelnen Landschaften, und auf steilen Felsen standen als Wächter der Pässe Städte und Festen, umgeben von zwei- und dreifacher Mauer. Fünf mächtige Ströme brachen aus dem Gebirge hervor, durchzogen in reißendem Laufe die weiten Ebenen des wohlangebauten Flachlandes, welches sie jährlich durch ihre Überschwemmung befruchteten, mündeten dann nach und nach einer in den anderen, worauf der letzte als Gesamtfluß des Fünfstromlandes Pendschab sich als mächtiger Strom in den noch mächtigeren Indus ergoß, der an der Westgrenze des Landes dem Meere zueilte. Das in diesem Stromgebiete sehr kultivierte und gewerbtüchtige Volk hatte sich nach altem Herkommen in Kasten, d. h. in erbliche Berufsstände geteilt, aus denen die Beteiligten nicht austreten durften, der Sohn vielmehr beim Berufe des Vaters bleiben mußte.

Alexander fühlte sich getrieben, auch dieses wunderbare Land mit seinen seltsamen Sitten und Bräuchen, eigentümlichen Natur- und Kunsterzeugnissen zu erobern, wozu ihm die gegen-

seitige Feindschaft der indischen Fürsten sehr bald Veranlassung gab. Der Fürst von Taxila am Ostufer des Indus war mit seinem Nachbar Porus am Hydaspes verfeindet und bot daher dem Alexander Freundschaft und Hilfe an, wenn er ihm gegen Porus beistehen und dessen Land erobern wollte, wozu Alexander sich geneigt zeigte. Ein anderer Fürst hatte dem Bessus Beistand geleistet und kam nun in große Verlegenheit, als Alexander sich der Grenze seines Landes näherte. Um etwaige Strafe abzuwenden, bat er Alexander um Verzeihung, welche er auch erhielt und sich fortan als treuer Freund bewährte. Auf diese Weise wurde Alexander in die indischen Verhältnisse hineingezogen, mußte aber, um entscheidend eingreifen zu können, eine tüchtige Heeresmacht sich verschaffen, denn seine 70000 Macedonier und griechischen Söldner verwendete er vorzugsweise als Besatzung eroberter oder überlieferter Städte. Daher forderte er seine Satrapen in den Grenzländern auf, ihm streitbare Mannschaft zuzusenden, was diese gern thaten, denn die Bergvölker waren sehr kriegsbegierig und raublustig.

Im Jahre 327 brach Alexander also aus Baktrien auf und verlangte zugleich durch Gesandte von den indischen Fürsten, welche dem Perserkönige unterthan waren, Huldigung und Zusendung von Kriegern, um sein Heer zu verstärken, welches er teilte, um auf verschiedenen Wegen das Land bis zum Indus zu durchziehen und nötigenfalls zu unterwerfen. Er selbst zog durch lange, enge Thäler in das Gebiet der kriegerischen Aspasier, welche viele Bergfesten innehatten, große Herden besaßen und wichtige Straßen sperren konnten. Wo die Macedonier erschienen, flohen die Bewohner der Thäler in die Festen, um sich dort zu verteidigen, so daß es zu schwierigen Belagerungen und Kämpfen um uneinnehmbar scheinende Bergfesten kam. Unterlag auch eine Bergstadt nach der anderen, so verloren trotzdem die Bewohner anderer Gebirgsstädte den Mut

nicht, widersetzten sich vielmehr den Fremdlingen herzhaft, oder brannten lieber ihre Stadt nieder, ehe sie dieselbe dem Feinde übergaben. Dabei verschmähten es die Macedonier nicht, selbst Rinderherden von 20—30 000 Stück wegzuführen und nach Macedonien zu senden, um die dortige Landwirtschaft zu unterstützen.

Ganz andere Scenen erlebte Alexander, als er in das gesegnete Land der Guräer kam, wo man ringsum an den Hügeln Weingelände, Haine von Mandel- und Lorbeerbäumen, an den Bergen friedliche Dörfer, auf den Alpen unzählige Herden sah. Bald erschienen auch die Ältesten des Volkes im Zelt des Königs, sahen ihn im Glanze der Waffen, auf die Lanze gestützt und den hohen Helm auf dem Haupte auf einem Sessel sitzen und knieten staunend vor ihm nieder. Alexander ließ sie aufstehen und fragen, was sie begehrten. Sie baten um Selbständigkeit ihrer Verwaltung, welche sie auch erhielten, und stellten einige hundert Reiter zum Heere.

Wieder anders handelten die kriegerischen Bewohner von Massaga, welche den Alexander sofort angriffen. Er wich eine halbe Stunde weit zurück, um sie von der Stadt wegzulocken, machte dann plötzlich Kehrt, griff die in Unordnung und unter Siegesgeschrei Verfolgenden an und jagte sie in die Stadt zurück. Als er diese umritt, um ihre Festigkeit zu erkunden, erhielt er einen Pfeilschuß in den Fuß. Am anderen Tage wurden nun die Maschinen errichtet, Bresche gelegt und gestürmt, doch bei dem heftigen Widerstande der Indier mußten die Macedonier zurückweichen. Dasselbe geschah am nächsten Tage, obschon ein hölzerner Turm die Angriffe der Macedonier deckte. Man mußte also wirksamere Mittel anwenden, wenn man die Stadt gewinnen wollte. Man baute in der Nacht neue Sturmböcke und Sturmdächer und schaffte einen Wandelturm bis dicht an die Mauer, auf welche man also mittels

einer Fallbrücke gelangen konnte. Doch die Brücke brach unter der Last derer, welche in dichtgedrängten Massen voreilten. Die Indier erhoben hierüber ein großes Jubelgeschrei, warfen Steine, Balken u. s. w. auf die am Boden liegenden oder andringenden Macedonier und drängten sie von der Mauer hinweg bis aufs Feld. Dieses Mißgeschick steigerte den Zorn der Macedonier, sie besserten daher des Nachts die Turmbrücke aus, schoben den Turm wieder an die Mauer und ließen die Fallbrücke nieder. Die Indier wehrten sich herzhaft, so viele ihrer auch fielen, und hinderten die Macedonier am Vorwärtskommen. Da streckte ein Katapultenpfeil den Fürsten der Stadt nieder, welche, dadurch entmutigt, ihre Unterwerfung anbot. Alexander nahm sie unter der Bedingung an, daß die indischen Krieger in sein Heer eintreten sollten.

Ein anderer indischer Fürst gedachte sich im Gebirge zu behaupten, da er 20000 Krieger und 15 Kriegselefanten besaß. Als ihn aber Alexander überraschte, floh er ohne Gegenwehr und ließ seine Elefanten auf einer Stromwiese frei. Doch auch ihn erreichte ein hartes Schicksal, denn unzufriedene Soldaten ermordeten ihn und brachten Alexander den Kopf ihres Herrn. Um noch etwas zu thun, wollte Alexander die Elefanten einfangen lassen, wozu er Elefantenjäger einlud. Dies gelang auch, doch waren zwei solcher Dickhäuter in Abgründe gestürzt, so daß man nur 13 erbeutete.

20. Alexander vor der indischen Bergfeste Aornus.

Die letzte und schwierigste That der Macedonier im oberen Indusgebiete war die Erstürmung einer Felsenfeste, welche den

bezeichnenden Namen Aornus, d. h. unersteigbar, hatte und für unbezwinglich galt. In der Nähe des Flusses erhob sich eine Felsenmasse von etwa vier Meilen Umfang und 5000 Fuß Höhe. Auf dieser gewaltigen, dazu sehr steilrandigen Felsmasse lag eine Festung, deren Mauern nicht nur die Stadt, sondern zugleich auch Wald, Gärten, Felder und Quellen umschlossen, so daß Tausende von Menschen hier oben Nahrung finden konnten. Weil diese Feste für uneinnehmbar galt, hatten sich viele Landeseingeborene dorthin geflüchtet, hielt es aber auch Alexander für eine Ehrensache, dieselbe zu erobern, um seine Überlegenheit zu zeigen. Er bezog also zunächst am Fuße des Felsens ein Lager, um die Örtlichkeiten der Feste genauer kennen zu lernen. Da fand er denn zunächst, daß nur ein Weg in die Festung führte, welcher noch dazu so angelegt war, daß er mit geringen Kräften verteidigt werden konnte. Was da thun? Das Glück half auch hier, wie so oft, dem Ruhmbegierigen aus der Verlegenheit. Es erschien nämlich ein Greis, welcher lange Jahre an dem Felsen gewohnt hatte, und erbot sich, geheime Wege zu zeigen, auf denen man bis an die Festungsmauern gelangen konnte. Auf diese Aussage hin ward Ptolemäos von Alexander beauftragt, mit einem Haufen leichter Truppen dem Greise zu folgen und sich zu überzeugen, ob die Aussage desselben der Wahrheit entspreche. Das Häuflein begann also unter Führung des Greises den Aufstieg. Eine weite Strecke ging es im Zickzack auf steilen, schmalen Felsgesimsen aufwärts, hin und her, an furchtbaren Abgründen vorüber, an schroffen Steilwänden entlang, so daß nur Schwindelfreie folgen konnten, unbemerkt vom Feinde an dem Felsen empor, bis man eine Stelle erreichte, wo man ein Feuer anzünden konnte, als Zeichen, daß das Gesuchte gefunden sei.

Sofort beschloß Alexander, am nächsten Morgen den Sturm zu wagen, weil er voraussetzte, Ptolemäos könne gleichzeitig

die Festung angreifen. Aber dem war nicht so. Denn kaum bemerkten die Indier den Feind unter ihrer Festungsmauer, so griffen sie ihn ungestüm mit allen Waffen an, so daß sich Ptolemäos nur mit Mühe hinter den eiligst aufgeworfenen Schanzen halten konnte. Zum Glück kämpften seine Schützen und Steinschleuderer mit solcher Umsicht und solchem Erfolg, daß die Indier am Abend in ihre Feste zurückkehrten, ohne einen Erfolg errungen zu haben. Doch auch Alexander überzeugte sich von der Unmöglichkeit, auf diese Weise zum Ziele zu kommen. Daher sandte er dem Ptolemäos den Befehl zu, am anderen Tage, wenn Alexander den Sturm versuchen und der Feind daher einen Ausfall unternehmen werde, um den Angriff abzuwehren, von der Höhe herab den Indiern in den Rücken zu fallen und sich endlich mit Alexander zu vereinigen. Sobald nun Alexander am anderen Morgen mit seiner Schar den schmalen Felsweg emporzuklimmen begann, eilten ihm die Indier entgegen, worauf sich ein hartnäckiges Gefecht entspann, bis endlich die Indier zu weichen begannen, als Ptolemäos sie im Rücken angriff. Sie zogen sich in ihre Feste zurück, worauf Alexander sich mit Ptolemäos vereinigte. Zwar hatte er die Feinde, als sie eilends zu weichen begannen, heftig verfolgen lassen, doch gelang es ihm nicht, den Eingang der Festung zu erreichen, weil der Zugang zu ihr zu schmal war.

Vorläufig lagerte Alexander mit seinen Streitern auf der verschanzten Höhe neben Ptolemäos unter der Feste, untersuchte die Örtlichkeit und fand, daß eine weite, tiefe Kluft sein Lager von der Mauer der Festung trennte, welcher man also nicht beikommen konnte, denn die Schlucht war tief und 4000 Fuß breit. Wie sollte man zu der Feste bei solchen Hindernissen gelangen? Alexander wußte Rat. Er ließ einen Damm durch die Schlucht anlegen, um zunächst sein Geschütz so nahe an die Festung bringen zu können, daß er deren Mauern zertrümmern

und niederlegen konnte. Dieser Damm machte ungeheure Arbeit wegen der großen Breite der Schlucht. Außerdem kostete es enorme Anstrengungen, von unten auf engen, gewundenen Felspfaden die Baumaterialien heraufzuschaffen, deren man so viele bedurfte, wenn man einen erhöhten Weg durch die Schlucht herstellen wollte. Doch die Macedonier schreckten auch vor dem scheinbar Unmöglichen nicht zurück. Sie fällten Bäume, wie sie deren fanden, schleppten sie die engen Felswege hinauf zum Lager, warfen sie in die Tiefe, häuften Felsstücken über diesem Sparrwerk der wirr durcheinander liegenden Baumstämme auf und beschütteten dieselben endlich mit einer hohen Lage von Erde, um einen ebenen Weg herzustellen. Der Eifer der Macedonier war so groß, daß sie am ersten Tage einen Weg von 300 Schritten herstellten. Anfangs spotteten die Indier über das tollkühne Unternehmen, als sie aber sahen, daß der Damm tüchtig vorrückte, suchten sie durch Ausfälle die weitere Arbeit zu hindern, wurden aber stets von Scharfschützen und Wurfmaschinen zurückgetrieben.

Am sechsten Tage hatte man den Damm bis in die Nähe einer einzelnen Felskuppe fertig, welche mit der Burg in gleicher Höhe lag und von den Indiern besetzt war. Der Besitz dieses Felsklumpens mußte das Schicksal der Festung entscheiden. Daher wählte Alexander die beste Mannschaft aus, um jenen Fels zu erobern. Doch die Indier, welche die Wichtigkeit desselben wohl erkannten, wehrten sich verzweifelt, so daß hier ein entsetzlich hartnäckiger Kampf entstand. Keine Partei wollte weichen, daher schwankte das Gefecht hinüber und herüber, bis Alexander endlich mit seiner Leibgarde in den Kampf eingriff und nach mörderischem Gefechte den Felsen erstürmte. Jetzt sahen die Indier ihren Untergang vor sich. Überzeugt von der Unüberwindlichkeit der Macedonier und von deren geistiger Überlegenheit, boten sie Übergabe der Festung an und baten um

eine Frist bis zur Nacht, bis wohin sie auf geheimen Wegen aus der Feste ins flache Land niederzusteigen und sich im Lande zu zerstreuen gedachten. Alexander zog auch seine Posten ein, so daß die Feinde ungehindert fliehen konnten, stieg aber zugleich in der Stille der Nacht mit 700 Hypaspisten den Felsen hinauf, erkletterte die verlassene Mauer, stieg dann hinab in die Feste und fiel unter lautem Kriegsgeschrei über die zur Flucht gerüsteten Feinde her. Viele von ihnen wurden erschlagen, andere stürzten bei übereilter Flucht in den Abgrund. Am anderen Morgen zog das macedonische Heer unter klingendem Spiel in die ausgemordete Festung ein, brachte den Göttern Opfer, erweiterte und vermehrte die Festungswerke und legte eine Besatzung in die Feste, um den Indus zu beherrschen.

Da Alexander meinte, auch in diesen Gegenden seine Überlegenheit als Schlachtengewinner gezeigt zu haben, begann er den Feldzug in das eigentliche Indien, wozu ihn nichts berechtigte als seine unersättliche Eroberungssucht. Er mußte also sich einen Übergang über den Indusstrom schaffen und sichern, womit er die Generale Hephästion und Perdikkas beauftragt hatte, welche etwas abwärts von Alexander Schiffbrücken über den Indus zu schlagen beauftragt waren. Alexander beschloß, zu dieser Übergangsstelle über den mächtigen Fluß nicht zu Lande zu marschieren, sondern zu Wasser hinabzufahren. Weil es hierzu für ein ganzes Heer an Fahrzeugen fehlte, ließ er in den dichten Gebirgswäldern Holz fällen, die umgeschlagenen Bäume zu Balken behauen und aus diesen eine Stromflotte herstellen, welche sein ganzes Heer mit Pferden, Gepäck und Belagerungspark den breiten Strom hinabtrug, an vielen Dörfern und Städten vorüber, deren Bewohner verwundert dieser gewaltigen Flotte nachschauten, von welcher sie nicht wußten, welche Bestimmung sie habe.

21. Krieg mit dem Indierfürsten Porus.

(327 v. Chr.)

Im Frühjahre 327 ging Alexander mit seinem Heere, welches bedeutend durch seine Verbündeten verstärkt war, unter großartigen Festlichkeiten aller Art über den Indus, um den Porus, den mächtigsten König des Fünfstromlandes, die Überlegenheit des macedonischen Heeres empfinden zu lassen. Er betrat ein Land, in welches vor ihm noch kein Europäer gekommen war. Dasselbe bestand zum Teil aus hohen malerischen Gebirgen, zum Teil aus fruchtbaren Ebenen, durch welche fünf mächtige Ströme zogen. Man nannte dieses Gebiet daher Fünfstromland. Zwischen diesen Flüssen lagen indische Königreiche, Fürstentümer und Republiken, doch galten Porus und der Fürst von Taxila für die mächtigsten Herrscher dieses Gebietes, welche eben in großer Feindschaft miteinander lebten, weil jeder von ihnen der mächtigste sein wollte. Um einen Helfer zu haben, hatte sich Taxila dem Alexander unterworfen und kostbare Geschenke übergeben, nämlich 3000 Opferstiere, 10 000 Schafe, 30 Kriegselefanten, 200 Talente Silber und 700 indische Reiter.

Nachdem Alexander gymnastische Spiele, Umzüge und Opfer als feierliche Eröffnung des neuen Feldzugs zum besten gegeben hatte, setzte das Heer mittels einer Schiffbrücke und auf Indusfahrzeugen über den breiten Strom und brachte am andern Ufer den Göttern neue Opfer. Alsdann zog es weiter nach Taxila durch herrliche, im Frühlingsschmucke prangende Gefilde, sah im Norden das Schneegebirge Kaschmirs, im Süden weite, mit unabsehbaren Reisfeldern bedeckte Ebenen voll fremdartiger Gewächse aller Art, bewunderte die seltsamen Trachten und

Sitten der Indier und bekam sogar einen indischen Büßer zu sehen, der nackt und einsam bei sengender Sonne und in taukalter Nacht seine Gebete und Selbstpeinigung vollbrachte. Bald kam der Fürst von Taxila in großer Pracht, mit geschmückten Elefanten, Soldaten und Kriegsmusik den Fremdlingen entgegen, begrüßte ehrerbietigst den Macedonierkönig und übergab Land und Leute an Alexander, welcher sie ihm natürlich zurückgab. In der festlich mit Fahnen, Blumen und Ehrenpforten geschmückten Stadt bewirtete der Fürst seine Gäste herrlich, wofür ihm Alexander medische Prachtkleider, 20 macedonische Rosse, goldene und silberne Trinkschalen hellenischer Arbeit und 1000 Talente verehrte. Auch der Herrscher von Kaschmir sandte Geschenke: Kleinodien und Kostbarkeiten aller Art, Elfenbein und feine Seidenstoffe, kam aber weislich nicht selbst, weil er bisher zu den Feinden Alexanders gehalten und daher Strafe zu erwarten hatte.

Anders trat der greise, aber noch kriegstüchtige Porus auf, als Alexander verlangte, er solle vor ihm erscheinen, damit Alexander Recht und Besitz zwischen Porus und dem Herrscher Taxilas festsetze. Porus ließ auf diese allerdings sehr anmaßende und unberechtigte Forderung antworten: er werde mit seinem Heere den Fremdling an der Grenze erwarten. Alexander mußte also auf neue Kämpfe gefaßt sein und konnte die angebotenen Kriegselefanten nicht gebrauchen, weil sich die Pferde vor diesen Riesentieren scheuten. Die Jahreszeit war dazu noch sehr ungünstig, denn es begannen die tropischen Regen, für die Macedonier eine unbekannte Erscheinung, als täglich stundenlang heftige Gewitter tobten und dichte Regenströme niederstürzten, so daß die Ströme anschwollen, die Wege grundlos wurden, wobei die tobenden Gewitter plötzlich mit brausenden, heulenden und zerstörenden Orkanen wechselten, wie wenn die Natur mit den Fremdlingen Krieg führen wolle.

Endlich mußte man noch durch viele lange und enge Gebirgspässe ziehn, welche der Feind besetzt hielt, den man also zu vertreiben hatte, so daß man erst nach neun Tagen an das Ufer des 2400 Fuß breiten Hydaspes gelangte, an welchem Porus ein gewaltiges Heer aufgestellt hatte. Voran standen 300 Elefanten, hinter ihnen lagen Massen von Fußvolk und Reitern, Schleudrern und Bogenschützen und stundenweit bewachten starke Posten die Übergangsstellen des Flusses. Alexander ließ sein Heer am andern Flußufer lagern, Vorräte sammeln, wie wenn er lange hier wollte liegen bleiben, zugleich aber auch sein Heer stundenlang hin und her marschieren oder im Gußregen halten, wie wenn er einen Übergang beabsichtige. Dies that er, um den Feind zu ermüden, der sich natürlich jedesmal in Schlachtordnung stellte und den Gegner erwartete. Weil aber der Fürst von Kaschmir, der doch dem Alexander Geschenke und Versicherungen der Ergebenheit übermittelt hatte, dem Porus mit einem Heere zuhilfe zog und den Alexander im Rücken anzugreifen gedachte, so mußte Alexander sich beeilen, vor dessen Ankunft dem Porus eine Entscheidungsschlacht zu liefern.

Die erste Sorge Alexanders mußte es sein, über den breiten Strom zu gelangen, welchen der Gegner natürlich stark bewachte, um jedem Übergange zuvorzukommen. Weil die Indier bei der Lage der Dinge sehr im Vorteil waren, so mußte Alexander zur List greifen, um sie über seine Absichten zu täuschen, sie zu ermüden und sorglos zu machen. Fast in jeder Nacht ließ Alexander Alarm blasen, die Reiterei ans Flußufer vorrücken, die Böte zurecht machen und das Fußvolk sich am Ufer sammeln. Natürlich bliesen die Indier nun auch Alarm, eilten Elefanten und Krieger an den Fluß, um ihn zu verteidigen, warteten stundenlang auf den Feind, welcher nicht ankam, und kehrten dann ermüdet und mißgestimmt über die Täuschung ins Lager zurück. Dies wiederholte Alexander so

oft, bis der Feind sorglos wurde, sich nicht wollte Nacht für Nacht zum besten halten lassen, sich vielmehr damit begnügte, die gewöhnlichen Posten und Wachen auszustellen. Inzwischen hatte Alexander das Flußufer untersucht und gefunden, daß sich an dessen rechtem (macedonischen) Ufer meilenweit rauhe Anhöhen und dicht bewaldete Berge so weit hinzogen, bis der schnellströmende Fluß nach einer plötzlichen Wendung aus dem Hügellande in die Ebene eintrat. An dieser Stelle lag eine große waldige Insel, an deren Ende die Hauptstraße von Kaschmir ins Fünfstromland über den Strom führte. Diese Stelle wählte Alexander zum Übergange über den Strom. Um aber gegen einen Angriff vonseiten des Feindes gesichert zu sein, ließ er 20000 Mann im Lager stehen, damit die Indier den Abmarsch der andern Krieger nicht sofort bemerken, diese 20000 Mann den Feind beobachten und dem Könige zur rechten Zeit zuhilfe eilen sollten. Denselben Auftrag erhielt auch noch ein anderes Corps, so daß Alexander seinen Rückzug gesichert hatte. Hierauf zog er mit 5000 Reitern und 16000 Mann Fußvolk unter dem Schutze des Inselwaldes unbemerkt vom Gegner hinter den waldigen Anhöhen nach der Übergangsstelle, ließ während der Nacht aus zersägten Kähnen, Balken, Flößen und ausgestopften Fellen eine Schiffbrücke herstellen, ohne daß der Feind etwas bemerkte. Denn das gewaltige Rauschen niederstürzender Regengüsse, heulender Sturm, langgezogenes Rollen der Donner bewirkten, daß die Indier nichts von dem Hämmern, Klopfen und Klappern der Zimmerleute, vom Zurufe der Kommandos beim Arbeiten hörten, und außerdem barg der Wald wie ein gewaltiger Vorhang die Lagerfeuer.

Zwar legte sich am Morgen der Sturm, welcher die Nacht hindurch zugunsten der Macedonier getobt und gewütet hatte, doch schlugen die brausenden Wellen des Flusses noch brandend und hoch aufschäumend an die hohen Ufer der Insel, prallten

zurück und erzeugten gefährliche Strudel. Die Macedonier mußten eilen, ehe der Feind von ihrem Vorhaben Kunde erhielt. Auf Böten, Kähnen und Flößen fuhren Reiter und Fußvolk am hohen Waldufer der Insel dahin, und als sie um deren Spitze bogen, sahen sie am andern Ufer die feindlichen Reiterposten, welche sofort davonjagten, als sie des Feindes ansichtig wurden. Diese eilige Flucht brachte den Macedoniern den Vorteil, daß sie ungehindert landen, sich in Schlachtordnung stellen und weitermarschieren konnten. Da sahen sie zu ihrem Schrecken, daß sie beim Vorrücken nicht ins Land, sondern an einen Fluß kamen, denn sie befanden sich auf einer Insel, weil der Fluß sich einen wasserreichen Nebenarm ins Ufer gegraben hatte. Was thun? Die Fahrzeuge bei der starken Strömung herbeizuschaffen, um sie zum Übersetzen zu benutzen, war bei der Nähe des Feindes, der ja bereits Meldung vom Vorrücken der Macedonier mußte erhalten haben, nicht mehr thunlich, vielmehr mußte man den Stromarm durchwaten, ehe der Feind den Übergang hinderte. Reiter sprengten also am Flußufer auf und ab, um eine Stelle zu finden, an welcher man durch den Fluß gehen konnte. In der That fand man eine solche Furt, stieg bis an die Brust in den heftig strömenden Flußarm, erreichte bald das jenseitige Ufer, stellte sich, obschon reichlich durchnäßt, an demselben in Schlachtordnung und zog nun gegen das feindliche Lager, nachdem man Reiterei und Bogenschützen eine halbe Stunde weit vorausgesandt hatte, um des Feindes Stellung und Gegenbewegung kennen zu lernen.

Sobald dem Porus gemeldet wurde, daß die Macedonier anrückten, sandte er ihnen 2000 Reiter und 120 Streitwagen entgegen, um sie so lange aufzuhalten, bis er sein Heer geordnet und in Front gegen den Feind gebracht habe. Gegen diesen indischen Vortrab ließ Alexander seine leichte Reiterei vorgehen, denn ihm mußte daran liegen, den Feind nicht in

Ordnung kommen zu lassen. Die Macedonier griffen beherzt an und umzingelten die einzelnen Haufen, worauf die schwere macedonische Reiterei schwadronenweise heransprengte zum Einhauen und den Feind nach heftiger Gegenwehr warf, wobei 400 Reiter und deren Führer, ein königlicher Prinz, fielen und alle Elefanten gefangen wurden, weil sie in den aufgeweichten Wiesengründen nur mühsam vorwärts kamen. Sofort sah Porus ein, daß er einen kriegserfahrenen Gegner vor sich habe und traf demgemäß seine Maßregeln. Er ließ einige Mannschaft im Lager, um das macedonische Lager am andern Flußufer zu beobachten und warf sich mit 30000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern, 300 Schlachtwagen und 200 Elefanten den Macedoniern entgegen. Dabei war er so vorsichtig, daß er seine Schlachtordnung in freiem Felde jenseits des feuchten Wiesengrundes am Flußufer aufstellte, wo sich ihre Linie eine Meile weit ausdehnte. Voran standen 200 Elefanten in Zwischenräumen von je 50 Schritt Entfernung, hinter ihnen ordnete sich das Fußvolk in Scharen von je 150 Mann zwischen je zwei Elefanten und auf jedem Flügel hielten 2000 Reiter, gedeckt von 150 Streitwagen, von denen jeder zwei Bogenschützen und zwei bewaffnete Wagenlenker trug. Da die Hauptmacht der Indier in den 200 Elefanten bestand, vor denen sich die Pferde der Macedonier scheuten, so mußten diese den Rüsseltieren ausweichen und sich auf die indische Reiterei werfen, welcher sie an Zahl überlegen waren.

Weil auf beiden Seiten Reiterei die Flügel bildete und die macedonische so lange plänkelte, bis sich das Fußvolk in Schlachtordnung aufgestellt hatte, so begann auf den Flügeln die Schlacht. Gegen den Strom zu ließ Alexander 2000 Mann turanische und 1000 daische Reiterei vorgehen, und als sie bis auf Pfeilschußweite an den Feind gekommen waren, mußten die 1000 Daer sich auf die indische Reiterei werfen,

dieselbe mit einem Pfeilregen überschütten, dann einhauen, deren Glieder niederreiten und das Ganze in Verwirrung bringen. Zugleich jagte die schwere macedonische Reiterei, halb rechts gewendet, in gestrecktem Galopp gegen die Streitwagen heran, die sich nicht wenden, schwenken und flüchten konnten, bei dem unerwarteten, stürmischen Anfall der Macedonier und in kurzer Zeit vernichtet, wehrlos gemacht oder versprengt waren, so daß nun in der Flanke der indischen Schlachtlinie eine Lücke aufklaffte. Ehe die erschreckte, überraschte und in Verwirrung gebrachte indische Reiterei sich wieder ordnen und vor der Flanke in Linie formieren konnte, jagte Alexander mit der gesamten Reiterei seines rechten Flügels heran, so daß Porus neue Reiter und Wagen seines rechten Flügels dem hart bedrohten linken zuhilfe senden mußte. Kaum aber setzte sich diese Reitermasse in Bewegung, so fiel ihr die schwere macedonische Reiterei in die Flanke und in den Rücken, so daß die Indier nach zwei Seiten Front machen mußten, aber geworfen wurden, ehe ihnen das gelang, worauf sie hinter den Elefanten Schutz suchten; dieser indische Flügel war also geschlagen.

Als Porus, der auf einem Elefanten sitzend am linken Flügel hielt, die üble Wendung der Schlacht sah, ließ er sofort einen Teil seiner Elefanten gegen die feindliche Reiterei treiben, deren Pferde, erschreckt durch das heisere Geschrei der Rüsseltiere, scheu wendeten und zurückflohen, worauf sich die Elefanten gegen die im Sturmschritt anrückende Phalanx wendeten, deren Linie durchbrachen, ganze Reihe niederstampften oder einzelne mit ihren Zähnen durchbohrten und bei jeder Wunde, welche sie empfingen, immer wütender wurden. Obschon also die Reihen der Macedonier aufgelöst waren, hier und da nur vereinzelte Gruppen standhielten, versuchten die Trümmer der Phalanx doch, die gewaltigen Kriegstiere zu besiegen, was ihnen aber nicht gelang. Inzwischen hatte sich die indische Reiterei wieder

gesammelt, versuchte nochmals den Kampf mit der macedonischen, ward aber wiederum geworfen und rettete sich hinter die Elefanten. Um der Schlacht mit einem Schlage eine bessere Wendung zu geben, sammelte Alexander seine gesamte Reiterei zu einer dichtgeschlossenen Linie, warf sich in wildem Ungestüm auf das indische Fußvolk, zersprengte dasselbe und verfolgte es bis zu den Elefanten, bei denen nun auch das Fußvolk Schutz suchte. Bereits standen Macedonier und Indier in vereinzelten Haufen bunt durcheinander vor und hinter den Elefanten, welche auf diese Weise den Mittelpunkt der Schlachtstellung und des Kampfes bildeten, aber durch das Geschrei und Getümmel um sie her scheu und wütend gemacht wurden, zum Teil auch ihre Führer verloren hatten, heftige Schmerzen infolge zahlreicher Verwundungen empfanden, daher in blinder Wut niederstießen und niedertraten, was ihnen nahe kam.

Weil der Angriff der Macedonier bisher ohne Erfolg blieb, sie selbst in Unordnung geraten und daher nicht imstande waren, einen entscheidenden Stoß auszuführen, so ließ Alexander zum Rückzuge blasen und denselben langsam ausführen. Nachdem die Scharen sich wieder gesammelt und in Schlachtordnung aufgestellt hatten, führte er sie zu erneutem Angriffe gegen den Feind, der ja auch in große Unordnung geraten und auf Erneuerung der Schlacht nicht gefaßt war. Zugleich befahl Alexander seinen Truppen, den müden Elefanten auszuweichen, gegen welche dagegen die Schützen vorgingen, sie heftig beschossen und zurücktrieben, ja einige verwegene schlichen sich an die Elefanten heran und durchhieben ihnen mit dem Schwert die Fersen. Vor Schmerz brüllend, stürzten die Riesentiere nieder und lagen hilflos am Boden, oder sie wandten sich wütend gegen ihre Angreifer, wankten gegen die Phalanx, welche sie aber nicht mehr fürchtete, seit sie die Elefanten wehrlos zu machen gelernt hatte. Da gab Alexander, an der Spitze der Reiterei vor-

rückend, das Zeichen zum Angriff. Mit eingelegter Lanze trabte die Reiterei gegen den Feind, indem zugleich auch die Phalanx vorrückte, dicht Schild an Schild gelehnt und die langen Speere wie einen Stachelwall vorstreckend. Diesem Doppelangriffe konnte der Feind nicht widerstehen, die Indier flohen aus dem Gemetzel ins freie Feld, nach den Sümpfen oder ins Lager, um dem sicheren Tode zu entgehen, verfolgt von jenen Brigaden der Macedonier, die am jenseitigen Flußufer stehen geblieben waren, den Fluß aber bei Beginn der Schlacht überschritten hatten und nun ihre von achtstündigem Kampfe ermüdeten Kameraden ablösten. An 20000 Indier waren gefallen, darunter zwei Söhne des Porus, alle Obersten, Wagen- und Elefantenlenker, 3000 Pferde und 100 Elefanten, wogegen 80 dieser Kriegstiere gefangen wurden.

Wie nun Porus die Niederlage der Seinigen sah, suchte er den Tod, doch sein goldener Panzer und die Klugheit seines Elefanten schützten ihn. Da traf ihn ein Pfeil in die Schulter, und nun wandte er seinen Elefanten zur Flucht. Alexander hatte ihn jedoch bemerkt und jagte ihm nach, um ihn gefangen zu nehmen. Doch diese Anstrengung war dem treuen Bukephalos zu viel, erschöpft und sterbend brach er plötzlich zusammen. Jetzt sollte der Fürst von Taxila den Porus verfolgen, welcher sich jedoch mutig gegen seinen Landsmann wandte und ihm den Speer so gewaltig gegen Schild und Panzer schleuderte, daß der Verfolger es vorzog, zurückzuweichen und den Gegner entfliehen zu lassen. Hierauf schickte Alexander andere indische Fürsten dem Porus nach, um diesen aufzufordern, sich gefangen zu geben. Porus, erschöpft von Blutverlust, matt vor quälendem Durst und rings von Feinden umgeben, hielt seinen Elefanten an, ließ ihn niederknieen und sich von demselben mittels des Rüssels herabheben, trank, rastete ein wenig und ließ sich dann zu Alexander führen. Dieser kam ihm

entgegen, bewunderte die Schönheit des Greises und dessen edlen Stolz und fragte ihn endlich, wie er wollte behandelt sein. „Königlich“, erwiderte Porus kurz, worauf Alexander antwortete: „Das verstehe sich von selbst, er wünsche daher zu wissen, ob Porus etwa noch einen besonderen Wunsch habe.“ Dieser antwortete jedoch: „In meinem Worte ist alles enthalten.“

Alexander hatte am Indus Erfahrungen genug gemacht, daß eine persönliche Beherrschung Indiens bei der großen Verschiedenheit der Indier von Griechen und Persern u. s. w. undenkbar sei, weil diese Völker an Sitte, Sprache, Gewohnheiten, Glauben und Beschäftigung zu sehr voneinander abwichen. Wollte er daher Einfluß auf die Bevölkerung haben, so konnte dies nur mittels befreundeter, ergebener Fürsten geschehen. Einen solchen fand er in dem mutigen, ehrenhaften Porus, welchem er daher nicht nur sein Reich beließ, sondern es noch vergrößerte, wodurch er sich dessen treue Freundschaft erwarb. Doch reizte es ihn, das wunderbare Land, in welchem ihm alles neu war, weiter kennen zu lernen und den Völkern desselben seine Überlegenheit zu zeigen, weshalb er bis an den Ganges vordringen wollte, wo er das Ende der Welt und ein Meer zu finden hoffte. Man hatte ihm so viel von den großen volkreichen Städten, gewaltigen Tempeln, Türmen und den himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen erzählt, daß er jene Gegenden mit eigenen Augen sehen wollte. Weil aber einige Bergvölker sich empörten, mußte sich Alexander nach dreißigtägiger Rast gegen dieselben wenden.

Am hartnäckigsten trat Sangala, die Hauptstadt der Kathäer, dem Fremdling entgegen. Sie lag an einem See, hatte starke Mauern, in der Nähe einen Berg, welchen ihre Streitwagen in dreifacher Reihe umschlossen. Alexander stellte sich vor der Stadt in Schlachtordnung auf und beschloß, die Wagenburg

auf dem Berge anzugreifen, weil sie ihm wenig dicht zu stehen schien. Er ging also mit Reiterei gegen sie vor, wurde mit einem Hagel von Speeren, Pfeilen und Steinen empfangen und überzeugte sich bald, daß er mit Reiterei gegen eine Wagenburg nichts ausrichten konnte. Daher wich er zurück und holte schwerbewaffnetes Fußvolk heran zum Sturme. Lange ward heftig gestritten, ehe die Indier von der ersten Wagenreihe zur zweiten und dann zur dritten zurückwichen, um sich dann in die Stadt zu werfen, welche Alexander nun belagerte, Bresche in die Mauer legte, die Stadt erstürmte, niedermetzeln ließ, was man erreichen konnte, und dann die Stadt zerstörte. Nun unterwarfen sich die übrigen Städte, deren Fürst in bunten, gold- und edelsteinreichen Kleidern, mit Perlenschnüren behangen unter schallender Musik nahte und kostbare Geschenke brachte, darunter viele Tigerhunde, die für die Macedonier etwas bis dahin nicht Gesehenes waren und sich ganz besonders zur Löwen- und Tigerjagd eigneten.

22. Die Umkehr.

(326 v. Chr.)

Hier am Hyphasis hörte Alexander von den schönen, reichen Ländern im Osten, von den stattlichen Städten mit turmhohen Tempeln und hallenreichen Palästen mit schönfarbigen Figuren an den Außen- und Innenwänden, von kunstfertigen Völkern, welche buntfarbige seidene Gewänder verfertigten und mit funkelnden Edelsteinen, Gold- und Silberstickerei schmückten, von wilden, Holzschanzen tragenden Elefanten und streitbaren Heeren.

Da stieg in ihm das Verlangen auf, auch sie zu besiegen und seine Überlegenheit im Kriegführen zu zeigen und das Land bis zum Ganges sich zu unterwerfen. Daher sammelte er Nachrichten und Berichte über jene Länder, die nie ein Europäer betreten und gesehen hatte und bereitete sich zu dem großen Zuge vor, der ihn weiter und weiter von Persien und Macedonien entfernte. Anders dachten die Macedonier, denen es in den Indusländern nicht behagte, wo ungeheure Hitze und Regenzeiten belästigten, Sitten, Sprache und Speisen gar zu eigentümlich waren. Sie sahen es ungern, daß Alexander Gefahr auf Gefahr häufte und sie immer weiter von der Heimat wegführte, die schon in einer Wegestrecke von drei Monaten hinter ihnen lag. Traurig saßen sie gruppenweise im Lager beisammen, beklagten die Eroberungssucht des Königs, der nicht müde wurde, ferne Länder zu unterwerfen und dann Fremdlinge als Beamte in den eroberten Ländern anstellte, die Macedonier nur als Garnisonen benutzte.

In trauriger Lage befanden sie sich trotz der glänzenden Eroberungen. Die Hufe der Pferde waren abgenutzt, die Waffen der Krieger stumpf und schadhaft, die Kleider zerrissene und geflickte Lumpen, und dazu regnete und donnerte es fürchterlich siebzig Tage hindurch, waren weite Strecken überschwemmt, die Luft feucht und dunstig, an Kleidern und Lebensmitteln Mangel, und bei Krankheit blieb man hilflos in fremdem Lande liegen. Dazu kamen weite anstrengende Märsche durch morastige Gegenden, über pfadlose, regentriefende Gebirge, und keine Aussicht, die Frucht des Geleisteten daheim in Ruhe bei Frau und Kindern, Eltern, Verwandten und Bekannten zu genießen. Der Unmut im Heere stieg von Tag zu Tag, bis man sich endlich dahin einigte, unerschrocken und beharrlich zusammenzuhalten, das Weitermarschieren zu verweigern, dagegen die Heimkehr zu verlangen.

Diese Mißstimmung des Heeres blieb dem Könige nicht lange verborgen, und er empfand es übel, daß sein Heer sich seinen Plänen widersetzte, denn er meinte, der Krieger müsse ihm unweigerlich dahin folgen, wohin er geführt werde, dafür erhalte er Sold und erwerbe sich Ruhm. Diesem Widerstreben des Heeres Einhalt zu thun, versammelte Alexander seine Generale, um ihnen seinen Willen mitzuteilen und mit ihnen angeblich zu überlegen, ob es besser sei, weiter zu ziehen oder umzukehren. Er teilte ihnen also mit, es sei seine Absicht, weiter nach Osten zu ziehen, in Gegenden, deren Herrlichkeit, Reichtum und Schönheit er ihnen in den glänzendsten Farben ausmalte, doch die Generale hörten ihn schweigend an, zeigten nicht das geringste Interesse, ja wollten sogar nicht einmal sprechen, so oft er sie auch dazu aufforderte. Endlich erhob sich der greise Koinos, um verständig zur Umkehr zu mahnen. Je mehr Alexander vollbracht habe, um so mehr sei es Zeit, den Unternehmungen endlich ein Ziel zu setzen, um sich den Genuß des Gewonnenen zu sichern. Alle sehnten sich nach der Heimat, nach Vater und Mutter, Frau und Kindern, Geschwistern und Freunden, um bei diesen in der Erinnerung an ein thatenreiches Leben und im Genuß des Ruhmes und des Erworbenen, was Alexander mit ihnen geteilt habe, den Rest des Lebens zu verbringen. Zu neuen Thaten sei das Heer nicht mehr geeignet, Alexander möge es heimführen, ein neues Heer sammeln und mit diesem seine Heerzüge fortsetzen. Koinos fand allgemeine Zustimmung, ja viele konnten sich der Thränen nicht enthalten, als er von der Heimkehr in das Vaterland sprach.

Alexander fühlte sich durch diesen Widerspruch gegen seinen kund gegebenen Willen sehr verletzt und entließ in Ungnade die Versammlung, berief sie aber am anderen Tage wieder, um ihr zu erklären, daß er niemanden zum Bleiben zwingen wolle,

vielmehr es jedem freistelle, in die Heimat zurückzukehren; dort möge er verkünden, daß er den König mitten im Feindeslande verlassen habe. Diese unpassende Drohung machte keinen Eindruck, weil sie unverständig war. Trotzig wandte aber Alexander seinen Generalen, denen er so viel zu verdanken hatte, den Rücken und hielt sich drei Tage in seinem Zelte eingeschlossen, weil er voraussetzte, das Heer werde sich darüber beunruhigen und sich bereit erklären, mit dem Könige nach dem Ganges zu gehen. Doch das Heimweh war einmal in den Gemütern der Soldaten erwacht, und der Mühsale des steten Umherziehens in ganz fremden Ländern waren gar zu viele. Daher blieben die Soldaten bei ihrem Beschlusse und ließen den König trotzen. Nun begriff Alexander, daß er nachgeben müsse, berief am vierten Tage Offiziere und Heer, um ihnen anzuzeigen, daß er sich zur Umkehr entschlossen habe. Allgemeiner, endloser Jubel brach bei diesen Worten unter den Kriegern aus. Man weinte und jauchzte vor Freude und pries den König, welcher, stets unbesiegt, von seinen Macedoniern sich habe besiegen lassen. Um ein Zeichen für das Endziel seines Heerzuges zu hinterlassen, ließ Alexander zwölf turmartige Altäre errichten, opferte auf jedem derselben, ließ Kampfspiele abhalten und trat, vom Regen arg belästigt, mit seinem Heere den Rückzug an, auf welchem ihm die indischen Fürsten mit Geschenken entgegen kamen.

Inzwischen ging die Regenzeit zu Ende, kehrten die Flüsse in ihr Bett zurück und standen die Reisfelder weit und breit in üppigstem Grün, Gärten und Felder in buntem, duftigem Blumenschmuck. Da begann auf den waldigen Anhöhen der Vorberge ein unaufhörliches Schnarren von Sägen, ein eintöniges Konzert von Axtschlägen, ein Klopfen, Hämmern und rastlose Geschäftigkeit, denn hier wurden Massen von mächtigen Waldbäumen gefällt, zersägt und zu Fahrzeugen verarbeitet,

deren man Hunderte von kleinen und großen zimmerte, um auf ihnen einen Teil des Heeres den Fluß hinabfahren zu lassen. Kaum war ein Monat verflossen, so lagen an 2000 solcher Fahrzeuge fahrbereit am Ufer und wurden nun mit seekundigen Kleinasiaten und Phöniziern bemannt. Von dieser Flotte sollten achtzig Fahrzeuge als Kriegsschiffe, zweihundert zum Fortschaffen der Pferde, Kriegswerkzeuge, Lebensmittel u. dgl., die übrigen zur Aufnahme der Mannschaft dienen.

Als alles fertig war, berief Alexander alle Offiziere um sich, um ihnen genaue Verhaltungsbefehle über Ordnung, Reihenfolge der Schiffe u. s. w. zu geben. Der König wollte mit 8000 Mann auserlesener Truppen zu Schiffe gehen und Nearch sollte die ganze Flotte befehligen, während die übrigen Truppen in zwei Heerhaufen geteilt wurden, von denen je einer an dem einen Ufer des Flusses hinabziehen, nach drei Tagen Halt machen und die Flotte erwarten sollte. Ehe man abmarschierte, wurden noch etliche Tage lang allerlei Wettkämpfe gehalten, viel Opfertiere geschlachtet, welche man an die einzelnen Heerhaufen verteilte, und dann begann das Einschiffen der bezeichneten Truppen, während die übrigen in Parade am Ufer aufgestellt waren. Alexander opferte am Ufer den heimatlichen Göttern und dem Stromgotte, bestieg dann sein Schiff, spendete den Flußgöttern aus goldener Schale das letzte Opfer, und nun gaben die Trompeten das ersehnte Zeichen zur Abfahrt, während die Krieger ihren Schlachtruf ertönen ließen, die Ruder aller Schiffe in gleichem Takt in die Wellen schlugen, daß sie rauschend aufschäumten. Vorauf dem Geschwader, auf welchem bunte Segel flatterten und rauschten, schwammen die achtzig Kriegsfahrzeuge.

„Mit nichts ließ sich das Rauschen des Ruderschlags vergleichen“, berichtet Arrian, „der auf allen Schiffen zugleich sich wechselnd hob und senkte, dazu das gleichmäßige Rufen der

Lotsen, wenn die Ruderer ruhen oder wieder beginnen sollten, das Hoihogeschrei der Matrosen, mit welchem sie die Arbeit wieder begannen. Zwischen den hohen Ufern wiederhallte dann hundertfach das Rufen und den Rudergesang wiederholte das Echo. Dann wieder umschlossen Wälder den Strom, und fern in der Waldeinsamkeit wiederhallte der Fahrenden Ruf. Zu Tausenden standen die Indier an den Ufern und sahen staunend das fahrende Heer und die Streitrosse auf den Schiffen mit wehenden Wimpeln und die wunderbare, stets gleiche Ordnung der Geschwader. Sie jauchzten dem Rufe der Ruderer entgegen und zogen singend am Stromufer mit hinab."

Nach drei Tagen fand man die beiden vorausgesandten Heeresabteilungen am Ufer, rastete zwei Tage, um die Nachhut abzuwarten, und erreichte dann die gefährliche Stelle, wo der Acesines in engem Bett unter starkem Wellenschlag und heftigen Strudeln in den Hydaspes mündet. Bald hörte man im Süden gewaltiges Brausen wie Meeresbrandung bei hohler See, welches immer mächtiger wurde. Zugleich verengten die Ufer das Flußbett mehr und mehr, und bald sah man die wild wogende, schaumbedeckte Brandung da, wo der Hydaspes sich in schnurgerader Richtung unter einem rechten Winkel gegen den Acesines stürzt, in strudelnder, tobender Wut und wie schäumend vor Zorn ihn beseitigen will, bis er mit ihm vereint pfeilgeschwind unter betäubendem Rauschen zwischen engen Ufern dahinschießt. Da gab es für die Matrosen schwere Arbeit und hieß es, unerschrocken der Gefahr ins Auge blicken. Denn der Strom riß mit Allgewalt die Schiffe mit sich fort, so daß deren Steuerleute nur mit Aufgebot aller Kraft die Richtung des Fahrzeuges innehalten konnten, damit es nicht gegen andere Fahrzeuge oder ans Ufer geworfen werde. Trotzdem wurden manche Schiffe in den Strudel gerissen, kreisend in demselben herumgetrieben, wobei die Ruder zerbrachen, beim

Anrennen an Felsen oder andere Schiffe Lecke in die Schiffsflanken gestoßen wurden. Besonders gefährdet waren die langen Schiffe, von denen auch zwei gegeneinander rannten und zerschellten, wogegen die breiten Lastschiffe von den Wellen in guter Richtung erhalten wurden. Auch Alexanders Fahrzeug geriet in den Strudel, so daß er bereits das Oberkleid ablegte, um sich durch Schwimmen zu retten. Doch entging das Schiff durch die Anstrengungen der Matrosen der Gefahr. Eine Stunde weiter abwärts ward der Strom ruhiger, so daß man landen und die beschädigten Fahrzeuge ausbessern konnte.

23. Alexander in höchster Lebensgefahr.

(326 v. Chr.)

Als Alexander mit Heer und Flotte die Zuflüsse des Indus hinabzog, nahmen ihn Städte und Völker gastfreundlich auf, weil sie die Masse der fremden Krieger erschreckte. Es wohnten an diesen Strömen aber auch kriegerische Volksstämme, welche den Durchzug eines fremden Heeres um so weniger gestatten wollten, als es dabei wohl nie ohne Gewaltthaten, Plünderung und Verheerung vonseiten der Durchziehenden mag abgegangen sein: dem Alexander waren solche Zwischenfälle angenehm, weil sie ihm Gelegenheit gaben, Gefechte zu liefern, und er es für notwendig hielt, den Indiern seine Überlegenheit der Waffen zu zeigen und sie dadurch für seinen Willen und seine Pläne fügsamer zu machen. Ein solcher Heerzug galt den kriegerischen Malliern, deren Gebiet zwar eine wasserlose Wüste von mehreren Meilen Breite vom Indusflusse trennte, die aber trotzdem Alexanders Recht, ihnen Befehle zu erteilen, nicht anerkennen wollten.

Sie besaßen ja 60000 Streiter, 10000 Reiter und 700 Streitwagen, durften also sicher darauf rechnen, die Fremdlinge siegreich zurückzuweisen. Um ihnen zu zeigen, daß er auch mit geringerer Heeresmacht zu siegen wisse, griff sie Alexander von drei Seiten zugleich an, und namentlich auch von der Wüste aus, weil sie von dort her keinen Angriff erwarteten. Zu diesem Zwecke ließ Alexander seine Truppen mit Wasser und Lebensmitteln versehen, durchzog dann in Eilmärschen die acht Meilen breite Wüste und überraschte die sorglos lagernden Feinde. Ehe diese recht begriffen, woher so plötzlich die Feinde gekommen waren, und ehe sie sich zu regelrechtem Kampfe ordneten, wurden sie zu Tausenden niedergehauen und der Rest in die nahe Stadt getrieben, welche Alexander sofort mit seinen Reitern umzingelte, beim Sturm die Mallier zu Tausenden niedermetzelte und selbst die Fliehenden massenweise erschlagen ließ. Nun unterwarfen sich die anderen Städte, und konnten die Macedonier weiter ziehen.

Vor einer anderen Stadt der Mallier traf den Alexander jedoch ein schwerer Unfall, und er entging nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tode. Als er mit etwa 5000 Reitern über den Hyarotis gegangen war, traten ihm 50000 Mallier entgegen, um ihm den Weg zu verlegen. Weil Alexanders Truppen in Zwischenräumen zwischen den einzelnen Corps marschierten und das Fußvolk noch zurück war, ließ Alexander durch allerlei Plänklerangriffe, Schwenkungen u. s. w. den Feind so lange hinhalten, bis seine Schützen herangekommen waren, denen sofort auch das Fußvolk folgte. Sobald die Indier den Feind in geschlossener Linie sich gegenüber sahen, verloren sie den Mut und flohen in ihre wohlummauerte Stadt zurück. Alexander folgte ihnen dorthin und umzingelte die Feste mit seiner Reiterei, doch waren seine Truppen von der Hitze und dem weiten Marsche so ermattet, daß er ihnen Zeit zur Erholung geben

mußte. Am anderen Morgen begann der Sturm und wurden sehr bald die Stadtthore erbrochen, worauf die Macedonier rasch gegen die feste Burg in der Stadt vorrückten, welche mit starken Mauern und wohlbemannten Türmen versehen war und deren Verteidiger unverzagten Widerstand leisteten. Zwar untergruben die Macedonier die Mauer, um sie zum Einsturz zu bringen und Bresche zu legen, brachten auch ein paar Sturmleitern heran und begannen auf denselben nach den Mauerzinnen emporzusteigen, doch da sauste ihnen von den Türmen ein ununterbrochener Pfeilregen entgegen und scheuchte die Angreifer zurück. Vergebens wiederholten die Macedonier ihre Versuche, sie wurden allesamt abgewiesen, und die Macedonier hielten einen Erfolg für unmöglich. Um seinen zaghaften Kriegern ein Beispiel zu geben, erstieg Alexander eine Leiter, in der Linken den Schild, in der Rechten das Schwert, und ihm folgten Prucestes und Leonnatus auf derselben Leiter, während Abreas auf einer zweiten nach der Mauerzinne emporstieg.

Bereits ist Alexander bis zur Zinne vorgedrungen. Den Schild vor sich auf die Leiter stützend, zugleich kämpfend und sich wehrend, stürzt er die Indier, die von oben herab auf ihn losschlagen, rücklings von der Mauer, indem er ihnen mit dem kurzen Schwerte in die Füße haut, gewinnt freien Raum und betritt die Zinne. Ihm folgen die drei anderen und ersteigen auch die Oberfläche der Mauer. Unter lautem Geschrei folgen ihm nun die Soldaten, klimmen auf der Leiter empor, Mann dicht hinter Mann, da bricht dieselbe unter der übergroßen Last, und nun steht Alexander in furchtbarer Abgeschiedenheit und Verlassenheit mit seinen drei Gefährten auf der Zinne und hört das Jammergeschrei seiner Truppen, welche seine Gefahr erkennen und doch nicht zu helfen vermögen. Die Indier erkannten an der glänzenden Rüstung und dem mächtigen Helm=

busch, daß der Mann auf der Zinne der König sein müsse, und überschütteten ihn mit Pfeilen, Spießen nnd Steinen, die sie von den Türmen und aus der Burg herauf gegen ihn schleuderten, so daß Schild, Panzer und Helm vom Geprassel der Geschosse erdröhnten. Die Macedonier riefen dem Könige zu, wieder herab zu ihnen zu springen, doch Alexander sah, daß die Mauer nach der Stadtseite niedriger und der Sprung ungefährlicher war, sprang also in tollkühner Verwegenheit von der Mauer hinab in die Stadt, lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer und erwartete in schrecklicher Verlassenheit den Ansturm der Feinde.

Siegesgewiß dringen die Feinde heran, doch Alexander durchbohrt mit dem Schwerte deren Führer, zerschmettert einem zweiten durch einen Steinwurf den Schädel, haut einen dritten und vierten nieder, worauf die Indier zurückweichen, um den König aus sicherer Ferne mit Pfeilen zu beschießen, mit geschleuderten Spießen und Steinen zu überschütten. Alexander schützt sich zwar durch den vorgehaltenen Schild, aber bereits schwindet bei den Anstrengungen dieses harten Kampfes die Kraft. Da stellen sich ihm Prucestes, Leonnatus und Abreas schützend zur Seite, doch bald sinkt Abreas, von einem Pfeile durchbohrt, sterbend nieder. Die Indier erheben ein Freudengeschrei und verdoppeln ihre Anstrengungen gegen die drei Macedonier. Pfeile schwirren in Masse heran, von denen einer Alexanders Panzer durchbohrt und in die Brust eindringt. Ein Blutstrahl springt hervor, der Atem stockt, trotzdem will Alexander noch kämpfen, weil er, nur die Feinde im Auge, die Wunde nicht bemerkt. Doch bald ermattet er, seine Glieder werden kalt, die Kniee wanken. Er röchelt, das Auge bricht, und kraftlos sinkt er auf seinen Schild nieder. Die Indier erheben ein lautes Jubelgeschrei, welches die Macedonier draußen vor der Mauer mit Entsetzen hören, da sie dessen Ursache ahnen, und

nun verdreifachen die Indier ihre Angriffe. Ganze Schwärme von Pfeilen fliegen heran und schlagen prasselnd an die Schilde, mit denen Leonnatus und Prucestes auf je einer Seite den am Boden liegenden König decken. Unaufhörlich saust Pfeil auf Pfeil heran, trifft klappernd an die Schilde der beiden Macedonier, welche auch bereits zu ermatten beginnen und nur mühsam ihre Schilde aufrecht erhalten. Hilf- und fast wehrlos stehen sie einsam in der feindlichen Stadt, vor sich die Unmenge der Feinde, zu ihren Füßen den verblutenden König. Sie halten sich für verloren und sind bereit, mit ihrem Könige und für denselben zu sterben. Ihre Kräfte schwinden bei dem ungleichen Kampfe, der sie wehrlos macht, sie fangen bereits an zu wanken, der Schild droht dem matten Arme zu entgleiten, da im letzten Augenblicke kommt Hilfe, steigen Macedonier über die Mauer nieder in die Stadt.

Vor den Mauern der Stadt hatte inzwischen das Heer in größter Unruhe gestanden, den König in die Stadt springen sehen und das Freudengeschrei in derselben gehört. Alexander war verloren, wenn er nicht schleunigst Beistand erhielt. Aber wie über die Mauer kommen? Jede Minute des Zögerns bedrohte das Leben des Königs. Da galt es schnelles, tolles Wagen: Man schlug Pflöcke in die Mauer als Sprossen zum Aufsteigen, stellte sich auf dieselben und ließ Kameraden auf die Schultern treten, bis sie die Mauerzinnen erreichten. Die oben Angekommenen sehen den König am Boden liegen, neben ihm den Abreas, sehen auch den Prucestes fallen, schreien laut auf vor Jammer und Zorn, springen sofort hinab in die Stadt, stellen sich vor ihren König, rücken dicht verschildet vor und drängen die Indier zurück. Dies alles war das Werk von wenigen Minuten. Andere reißen die Burgthore auf, heben deren Flügel aus den Angeln und stürzen unter Geschrei der Wut in die Burg, wo sie ohne Unterschied erschlagen, was sie

mit Schwert und Lanze erreichen können. Inzwischen trägt man den König auf seinem Schilde hinaus ins Lager und versucht, den Pfeil aus der Wunde zu ziehen. Ein Widerhaken verhindert dies. Bei dem Schmerz dieses Zerrens am Pfeil erwacht Alexander aus der Ohnmacht und bittet, mit seinem Schwerte die Wunde zu erweitern, um den Pfeil herausziehen zu können. Man thut es und entfernt glücklich den Pfeil. Doch nun ergießt sich reichliches Blut, sinkt Alexander wieder in Ohnmacht, stehen seine Freunde weinend um sein Bett, die Macedonier jammernd vor dem Zelt und verbringen alle eine sorgenreiche Nacht.

Als die Nachricht von des Königs schwerer Verwundung zu den entfernt garnisonierenden Regimentern gelangte, rief sie allgemeine Mutlosigkeit hervor. Wer sollte das Heer nun heimführen durch weite Provinzen, über Gebirge und Ströme, durch Wüsten und kriegerische Völker? Man war so verzagt, daß man die Meldung des Königs, er werde bald im Lager erscheinen, nicht glaubte, dieselbe vielmehr für ein Machwerk der Generale hielt, um die Gemüter zu beruhigen. Denn allgemein hielt man Alexander für tot. Indessen war die Wunde nach sieben Tagen so weit geheilt, daß Alexander außer aller Gefahr war und sich zum Heere begab, um etwaigen Unordnungen infolge falscher Berichte vorzubeugen. Er ließ sich nach dem Flusse und auf eine Jacht tragen, auf derselben ein Zelt errichten und sich ohne Ruderschlag den Fluß hinabtreiben, so daß er nach vier Tagen das Lager des weiter vorgerückten Heeres erreichte, wo noch viele überzeugt waren, man bringe nicht den lebenden, sondern den toten König. Tausende standen am Ufer und erwarteten in großer Erregung die Jacht mit dem Purpurzelte, welche bald auch aus der Uferwaldung hervorschwamm. Als sie dem Lager näher gekommen war, ließ Alexander das Zelt wegnehmen, damit ihn alle sehen könnten, und breitete

den treuen Kriegern die Arme entgegen. Unendlicher Jubel brach los, als die Soldaten ihren König lebend nahen sahen. Sie streckten ihm die Arme entgegen, grüßten ihn durch Zuruf und Händewinken, und viele weinten vor Freude. Als das Fahrzeug am Ufer angelegt hatte und der König ans Land getragen war, bestieg er sein Roß und durchritt die Reihen seiner Krieger, die ihn mit unendlichem Jauchzen und Jubel empfingen, so daß Ufer und Wald weithin von dem Freudengeschrei wiederhallten. Wie Alexander nun seinen Umritt beendet hatte, nach seinem Zelte zurückkehrte, dort abstieg und in dasselbe treten wollte, drängten sich seine Macedonier freudig um ihn her. Jeder wollte ihn sehen, seine Hand, sein Knie, sein Kleid berühren, ihm einen Gruß zurufen oder Blumen zuwerfen. Seine Generale aber sagten ihm scherzend, sich der Gefahr verwegen auszusetzen, sei Sache der Soldaten, nicht die des Königs, und ein Böotier rief ihm einen Vers aus Äschylos zu: „Alexander, dem Manne die That, doch folgt der That ihr Leid."

24. Eine Entdeckungsfahrt.

(326 v. Chr.)

Als Alexander den Indus erreicht hatte, erschienen die Bewohner von dessen Ufer, versprachen Treue und Gehorsam und gaben Tribut und Geiseln. Sie brachten kostbare Geschenke: feine Webereien, Perlen, Edelsteine, bunte Schlangenhäute, Schildkrötenschalen, gezähmte Löwen und Tiger, wogegen Alexander an geeigneten Stellen Städte gründete und mit Macedoniern besetzte, um seine Herrschaft zu sichern und den Verkehr zu be-

leben. Endlich hatte er im zweiten Monat des Jahres 326 den unteren Indus erreicht, dessen Mündung er nun zu untersuchen beschloß. Die Landschaften am Flußufer nahmen einen anderen Charakter an, denn die Wüsten traten zurück, und der gewaltige Strom teilte sich wiederholt in mehrere Arme. An seinen Ufern breitete sich ein weites, fruchtbares Marschland aus, und zwar erstreckte sich nach Osten zu einförmiges Flachland bis in unabsehbare Ferne, wogegen im Westen hinter der Ebene ein mächtiges Gebirge aufstieg. Je weiter man nach Süden vordrang, um so mehr näherte sich das Gebirge dem Strome, bis dessen westlicher Arm dicht am Gebirgsfuße dahinfloß, um in langgeschweifter Windung nach meilenlangem Laufe wieder zum Hauptstrome zurückzukehren. Überall glich das Land einem wohlgepflegten Garten, denn Weinberge umgrünten die Hügel, Weihrauchstauden dufteten auf trockenem Boden, Wiesen und Gärten prangten im Schmuck bunter Blumen von prachtvollen, lebhaften Farben, und unabsehbare Maisfelder zogen sich an den feuchten Uferstrecken dahin. Überall begegnete man Städten und Flecken, und lebhafter Verkehr herrschte auf den Flußarmen. Dagegen war die Bevölkerung dunkler gefärbt als am oberen Flußlauf; hier herrschte die Priesterkaste der Braminen unbeschränkt über Fürsten und Völker, deren tägliche religiöse Handlungen bis ins kleinste vorgeschrieben waren und pünktlich befolgt werden mußten. Diese Priester hetzten hier und da auch die Bevölkerung gegen die Fremdlinge auf, und es kam daher nicht selten zu blutigen Gefechten, Erstürmung und Zerstörung von Städten. Dagegen unterwarf sich Möris, Herrscher im Indusdelta, freiwillig den Macedoniern und belehrte den König über die Flußmündungen und das Meer, welche beide Alexander nun erforschen wollte, um zu erfahren, ob man auf dem Meere nach dem Euphrat-Tigris gelangen könnte.

Aus den verschiedenen Berichten, welche Alexander von den Uferbewohnern einzog, konnte er mit Sicherheit entnehmen, daß sich der Indus in dasselbe Meer ergieße, in welches Euphrat und Tigris damals noch getrennt mündeten. Es kam nun darauf an, sich von der Wahrheit dieser Berichte zu überzeugen, denn falls sich die Aussagen der Indier bestätigten, konnte man einen Handelsverkehr zur See zwischen Babylonien und Indien herstellen. Daher ward die günstig im Stromdelta gelegene Stadt Pattala erweitert, befestigt, mit Schiffswerften und Hafen versehen, und in der baumlosen Umgegend mußten die Eingeborenen Brunnen graben, damit Karawanen vom Ganges her durch diese Ebenen, die bisher wegen Wassermangels ungangbar waren, zum Indus gelangen könnten. Hierauf untersuchte Alexander den westlichen und östlichen Flußarm, wobei ihn fliegende Corps nach der Landseite zu decken mußten.

Auf den schnellsten und besten Schiffen fuhr Alexander den westlichen Stromarm hinab, was für ihn um so gefährlicher war, als er keinen des Stromes kundigen Eingeborenen erlangen konnte, denn alle Flußanwohner flohen bei der Annäherung der Macedonier; dazu war es gerade mitten im Sommer, der Strom sehr wasserreich, weil die Schneelager der Gebirge seines Ursprungs und seiner Nebenflüsse schmolzen. Die Ufer waren zum Teil weithin überschwemmt, und der Strom selbst hatte einen reißenden Lauf wegen der ungeheuren Wasserfülle. Wehte der Wind von Süden her, und das geschah sehr bald, weil die Halbjahrswinde eben wechselten, so trieb er das Seewasser weit in den Fluß hinein und hinauf, hinderte diesen am Weiterfließen und staute dessen Wasser auf, so daß gefährliche Strudel und Wirbel entstanden, denen die Fremdlinge nicht zu begegnen wußten. Dazu gingen die Wellen hohl, brachen sich brandend am Ufer oder übereinander, stürzten Schiffe um oder beschädigten dieselben.

Endlich gelang es, einige Eingeborene einzufangen, welche des Stromes kundig waren und dessen Eigentümlichkeiten erklären konnten.

Während man unter solcher Bedrängnis weiterfuhr, ward der Strom immer breiter und breiter, die Ufer niedriger und öder, endlich in der Ferne kaum noch erkennbar, und fühlte man das Wehen salziger Seeluft. Zugleich wurden Wellenschlag und Strömung heftiger, das Rudern beschwerlicher, wehte der Wind stärker, stieg der Fluß mehr und mehr, weshalb man in einen Kanal floh, um dem Andringen der Wellen zu entgehen, welche immer höher und höher, mächtiger und ungestümer wurden zum Erstaunen der Macedonier. Kaum hatte man aber die stille Zufluchtsstätte erreicht, so begann das Wasser im Strome zu sinken, die Ufer hoben und erweiterten sich, und plötzlich lagen die Fahrzeuge auf trockenem Ufer oder im Schlamm. Da ward den Macedoniern unheimlich zumute; sie wußten sich nicht zu raten und zu helfen, noch viel weniger sich den Wasserwechsel zu erklären. Endlich mußten sie aber doch Anstalt treffen, wieder in den Fluß zu kommen, begannen also an ihren Fahrzeugen zu ziehen, heben, schieben und zerren, doch hatten alle Anstrengungen keinen Erfolg und schien man für immer festgefahren zu sein. Siehe, da begann während dieser Arbeiten der Macedonier der Fluß wieder langsam anzuschwellen, emporzuwachsen, rauschend sich zu erweitern und heftig an dem festeren Ufer zu branden. Die Macedonier sahen verwundert diesem neuen Anwachsen des Flusses zu, der nun auch ihre Fahrzeuge aus dem Schlamme hob. Indem er aber über die schlammigen Ufer hin und her wogte und heftig am festeren Ufer brandete, trieb er auch die Fahrzeuge hin und her, stürzte auch wohl das eine und andere um oder schleuderte zwei gegeneinander, daß sie zerschellten und versanken. Hilf- und ratlos trieben die entsetzten Macedonier mit ihren Fahrzeugen, über

welche sie keine Gewalt mehr hatten, ohne Ordnung und Ziel auf und nieder, hin und her, werden hier ans Land gedrängt, dort bei der immer heftiger anschwellenden Wassermenge gegeneinander geworfen. Die Macedonier glaubten, einem Zauberer in die Gewalt geraten zu sein, denn ihnen waren Ebbe und Flut, welche sie hier erlebten, unbekannte Dinge. Zehn Meilen entfernt von der zwei Meilen breiten Strommündung lernten sie Ebbe und Flut kennen, die um so ungestümer eintraten, weil die gewaltige Wassermasse des Stromes sich den eindringenden Meereswellen widersetzte, um sich einen Abfluß zu erkämpfen. Erst als die Macedonier die regelmäßige Wiederkehr dieser Wasserbewegung erkannten, lernten sie der Gefahr begegnen.

Nachdem Alexander das Wesen der Ebbe und Flut erkannt und ihm zu begegnen gelernt hatte, sandte er zwei Schiffe aus, um einen Landungsort an der Küste ausfindig zu machen. Als die Seeleute mit der Meldung zurückkehrten, daß sie einen geräumigen Hafen und Trinkwasser gefunden, fuhr Alexander mit einigen Schiffen bis zur Flußmündung, von wo aus er die Flußufer nicht mehr erkennen konnte, dagegen vor sich eine Wasserfläche sah, die sich endlos nach allen Seiten ausdehnte. Nachdem er noch eine öde, flache Insel untersucht hatte, welche einige Meilen von der Küste entfernt lag, kehrte er gegen Abend mit der Flut in den Fluß zurück, um am anderen Tage nochmals und weiter hinaus ins Meer zu fahren. Bald sah er dann auch rings um sich nichts als Wasser und Himmel, als Beweis, daß er sich auf offenem Meere befinde. Erfreut spendete er dem Poseidon als Meeresgott Stiere und goldene Opferschalen, die er ins Meer warf, brachte den andern See- und Schiffahrtsgöttern, sowie der Thetis, der Mutter des Achilleus, gleichfalls Opfer, indem er Goldschalen ins Meer warf, und bat um deren Schutz. Nach seiner Rückkehr nach Pattala ließ er die dortigen Bauten beschleunigen und unter-

suchte nun auch den linken Flußarm, welcher an einer Stelle ein großes, seeartiges Becken bildete, in welches sich mehrere Flüsse ergossen. An einer bequemen Uferstelle dieses Sees legte die Flotte an und rastete die Mannschaft, während Alexander mit einer geringen Anzahl bis zur Flußmündung fuhr, wo er keine Brandung bemerkte, die Küste noch drei Tagereisen entlang ruderte, um nun nach Pattala zurückzukehren. Hier ließ er an verschiedenen Uferstellen Brunnen graben, einen Hafen und mehrere Schiffswerften anlegen.

Alexander war also geographischer Forscher, Koloniegründer und Kaufmann geworden, und traf als solcher nicht minder treffliche Einrichtungen, als er sie als Schlachtengewinner zu entwerfen gewohnt war. Es blieb ihm nur noch eines zu thun übrig, nämlich untersuchen zu lassen, ob man auf diesem Meere zum Euphrat gelangen könnte. Diesem Unternehmen stellten sich manche Schwierigkeiten entgegen. Alexanders Schiffe waren für eine Seefahrt nicht geeignet und eingerichtet, sondern nur zur Flußschiffahrt, und dazu fehlte es den Seeleuten an Mitteln, sich auf dem Meere zurechtzufinden, weil es damals noch keinen Kompaß gab. Man mußte sich während der Seefahrt nach den Sternen richten und sich nahe der Küste halten, was natürlich mit mancherlei Gefahren in unbekanntem Meere verbunden war. Auch konnten die Schiffe nur für wenige Tage Lebensmittel mitnehmen, mußten also sicher sein, sich unterwegs mit denselben von Zeit zu Zeit versorgen zu können. Endlich waren die Macedonier kein Seemannsvolk, bevölkerte die Phantasie damals das Meer mit allerlei Wundertieren, Ungeheuern und Schrecknissen, und fehlte ein erfahrener, sachkundiger Admiral. Wegen eines solchen frug Alexander den getreuen, vielerfahrenen Nearch um Rat, welcher auch diesen und jenen zum Flottenführer vorschlug, doch hatte Alexander gegen jeden mancherlei Bedenken vorzubringen. Endlich erbot sich Nearch selbst zu dem

verantwortlichen Dienste, was Alexander nicht annahm, um den hochverdienten General nicht neuen Gefahren auszusetzen. Als aber Nearch bei seiner Bitte beharrte, gab Alexander endlich nach, und weil Nearch das Vertrauen der Soldaten besaß, so verloren sie die Scheu vor der Fahrt durch ein unbekanntes Meer; denn wenn Nearch die Führung übernahm, so mußte er des guten Erfolgs gewiß sein, meinten sie.

Alexander hatte sich über die Eigentümlichkeit der Halbjahrswinde belehren lassen und wußte, daß sie im Sommer von Südwest, im Winter von Nordost wehen und endlich Ostwinde werden, weshalb er die Abfahrt der Flotte auf das Ende des Oktobers verschob. Das Landheer mußte aber früher abmarschieren, weil in den Provinzen mancherlei Unordnung eingerissen war, und weil es für die Flotte an geeigneten Stellen der Küste Vorräte von Lebensmitteln niederlegen und Brunnen graben sollte. Daher blieb die Flotte in Pattala bis zum November und versorgte sich auf vier Monate mit Lebensmitteln.

25. Der Heerzug durch die Wüste.

(325 v. Chr.)

Alexander hatte bereits wunderbare Thaten verrichtet, wie im Fluge siegreich weite Länder durchzogen und deren kriegerische Bevölkerung bezwungen und unterworfen durch ein Häuflein wohlgeübter und zweckmäßig bewaffneter Truppen, welche alle Vorteile der Schlachtordnung, der Waffenart und der einheitlichen, ineinandergreifenden Bewegung einzelner Heeresteile oder Waffenarten anzuwenden verstanden. Er war über gewaltige Ströme, schnee- und eisbedeckte Hochgebirge mit Fußvolk

und Reitern gedrungen, hatte den monatelangen Regengüssen der Tropen und den hochangeschwollenen, überschwemmenden Riesenströmen Indiens getrotzt, und nun wagte er sich mit einem Heere in wasserlose Fels- und Sandwüste, um auch sie zu besiegen. Vielleicht hat er die Gefahren nicht ausreichend gekannt, die er zu bestehen unternahm, vielleicht meinte er, auch die Natur müsse sich seinem gewaltigen Willen fügen. Die verwegenste That seines thatenreichen Lebens ist sein Heerzug durch die weiten, wasser- und pflanzenlosen Wüsten Gedrosiens, durch welche keine Straße führte. Weil aber seine kleinen Flußschiffe sich nur auf kurze Zeit mit Lebensmitteln versehen konnten, so mußten sie öfter landen und Niederlagen vorfinden, wo sie Lebensmittel und Wasser einnehmen konnten. Solche mußte das Landheer anlegen und daher die Wüste durchziehen.

„Den Westen Indiens begrenzt vom Kophenflusse bis zum Meere die ununterbrochene Kette eines Gebirges, welches nur wenige Pässe durchschneiden. Hier ragen über der Meeresbrandung zerklüftete, öde Felsmassen in die Wolken hinein als unnahbare Scheidewand zwischen dem fruchtstrotzenden Indusdelta und den wüsten Küsten Gedrosiens und den Hochsteppen Arianes. Gegen Osten herrscht feuchte Tropenwärme, Wasserfülle, üppige Vegetation, reiche Tierwelt, dichte Bevölkerung mit einem vielverzweigten Handels- und Geschäftsverkehr, welchen die tausend Erzeugnisse des Landes und die Bedürfnisse einer uralten Kultur hervorrufen. Im Westen dagegen steigen nackte Felsen starr und öde übereinander empor und bilden ein Labyrinth von Felsschlünden, Klippenzügen und Bergsteppen um das Tafelland von Kelat herum, als nackte, traurige ‚Wüste der Armut‘ mit trockener Winterkälte und kurzer, sengender Sommerglut. Gegen Norden und Westen umschließen sie steile Klippenzüge, an deren Fuß die furchtbare Wüste Arianes flutet,

ein endloser Ozean mit der rötlich schillernden Atmosphäre des glühenden Flugsandes, mit dem wellenartigen Wechsel stets treibender Dünen, in denen der Wandrer sich verirrt, das Kamel untersinkt.

„Noch öder und furchtbarer ist die wüste Küste. Steigt man vom Grenzgebirge nieder in die tiefe Landschaft, so hat man im Süden das Meer, im Osten, Westen und Norden mächtige Gebirge, in der Tiefe einen Fluß als das letzte strömende Wasser dieser Gegend. Getreidefelder breiten sich am Fuße der Berge aus, Dörfer und Flecken liegen über die Ebene zerstreut, und nach Norden führen düstere Zickzackwege in die Bergwüste von Kelat, nach Westen ziehen Bergzüge bis ans Meer, an deren Westseite die Schrecken der furchtbarsten Einöde beginnen. Denn die flachsandige, glühendheiße Wüste ist ohne Gras und Strauch, durchfurcht von den Sandbetten ausgetrockneter Ströme, und die Fischerhütten, die in meilenweiter Entfernung einzeln am Strande zerstreut liegen, sind aus Fischgräten und Seetang erbaut, werden von einsamen Palmengruppen beschattet und von kümmerlich lebenden Menschen bewohnt. Eine Tagereise landeinwärts streichen nackte Klippenzüge durchs Land, von Gießbächen durchrissen, die in der Regenzeit plötzlich anschwellen, reißend und brausend zur Küste stürzen und dort tiefe Mündungsbetten auswühlen, während sie sonst das Jahr über trocken liegen, überwuchert vom Genist der Mimosen und Tamarisken und bewohnt von Wölfen, Schakals und Mückenschwärmen.

„Hinter diesen Klippenzügen dehnt sich mehrere Tagereisen breit die Wüste von Gedrosien aus, welche von wenigen wandernden Nomadenfamilien durchzogen wird, dem Fremdlinge aber Qual und Leiden aller Art bringt. Denn die kleinsten Leiden sind Einöde, Dürre und Wassermangel, so peinigend dieselben auch an sich sind, viel qualvoller wirkt die stechende Sonne,

der glühende Staub, der die Augen entzündet und das Atmen erschwert, die durchfröstelnde Nachtkühle und das schaurige Geheul hungriger Raubtiere. Nirgends findet der ermattete, lechzende Wanderer ein Obdach oder einen Grasplatz, muß vielmehr in glühendem Sande rasten. Nirgends erquickt ihn ein Trunk Wasser oder eine Frucht, denn alles um ihn her ist unfruchtbare Sand- und Steineinöde, und nirgends findet er ein Zeichen, welchen Weg und welche Richtung er einzuschlagen hat. Denn ihn umgiebt das unterschiedslose Einerlei der Einöde. Durch diese Wüste sollen Semiramis und Cyrus gezogen sein und von Hunderttausenden ihrer Streiter kaum zwanzig gerettet haben."

Alexander wählte diesen Weg, um die räuberischen Horden dieser Einöden einzuschüchtern und seine Flotte zu unterstützen, welche nicht auf lange Zeit Vorrat mit sich führen konnte und doch den Seeweg von Indien nach Persien auffinden sollte. Mit etwa 120000 Mann war Alexander nach Indien gezogen, hatte 36000 Mann Nachschub erhalten, aber Tod und Besatzungen brachten sein Heer auf 80000 Mann herab, von denen 40000 Mann den Zug durch die Wüste mitmachten. Als Alexander das Grenzgebirge überstiegen hatte und etwa 28 Meilen vom Indus entfernt war, kam er in das Gebiet feindlicher Völker, denen er Dorf für Dorf niederbrannte, die Krieger niederhauen ließ, Gefangene als Sklaven verkaufte, bis sich die Bewohner der ganzen dorfreichen Gegend unterwarfen. Er ließ alsdann hier einige Truppen zurück, um eine Kolonie zu gründen, die Flotte zu erwarten und zu versorgen.

Als man sich Gedrosien näherte, ward der heiße, flache Küstensaum breiter und öder, die Hitze erschlaffender, der Marsch beschwerlicher. Man zog tagelang durch einsame Sandstrecken, in denen von Zeit zu Zeit Palmengruppen kärglichen Schatten gegen die fast senkrecht niedersengende Sonne boten. Oft da-

gegen fand man Myrrhenbäume, die in der Sonnenglut stark dufteten wegen der Fülle des ungenutzt ausfließenden Harzes, welches phönizische Kaufleute, die mit zahlreichen Kamelen dem Heerzuge folgten, sammelten. In der Nähe von Wasser blühten stark duftende Tamarisken, und über dem Boden wucherten die Schlingwurzeln der Narde und vielrankige Dorngebüsche, in denen sich aufgescheuchte Hasen fingen. An solchen Stellen übernachtete man und machte sich aus Myrrhen- und Nardenblättern ein Nachtlager. Doch mit jedem Tage ward die Küste öder und unwegsamer; die Bäche erstarben im Sande, die Vegetation hörte auf. Man marschierte nur des Nachts und rastete am Tage, zog auch tiefer ins Land hinein, um der Einöde auszuweichen, und sandte einzelne Trupps an die Küste, um dort für die Flotte Vorräte aufzustapeln und Brunnen zu graben und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß man an der Küste nur wenige aus Walfischrippen und Seemuscheln erbaute Hütten finde. Die armseligen, stumpfsinnigen Bewohner derselben lebten meist nur von gedörrten Fischen und tranken das brackige Wasser der Sandgräben. Dies waren also die Fischesser (Ichthyophagen) der Sage und der Reisebeschreibungen Herodots.

Weiter im Lande gab es wohl einzelne Dörfer, welche das Heer nach den langen, ermüdenden Nachtmärschen, auf denen sich die strenge Kriegszucht und Marschordnung bereits lockerte, endlich auch erreichte, aber wo es wenig Vorräte fand, die man mitnehmen konnte. Diese wurden sparsam verteilt, der Rest versiegelt auf Kamele verpackt, um ihn nach der Küste zu schaffen. Doch unterwegs rissen die Wachen die Siegel ab und verteilten, von hungernden Kameraden umdrängt, die Lebensmittel. Weil Alexander solche Zuchtlosigkeit nicht bestrafte, so hörten bald Zucht und Ordnung auf, dachte jeder nur darauf, wie er sein Leben retten könnte. Da ließ Alexander neue

Vorräte sammeln, aus dem Innern des Landes Getreide, Datteln und Schlachtvieh herbeischaffen und unter Bedeckung zuverlässiger Leute nach der Küste bringen für die Seemannschaft, welche auf solche Vorräte angewiesen war.

Unter solchen Entbehrungen und Anstrengungen gelangte man in den furchtbarsten Teil der Wüste, wo mit dem steigenden Hunger auch die Zügellosigkeit, das Haschen nach einem Trunk oder einem Bissen zunahm. Auf zehn bis fünfzehn Meilen weit war kein Wasser zu finden, dazu war der tiefe heiße Sand wie ein stürmisches Meer zu hohen Dünen aufgeweht, in welche man tief einsank und sich nur mit großer Anstrengung fortschleppte. Weil nun diese mühevolle Arbeit, durch den unter den Füßen nachgebenden Sand sich durchzuarbeiten, sich unausgesetzt wiederholen mußte, so nahmen die Kräfte bald ab, blieben viele ermattet liegen. Vergrößert ward diese Belästigung noch durch die Dunkelheit der Nacht, welche nicht das Geringste wahrzunehmen gestattete, also bei Unglücksfällen ganz hilflos machte. Bei solchen endlosen Leiden und ermüdenden Anstrengungen hörten denn auch bald Zucht und Ordnung auf und nahm die selbstsüchtige Gier, sich zu retten und zu nähren, mit jedem Tage schrecklichere Gestalt an. Man schlachtete alles Zugvieh, um sich zu ernähren, sogar das der Krankenwagen, welche man dann trotz des Jammergeschreis und der Bitten der Kranken, sie nicht einem schmerzhaften Hungertode zu überlassen, erbarmungslos in der Einöde stehen ließ. Man hörte nicht auf die Klagen und Bitten der Kameraden, sondern zog mitleidlos weiter, denn die tägliche Not hatte gefühllos gemacht. Wer matt und müde zurückblieb, um zu rasten und sich zu erholen, fand kaum noch die Spuren des Heeres, welche vom Sande verweht waren, konnte die Weitereilenden nicht mehr einholen, verschmachtete daher bald unter furchtbaren Leiden, Zuckungen und Fieberphantasieen, oder verirrte sich im

Labyrinth der Dünen, bis er vor Hunger und Durst kraftlos zusammenbrach und elend verschmachtete.

„Glücklich war man, wenn man vor Tagesanbruch einen Brunnen erreichte, wo man rasten konnte. Aber es blieben Qualen genug übrig, um die Soldaten zu erschöpfen. Die Sonne brannte vom frühen Morgen ab durch rötliche Glutluft nieder, und der Sand brannte wie Feuer unter den wunden Füßen. Da stürzten denn Menschen und Tiere röchelnd zusammen, Blut drang aus Mund und Augen hervor, oder sie kauerten nieder, befallen von Wahnsinn und grinsten ihre Kameraden an, welche in losen Reihen und schweigend an ihnen vorüberwankten. Fand man endlich Wasser, so stürzte man in wilder Hast zu demselben, trank in maßloser Gier und mußte diese Unvorsichtigkeit mit qualvollem Tode büßen. Ja, als man einst in dem breiten Bette eines fast ganz ausgetrockneten Flusses den Tag über unter Zelten lagerte, brach am Abend plötzlich ein Unwetter los, füllte sich das Flußbett im Nu mit brausenden, jäh dahinschießenden Wogen, von denen Menschen und Tiere samt den Zelten weggerissen wurden, ehe man sich recht besinnen konnte, was zu thun sei. Selbst Alexanders Zelt und Waffen rissen die wütenden Wellen fort, und er selbst entging nur mit Mühe dem Tode, da ihn die rasenden Wellen fortzureißen drohten.

„So ging es Tag für Tag: stets dieselben Leiden, Gefahren und Anstrengungen und dazu noch zunehmende Ermattung und Hoffnungslosigkeit. Um das Leiden noch zu steigern, erhob sich einst noch ein heftiger Sturm, trieb die Dünen hin und her, verfinsterte mit Staubwolken die Luft, begrub oder erstickte Menschen und Tiere und verwehte die Wege, so daß sich die landeseingeborenen Führer verirrten und alle ihren Untergang für unvermeidlich hielten. Um sich wieder zurechtzufinden, mußte man das Meer aufsuchen. Daher sammelte Alexander

die beherztesten Leute um sich und beschwor sie, ihm zu folgen, um das Meer aufzufinden. Sie gehorchten und ritten gegen Süden durch hohe Sanddünen, bis ihre Pferde vom Durste gequält und ermattet kraftlos zusammenbrachen, die gleichfalls erschöpften Reiter sich nicht weiterschleppen konnten. Nur Alexander drang mit fünf Begleitern weiter vor, bis er das blaue Meer sah, ans Ufer ritt und dort mit dem Schwerte nach einer Quelle grub. Wirklich fand er auch einen Brunnen, an dessen Wasser sich alle erquickten, dann zum Heere zurückeilten und es an den Strand führten, wo man noch mehrere rieselnde Quellen fand. Auch die Führer fanden sich in der Gegend wieder zurecht, zogen mit dem Heere sieben Tage an der Küste entlang, wo es nie an Wasser mangelte, hier und da Dörfer und Vorräte gefunden wurden, bis man am siebenten Tage ins bewohnbare Land hineinzog, weil man fruchtprangende, heitere Gegenden erreicht hatte, in denen Pura, Gedrosiens Hauptstadt, lag."

Dieser Marsch durch die Wüste hatte sechzig Tage gedauert, und drei Viertel des Heeres waren dabei umgekommen. Welch ein trauriges Ende für die Besieger Persiens und Indiens, elend in der Wüste verschmachten zu müssen! Was von den Menschen und Tieren noch lebte, sah abgezehrt und entstellt aus, schlich kraftlos dahin, trug zerlumpte Kleider, und viele hatten die Waffen als wertlose Last weggeworfen. Die wenigen Pferde, die man am Leben erhalten hatte, waren abgemagert zu Gerippen, und der ganze Zug machte den Eindruck des tiefsten Elends, der Auflösung und Niedergeschlagenheit. Jetzt ließ Alexander sein Heer rasten, damit sich Soldaten und Pferde erholen, Nachzügler herankommen konnten. Dann aber strafte er die Statthalter, welche es trotz seines Befehles unterlassen hatten, auf den Wegen der Wüste Vorräte bereit zu halten. Hierauf zog man weiter nach Karamanien, ohne die Flotte zu

erwarten, weil man von derselben nirgends eine Spur oder Kunde erhielt, also annehmen mußte, daß sie auf dem unbekannten Meere zugrunde gegangen sei.

---

26. Not und Rettung der Flotte.

Als das Heer noch in Karamanien verweilte, brachte ein Mann die Nachricht, Nearch sei mit der Flotte fünf Tagereisen weit vom Heere gelandet, habe ein verschanztes Lager bezogen und werde bald selbst erscheinen. Alexanders Freude war sehr groß, und auch im Heere brach großer Jubel aus, als man von der Rettung der Flotte und von der Ankunft des Admirals hörte. Unter Hoffen und Zagen wartete man Tag bei Tag, ja es verstrich über eine Woche, doch Nearch erschien immer noch nicht. Man sandte Boten aus, welche sich nach der Flotte umsehen sollten, doch diese kamen mit der Nachricht zurück, daß sie weit und breit nichts von einer Flotte gesehen oder gehört hatten, ja einige Boten blieben ganz aus und schienen verunglückt zu sein. Da ward Alexander zornig, daß man ihn so grausam durch falsche Nachricht getäuscht habe, ließ den Verkünder jener Nachricht als einen Betrüger in Ketten legen und betrauerte um so mehr die verlorenen Offiziere und Krieger der Flotte, als er nichts zu ihrer Rettung hatte thun können. Trotzdem war die als Lüge bestrafte Nachricht eine wahrheitsgetreue. Denn als Alexander den Indus verließ, zeigten die Landesbewohner so große Lust zur Empörung gegen die macedonischen Beamten und Krieger, daß Nearch sich und seine Flotte nicht für sicher hielt, daher absegelte und einen Hafen aufsuchte, wo er 24 Tage rastete, bis ein regelmäßiger Wind

eintrat. Unter großen Gefahren fuhr er zwischen Klippen und Brandung sorgsam an der Küste entlang nach Westen, verlor bei einem Seesturm drei Schiffe, welche an Klippen scheiterten, und die übrigen Schiffe waren so sehr beschädigt, daß er einen Landungsplatz aufsuchen mußte, wo er zehn Tage rastete, um dieselben auszubessern. Unter mancherlei Kämpfen mit räuberischen Uferbewohnern gelangte er an das öde Gestade der Fischesser, wo großer Mangel an Wasser und Lebensmitteln eintrat und zur Weiterfahrt trieb. Um sicherer durch Klippen, an Vorgebirgen vorüber und durch Engen zu gelangen, nahm man einen Eingeborenen als Lotsen und ruderte an der öden Küste weiter, gequält von der sengenden Sonne und bedrängt von der Kargheit der Lebensmittel, weil die geringen Vorräte von Tag zu Tag abnahmen und die Schiffsmannschaft infolge der Entbehrungen und täglichen Leiden aller Art unzufrieden ward. In dieser Not sah man endlich die Fruchtfelder, Palmenhaine und Weinberge Karamaniens, fuhr in das Persische Meer ein, landete und lagerte am Strande, um sich von den langen Entbehrungen und Anstrengungen zu erholen. Man sandte Boten aus, erkundigte sich bei den Landeseingeborenen, ob sie etwas von einem fremden Heere gehört hätten, doch niemand konnte Bescheid geben.

Da sahen einst einige Seefahrer, welche das Land nach Lebensmitteln durchforschten, in der Ferne einen Mann in griechischer Kleidung, eilten auf ihn zu und erkannten unter Freudenthränen in ihm einen Landsmann, der ihnen erzählte, er sei vom Lager Alexanders, welches etwa fünf Tagereisen weit drinnen im Lande sich befinde, abgekommen und habe sich hierher verirrt. Unter Frohlocken führte man diesen Landsmann zu Nearch, welcher beschloß, sofort zum Könige zu reisen, um seine glückliche Landung zu melden. Er hatte indessen vor der Abreise für die Sicherheit der Flotte zu sorgen, diese und

jene Anordnung zu treffen und deren Ausführung zu leiten, so daß jener Grieche ohne ihn abreiste, um im Lager die Nachricht von der Nähe der Flotte zu verbreiten, was ihm so schlechten Dank brachte, wie oben erzählt ist.

Endlich hatte Nearch alles geordnet und machte sich mit dem zweiten Flottenführer und fünf bis sechs Begleitern auf den Weg nach Alexanders Lager. Unterwegs begegneten diese Seeleute einigen Boten, welche Alexander nochmals abgesandt hatte, um sich nach der erwarteten Flotte umzusehen. Diese Boten wandten sich an die Begegnenden, welche bleich und abgezehrt aussahen, langes Bart- und Haupthaar und zerlumpte, teerbeschmierte Kleider trugen und daher nicht erkannt wurden. Die Seeleute wandten sich mit der Frage an sie, in welcher Richtung Alexanders Lager stehe, erhielten genügende Antwort und zogen weiter. Da fiel dem Unteradmiral ein, jene Männer könnten von Alexander abgesandt sein, um die Flotte aufzusuchen, man müsse sich ihnen zu erkennen geben. Nearch stimmte dem bei, man kehrte also um, eilte den Fremden nach, holte sie auch bald ein und frug, ob sie vielleicht ausgesandt wären, den Nearch aufzusuchen. Als die Gefragten dies bejahten, trat Nearch zu ihnen mit den Worten: „Hier steht Nearch vor euch!“ Die Boten stutzten, brachen aber dann in ein Freudengeschrei aus, da sie den Nearch nun wiedererkannten, nahmen ihn und seine Begleiter in ihre Wagen und fuhren zum Lager zurück, wo sie dem Könige meldeten, Nearch sei mit sechs Begleitern angekommen.

Als Alexander dies hörte, ward er sehr traurig, denn er setzte voraus, die ganze Flotte sei zugrunde gegangen und nur jene sechs hätten sich gerettet. Da traten Nearch und Archias in sein Zelt. Alexander starrte die abgemagerten, schmutzigen Männer an, denn er erkannte sie nicht wieder. Endlich wurden ihm deren Züge doch bekannt, und nun reichte

er ihnen die Hand und weinte bitterlich, indem er sagte: „Daß ich dich und den Archias wiedersehe, läßt mich den ganzen Verlust wieder schmerzlich empfinden! Nun aber sprich: Wo ist meine Flotte und mein Heer zugrunde gegangen?“ „O König“, erwiderte Nearch, „beide sind dir erhalten, wir aber sind als Boten ihrer Erhaltung zu dir gekommen!“ Da weinte Alexander noch mehr vor Freuden, und lauter Jubel brach unter denen aus, die Nearchs Worte vernahmen.

Bald darauf kam Krateros mit einem wohlgerüsteten Heere und Elefanten an, um dem Könige neue Truppen zuzuführen, erschienen 6000 Söldner, verschiedene Satrapen mit Vorräten, Kamelen, Pferden und Zugvieh für das Heer. Alexander überließ alles seinen Kriegern, damit sie sich bei Ruhe und guter Kost erholen möchten. Natürlich wurden auch Festlichkeiten aller Art, Kampfspiele &c. veranstaltet, den Göttern auserlesene Dankopfer gebracht, Heer und Offiziere reichlich belohnt. Bei dem Festzuge ging Nearch bekränzt an der Seite des bekränzten Königs einher, wobei man ihm Blumen und Bänder zuwarf, und schließlich mußte er in einer Heeresversammlung seine Fahrt, Not und Gefahren berichten. Hierauf ordnete Alexander an, daß die Flotte bis Susa fahren, das Landheer auf bequemem Wege dorthin marschieren solle, wohin er selbst mit der Garde auf einem Umwege über die Gebirge von Pasargadä und Persepolis kommen werde.

Nach diesen Freudenfesten und Belohnungen begannen aber auch die Strafgerichte über die Statthalter, welche sich Erpressungen und Bedrückungen aller Art erlaubt hatten, wie Könige lebten, sich eine Leibgarde hielten und sich unabhängig zu machen gedachten, wenn Alexander umkomme. Von allen Seiten liefen Klagen gegen sie ein, welche Alexander streng untersuchen ließ und die Schuldigen mit dem Tode bestrafte. War doch sogar des Cyrus Grab erbrochen und geplündert,

weshalb Alexander es wieder herstellen ließ, trieb des Königs Schatzmeister großartige Unterschleife und floh endlich mit großen Schätzen nach Athen, wo man ihn aber nicht aufzunehmen wagte, sondern ihm einen Teil seines Raubes abnahm, worauf er in der Welt umherirrte, weil er weder vor Strafe, noch vor Habgier anderer sicher war und endlich auch ermordet ward von einem, der nach des Betrügers Schätzen trachtete.

27. Freudentage des Heeres.

Nachdem Alexander ein großes Reich gegründet hatte mit Hilfe griechischer Waffen und geistiger Überlegenheit, wollte er das Morgenland und Griechenland durch Vermischung der Bewohner und Verbreitung griechischer Bildung zu einem Gesamtstaate verschmelzen. Den Anfang machte er damit, daß er, seine Generale und 15 000 Soldaten mit Perserinnen sich verheirateten, und daß die Hochzeit fünf Tage lang in einem eigens zu diesem Feste hergerichteten Zelte gefeiert, die Ausstattung der Bräute vom Könige übernommen wurde.

„Die Hochzeit ward nach persischer Sitte gefeiert in einem großen königlichen Zelte, dessen Dach, mit bunten und reichgestickten Stoffen überbreitet, auf 56 vergoldeten oder versilberten, mit kostbaren Steinen ausgelegten Säulen von 30 Fuß Höhe ruhte. Ringsumher hingen als Zeltvorhänge von schwer vergoldeten Stäben kostbare Teppiche herab, welche mit Gold durchwirkt und mit bunten eingewebten Figuren, Landschafts- und anderen Bildern verziert waren. Dieses Zelt hatte eine Viertelstunde Umfang und war im Innern mit Gold, Scharlach, Himmelblau und Purpur ausgeschmückt und in der Mitte des

Saales die Festtafel gedeckt. Auf der einen Seite standen die hundert Divans der Bräutigame, auf goldenen Füßen ruhend und mit Teppichen überbreitet, in der Mitte erhob sich der goldene Stuhl des Königs, und auf der anderen Seite der Tafel sowie im Saale hatte man die Sitze für die übrigen Gäste, die morgenländischen Fürsten, Gesandtschaften und Fremden aufgestellt. Den Hintergrund des Zeltes endlich bildeten die prachtvoll ausgestatteten 92 Brautkammern. Außerdem waren im ganzen Lager für alle Truppen, Schiffsleute, Troß des Heeres, Gefolge der Gäste und Fremden reichbesetzte Tafeln gedeckt.

Heertrompeten gaben vom königlichen Zelte her das Zeichen zum Beginn des Festes, worauf sich der König mit 9000 Gästen zur Tafel setzte. Neues Trompetengeschmetter verkündete dem Lager, daß der König den Göttern opfere, seinem Beispiele folgten die Gäste, von denen jeder zu diesem Zwecke eine goldene Schale erhalten hatte. Als nun die Mischkrüge mit Wein gefüllt waren und die Becher fröhlich kreisten, trat der Zug der verschleierten Bräute herein, und die Fürstentöchter gingen jede zu ihrem Bräutigam, die Statira, des Darius Tochter, zu Alexander, ihre jüngere Schwester Drypetis zu Hephästion, Amastrine, des Darius Nichte, zu Krateros, die medische Fürstentochter zu Perdikkas, die Artakama zu Ptolemäos, ihre Schwester Artonis zu Eumenes, des Rhodier Mentors Tochter zu Nearch, die sogdianische Fürstentochter zu Seleukos, und so jede zu ihrem Bräutigam, welcher ihr die Rechte reichte und sie zu sich auf den Teppich zog. Hierauf gab der König seiner Braut den bräutlichen Kuß, die anderen folgten seinem Beispiele, und nun saß man scherzend und tändelnd beim Wein bis spät in die Nacht, bis ein Paar nach dem andern zur Ruhe sich begab.

Fünf Tage nacheinander folgten Feste auf Feste, von Städten,

Provinzen und Freunden kamen an den König unzählige Hochzeitsgeschenke, darunter allein goldene Kränze im Werte von 15000 Talenten, doch alles verschenkte Alexander und stattete 15000 Bräute aus. Neun Gastmähler und fröhliche Gelage füllten die nächsten Tage. Das Lager war voll Lustbarkeit und fröhlichen Getümmels. Hier ließen sich Deklamatoren und Harfenspieler aus Griechenland und Jonien hören, dort gaben Gaukler und Seiltänzer aus Indien ihre Gewandtheit zum besten, traten Magier und Kunstreiter aus Persien auf, ließen sich Tänzerinnen, Flötenspieler und Schauspieler aus Attika sehen und hören. Endlich ward durch den Herold verkündet, der König wolle alle Schulden des Heeres bezahlen, jeder möge die Summe aufschreiben, deren er bedürfe, und dann würde sie ausgezahlt. Manche hielten dies für eine List des Königs, der auf diese Weise erfahren wollte, wer nicht mit seiner Löhnung auskomme. Als Alexander dies bemerkte, schalt er die Furchtsamen wegen ihres Mißtrauens, ließ an verschiedenen Stellen des Lagers Tische aufstellen, Goldstücke auf dieselben schütten und Beamte anweisen, jede vorgelegte Rechnung zu bezahlen, ohne nach dem Namen des Vorzeigenden zu fragen. Über 20000 Talente wurden ausgezahlt, denn namentlich die Offiziere hatten leichtsinnig gewirtschaftet und viel verschwendet.

Zu gleicher Zeit erhielten diejenigen, welche sich ausgezeichnet hatten, noch besondere Geschenke. Pruceſtes, der dem Könige in der Mallierstadt so trefflichen Beistand geleistet und ihn mit seinem Schilde gedeckt hatte, erhielt goldene Kränze, ebenso Leonnatos, der dasselbe gethan hatte, Nearch, viele Leibwächter, Onesikritos, der die Flotte auf dem Indus kommandierte, und viele andere.

---

28. Seltsame Schlußfeier der Heeresfeste.

Alexanders Leben ist reich an Gegensätzen und buntem Schicksalswechsel, und so geschah es denn auch, daß diese Gesamthochzeit und Beschenkung des Heeres einen seltsamen Abschluß erhielt durch einen indischen Büßer aus Taxila, welcher Alexanders Macht und Liebe zur Weisheit bewunderte und dessen Heere trotz der Einsprache der Braminen und der Verspottung vonseiten der Soldaten folgte. Mehrere Generale liebten den Umgang mit diesem weisen Manne, den sie Kalanus nannten, welcher aber eigentlich Sphines hieß und mit dem Worte Kalanus zu grüßen pflegte. Er war 70 Jahre alt, nie krank gewesen, fühlte sich aber im persischen Lande krank und sagte dem Könige, er wolle nicht ein Leben des Siechtums führen, sondern sterben, ehe körperliches Leiden ihn zwinge, seine Lebensweise aufzugeben. Zwar meinte Alexander, der Büßer sehe nicht so krank aus, daß er nötig habe, dem Tode zuvorzukommen, doch der Indier erwiderte, ihm erscheine nichts unwürdiger als zu dulden, daß die Ruhe des Geistes durch Krankheit gestört werde, auch forderten die Gebräuche seines Glaubens, daß man sich auf dem Scheiterhaufen verbrenne, um dem Tode zuvorzukommen. Alexander hatte nicht Lust, sich mit diesem Heiligen herumzustreiten, um ihn vom Selbstmorde abzuhalten. Er willigte daher in den Wunsch des Alten ein, ließ einen Scheiterhaufen erbauen und versprach, den Flammentod des indischen Heiligen mit aller Pracht zu feiern. Er selbst werde aber nicht zugegen sein, denn er liebe den Selbstmord nicht, auch wenn er Religionsgebot sei, und habe auch den alten Weisen aus Indien so lieb, daß er ihn nicht möge von Flammen verzehren oder im Rauch ersticken sehen.

„Als nun der Tag der Selbstverbrennung gekommen war, zog das Heer am frühen Morgen in Parade vor das Lager hinaus nach dem Scheiterhaufen. Voran ritt die Reiterei, hinter welcher das Fußvolk marschierte in vollem Waffenglanze und mit den Kriegselefanten zwischen den einzelnen Abteilungen, hinter ihnen Scharen von Weihrauchtragenden und Diener, welche goldene und silberne Schalen, sowie königliche Gewänder trugen, um sie mit dem Weihrauch in die Flammen zu werfen. Den Schluß dieses langen Aufzuges bildete Kalanus selbst in einer Sänfte, denn er war bereits so schwach geworden, daß er weder gehen, noch ein vorgeführtes nysäisches Roß besteigen konnte. Sobald der Zug den Scheiterhaufen erreicht hatte, den man aus köstlichem Holze, Myrrhen und Cypressen, Weihrauchgesträuch und Zedern errichtet hatte, stieg Kalanus aus der Sänfte, nahm durch einen Händedruck Abschied von jedem der Macedonier, die um ihn waren und bat sie, den heutigen Tag zu seinem Gedächtnis in freudiger Feier mit ihrem Könige hinzubringen, welchen er bald in Babylon wiedersehen werde. Nachdem er Roß, Gewänder und Goldschalen an die Umstehenden verschenkt hatte, trat ringsum eine feierliche Stille ein, denn der fromme Greis begann, sich für den Tod vorzubereiten.

„Er besprengte sich wie ein Opfertier, schnitt von seinem greisen Haupte eine Locke und weihte sie der Gottheit, bekränzte sich nach heimatlicher Weise und stieg, eine indische Hymne singend, den Scheiterhaufen hinan. Hierauf blickte er noch einmal auf das Heer hinab, wandte sein Angesicht zur Sonne und sank zum Gebet aufs Knie. Dies war das Zeichen, Feuer in den Scheiterhaufen zu werfen. Die Heerestrompeten schmetterten, als die Flammen emporloderten, das Heer rief wie zum Abschied den Schlachtruf, und die Elefanten erhoben ihre dumpftönenden Stimmen, als ob sie den sterbenden Büßer ihrer Heimat ehren wollten. Dieser lag anbetend auf dem Scheiter=

haufen und regte sich nicht, bis die Flammen über ihm zusammenschlugen und ihn den Blicken entzogen. Viele Indier, die mit hinausgezogen waren, sollen sich begeistert in die Flammen gestürzt haben, die den frommen Greis verzehrten. Zu Ehren des Toten wurden allerlei gymnastische Wettkämpfe angestellt, und ein festliches Gelag beim Könige, dem sich ein Wetttrinken nach indischem Brauche anschloß, wie es Kalanus gewünscht hatte, bildete den Schluß der Totenfeier. Der Sieger im Wettkampfe erhielt einen goldenen Kranz im Werte von einem Talent, kleinere Preise verteilte man unter die besten Trinker, von denen aber mehrere nach einigen Tagen infolge ihres maßlosen Trinkens starben."

29. Stürmische Auftritte im Heere und dessen Heimsendung.

(324 v. Chr.)

Auf die heiteren, vergnügungsreichen Festtage folgten sehr bald recht stürmische Auftritte. Nachdem Alexander ein so weites Reich erobert hatte, welches von Völkern verschiedenen Glaubens, verschiedener Sprachen und Sitten bewohnt wurde, mußte er sich eine Macht schaffen, welche imstande war, diese Völker bei Gehorsam zu erhalten. Dazu reichten seine Macedonier nicht aus, von denen er etwa noch 25000 Mann besaß, und von diesen war fast die Hälfte zu weiterem Kriegsdienste unfähig. Dagegen wohnten in seinem Reiche viele kriegerische Völker, von denen die Perser für die tüchtigsten galten, die er also benutzen mußte, um sein Heer zu ergänzen. Viele Tausende hatten bereits in seinen Feldzügen treffliche Dienste geleistet, aber er hatte ihnen ihre eigentümlichen Waffen und Kriegsweise gelassen und sie nur

als Hilfstruppen benutzt. Jetzt beschloß er, diese seine Asiaten nach macedonischer Weise zu bewaffnen und einzuüben, dieselben in sein Reichsheer als ebenbürtige Truppen aufzunehmen, den persischen Adel bei seiner Garde und seinem Generalstabe zu benutzen, ihm hohe Kommando- und Statthalterämter zu übertragen. Dazu kam noch, daß alle Asiaten gewohnt waren, ihrem Herrscher göttliche Ehre zu erweisen, wogegen die Macedonier ihren König als Kameraden betrachteten, seine Handlungsweise und Persönlichkeit rücksichtslos beurteilten und das Recht hatten, ihn zu küssen. Bereits hatten die persischen Satrapen 30 000 Mann auf griechische Weise bewaffnet und einexerziert, legten in Manövern Beweise der Geschicklichkeit der Truppen ab, und lieferten die nördlichen und östlichen Provinzen eine so treffliche Reiterei, daß sie sich den macedonischen Rittern zur Seite stellen konnte.

Dies alles erbitterte seine Macedonier, die sich nun nach so vielen Siegen den Besiegten gleichgestellt sahen und offen klagten, daß Alexander zum Barbaren werde, Macedonien des Morgenlandes wegen verachte und sie mit Undank lohne. Er trage medische Kleider, habe asiatische Weiber nach persischer Sitte geheiratet und trachte danach, sich der Macedonier zu entledigen. Dieser Unmut stieg von Woche zu Woche und kam endlich zum Ausbruch, als Alexander am Tigris aufwärts nach Opis marschierte, wo die große Straße aus Medien nach dem Auslande führt. Von hier aus wollte Alexander die Euphrat-Tigrismündung untersuchen, wie weit sie sich zur Seeschiffahrt eigne. Er fuhr also den Fluß hinab und in den Persischen Meerbusen hinein, untersuchte die Küste und Kanalmündungen an derselben, ließ hemmende Dämme beseitigen, Kanäle reinigen und vertiefen, mit Schleußen und Deichen versehen, und kam im Juli wieder nach Opis zurück, in dessen reicher Umgebung noch immer sein Heer lagerte. Dieses war inzwischen noch übellauniger geworden

und wollte, der lästigen Märsche überdrüssig, an Flußdämmen nicht arbeiten, weil sich dies für Soldaten nicht zieme; auch hatte man es durch allerlei falsche Gerüchte aufgereizt. Um diesem Treiben ein Ende zu machen, berief Alexander sein Heer zur Versammlung auf der Ebene vor Opis. Weil es damals noch keine Druckereien gab, in denen man Armeebefehle konnte drucken lassen, so versammelte in Griechenland wie in Rom der Feldherr sein Heer auf offenem Felde, wo eine Tribüne errichtet wurde, von welcher aus er zum Heere sprach. So machte es auch Cäsar und die römischen Kaiser.

Unmutig gestimmt, begann Alexander: „Ich kann den Macedoniern Erfreuliches melden, viele unter ihnen, durch vieljährige Dienste, Wunden und Strapazen erschöpft, dürfen mit Recht darauf Anspruch machen, die Waffen, die sie ehrenvoll geführt, mit einer bequemen Ruhe zu vertauschen. Ich will sie nicht, wie frühere Invaliden, in den neuen Städten ansiedeln, sondern diese zu weiterem Dienste Untauglichen in ihre Heimat entlassen, weil ich weiß, daß sie dieselbe gern wiedersehen möchten. Wer aber bei mir bleiben will, dem werde ich diese Hingebung vergelten, daß er beneidenswerter als die Heimgekehrten erscheint. Da Asien jetzt unterworfen und beruhigt ist, so können möglichst viele an der Entlassung teilnehmen, denn ich brauche nur 13000 Macedonier zu Fuß und 2000 zu Pferde."

Hier unterbrach den König ein wildes verworrenes Geschrei. Er wolle die Veteranen los sein und dafür ein Barbarenheer halten; dies sei für sie eine Beschimpfung, eine Entehrung; nachdem er sie abgenutzt, danke er sie jetzt mit Verachtung ab, werfe sie alt und entkräftet ihrem Vaterlande und ihren Eltern zu. Mit dem wirren Geschrei wuchs auch der Zorn der Soldaten, welche in der That nicht unrecht urteilten, denn Alexander benahm sich undankbar. „Entlaß uns alle", riefen die Erzürnten,

„laß dich als Gott verehren und erobere mit deinen Puppen, den asiatischen Bübchen, die Welt!“

Da wurde es dem Alexander doch zu arg, unbewaffnet, wie er war, stürzte er in heftigstem Zorne von der Rednerbühne herab unter die lärmende Menge, und seine Generale folgten ihm. Mit mächtiger Faust packte er die nächsten Rädelsführer und warf sie seiner Leibwache zu, zeigte zugleich hierhin und dorthin, um andere Schuldige zu ergreifen. Dreizehn hatte er herausgeholt. „Zum Tode mit ihnen!“ befahl Alexander, und die Veteranen standen schweigend und zitternd bei dem Zorne des Königs. Dieser bestieg wieder die Tribüne, umgeben von seinen Leibwächtern, Generalen und getreuen Hypaspisten, sah zürnend hinab auf die Menge und sprach: „Ihr könnt gehen, wohin ihr wollt, meinethalben! Aber ich will euch zuvor zeigen, was ihr durch mich geworden seid. Ihr waret arm und ohne feste Wohnsitze, irrtet mit euren Herden in den Gebirgen umher, den Angriffen eurer Nachbarn ausgesetzt, bis euch mein Vater ein Kriegskleid gab, euch zu Herren über die Barbaren machte, Bergwerke und Handel eröffnete, Griechenland unterwarf, aber freilich wenig Geld hinterließ. Ich habe die Satrapen des Perserkönigs besiegt, Schätze und Kleinodien gewonnen und aus eurer Mitte Satrapen und Feldherren genommen. Was habe ich davon außer Purpur und Diadem? Nichts habe ich für mich gewonnen; mancher von euch lebt köstlicher als ich, denn ich muß manche Nacht durchwachen, damit ihr ruhig schlafen könnt. Wer von euch Wunden hat, der zeige sie, und ich will ihm die meinigen zeigen; kein Glied an meinem Körper ist ohne Wunde, und keine Art von Geschoß und Waffe hat mich verschont. Schwert und Dolch, Bogen und Katapultenpfeil, Steinwurf und Keulenschlag haben mich verwundet, als ich für euren Ruhm und eure Bereicherung kämpfte. Ihr habt reichen Sold und reiche Beute erhalten, die Gefallenen wurden durch Statuen

geehrt, und ihre Eltern belohnt, und nun wollt ihr alle ziehn. Gut, so thut es und erzählt daheim, was ihr unter meiner Führung vollbracht habt. Ziehet hin!"

Nach diesen Worten stieg Alexander heftigen Schrittes von der Tribüne und eilte nach der Stadt, die Macedonier aber blieben schweigend stehen, ohne dem Könige zu folgen, wogegen die Leibwächter und Getreuen ihn begleiteten. Erst nach und nach erholte man sich von der Überraschung. Man hatte die Entlassung verlangt, und das Heer war auch entlassen. Aber was sollte nun werden! Die einen rieten, man solle bleiben und den König um Verzeihung bitten, andere verlangten sofortigen Abmarsch. Bei dem Hin- und Her- und Durcheinanderschreien erhitzten sich die Gemüter, bis man sich in Uneinigkeit trennte.

Alexander hatte sich in sein Königsschloß zu Opis begeben, wollte niemand sehen und sprechen, ließ das Schloß von der Leibwache besetzen und die Rädelsführer des Aufruhrs im Tigris ertränken. So vergingen zwei Tage. Die Soldaten wußten immer noch nicht, was sie wollten. Sie hatten den Abschied begehrt und waren nun höchst bestürzt, als sie ihn erhalten hatten, konnten keinen Entschluß fassen, keine Einigung zustande bringen. Sie waren ihrem Schicksale und ihrer Schande überlassen, ohne Entschluß zu wollen, ohne Kraft zu handeln, ohne Recht und Hoffnung verlebten sie schreckliche Tage und Nächte voll Verlangen, Scham, Sorge und Ratlosigkeit. Um sich vor der Verzweiflung der Macedonier zu schützen, sie zu demütigen und zur Reue zu bringen, umgab sich Alexander mit asiatischer Leibwache, welche nun auch die Ehre der macedonischen erhielt. Er wollte, daß die Macedonier reuevoll um Verzeihung bitten, oder sich offen gegen ihn empören sollten, denn er konnte im voraus wissen, daß die führerlose Schar nicht gefährlich werden konnte. Er rief deshalb die Perser in sein Königsschloß, teilte ihnen seine Absicht mit, ernannte Offiziere und Anführer,

einige zu königlichen Verwandten und gab ihnen das Vorrecht des Kusses. Alsdann teilte er diese Garde nach macedonischer Weise in Compagnieen und Schwadronen ein und rüstete eine Schar der Getreuen, eine Schar Silberschildner, eine persische Ritterschaft der Getreuen und ein königliches Geleit persischer Ritterschaft aus und besetzte mit ihnen die Posten vorm und am Schloß. Endlich sandte er den Macedoniern den Befehl, das Lager zu räumen und zu gehen, wohin sie wollten, oder einen Führer zu wählen, um gegen Alexander ins Feld zu rücken.

„Als die Macedonier nun sahen, wie übel die Sache für sie verlief, ergriff sie wildester Schmerz und bitterste Reue. Sie verfluchten, was sie gethan, zogen in Haufen vor des Königs Schloß, warfen ihre Waffen vor den Schloßthoren zusammen zum Zeichen ihrer Demütigung und ihres Flehens, jammerten und schrieen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, Alexander möge sie strafen, wie es Undankbare, Aufrührer und Meuterer verdienten; baten um Einlaß, um als Flehende dem Könige zu nahen und ihm die Rädelsführer auszuliefern, und versicherten, nicht eher vom Schlosse sich zu entfernen, als bis der König sich ihrer erbarme. Zwei Tage und zwei Nächte standen sie vor dem Schlosse und wurden nicht müde, um Gnade zu flehen und nach Alexander, ihrem Herrn und König, zu rufen. Endlich öffneten sich die Pforten des Schlosses, und der König trat heraus. Wie er seine Veteranen so demütig liegen sah und ihren Freudenruf und ihr erneutes Jammern hörte, vermochte er nicht länger seinen Thränen zu wehren. Dann trat er näher, um zu ihnen zu sprechen, sie aber drängten sich um ihn und hörten nicht auf zu flehen, wie wenn sie das erste Wort ihres vielleicht noch nicht erweichten Königs fürchteten.

„Da trat Kallines, ein alter, braver Hauptmann der Ritterschaft vor und sprach: ‚O König, was uns Macedonier am

meisten schmerzt, ist, daß du Perser zu deinen Verwandten gemacht hast, daß Perser sich nun Alexanders Verwandte nennen und dich küssen dürfen, und von uns Macedoniern ist nie einer dieser Ehre teilhaftig geworden!' Da rief der König: ‚Euch alle mache ich zu meinen Verwandten und nenne euch also von Stunde an!' ging auf Kallines zu, ihn zu küssen, und es küßte ihn von den Macedoniern, wer wollte. Sie alle aber nahmen ihre Waffen wieder auf, jubelten laut, sangen Freudenlieder und zogen jauchzend in ihr Lager zurück. Zur Feier dieser Versöhnung ließ Alexander ein großes Opfer bereiten und ein großes Mahl halten, an welchem fast das ganze Heer teilnahm. In der Mitte saß der König, ihm zunächst die Macedonier, nach ihnen die Perser und viele aus den übrigen Völkerschaften des Reiches. Der König trank aus denselben Mischkrügen mit seinen Truppen und spendete mit ihnen die gleichen Spenden, wobei hellenische Seher und persische Magier die heiligen Gebräuche verrichteten. Der König aber betete zu den Göttern, sie möchten ihm und seinem Heere alles Gute verleihen, vor allen aber Eintracht und Gemeinschaft des Reiches den Macedoniern und Persern. Endlich spendeten alle 9000 Gäste zu gleicher Zeit den Unsterblichen und sangen dazu zugleich den Lobgesang."

---

30. Friedenswerke und angestrebte Völkerverbrüderung.

Nachdem Alexander ein großes Reich mit Waffengewalt erobert hatte, galt es nun, dasselbe zweckmäßig zu verwalten, Handel und Verkehr zu beleben, Wissenschaft und Bildung zu verbreiten. Groß war Alexander als Kriegsführer und Schlachtengewinner, nicht minder groß ist er aber auch als Pfleger der

friedlichen Beschäftigungen. Er wollte die Völker nicht als orientalischer Despot beherrschen, sondern als hochgebildeter, freisinniger Grieche sie wohlhabend und wohlunterrichtet machen. Leider starb er zu früh, als daß er diese zweite Aufgabe seines Lebens hätte lösen können. Um diese seine edlen Ziele erreichen, seine Absichten durchführen zu können, mußte er ein weites Reich besitzen, welches er nach seinen Zwecken und Zielen gestaltete. Die Völker Asiens merkten sehr bald, daß er ein wohlwollender, weiser Herrscher war, welcher sie gegen die Bedrückungen und Erpressungen der Satrapen schützte; die Griechen jedoch, die sich für sehr klug in politischen Dingen hielten, widerstrebten den Bemühungen Alexanders, um ihre Kleinstaaterei zu behaupten, in welcher die schamloseste Bestechlichkeit oder die unverständige Menge das Regiment führte.

Als die 10 000 Veteranen, welche Alexander mit Sold, einem Talent Geld und mancherlei Vorrechten in ihre Heimat entließ und für die Kinder der Gefallenen sorgte, heim kamen, erzählten sie in ganz Griechenland von den Thaten der Griechen und von den Wundern und Reichtümern Asiens; die Veteranen hatten sich aber asiatisches Wohlleben und militärische Sorglosigkeit angewöhnt, und diese Lebensweise verbreitete sich über das ganze bereits entartete Griechenland, wo für Geld alles feil war. Für Alexander erwuchs eine andre Sorge aus dem Streit zwischen seiner gewaltthätigen Mutter und dem ehrenwerten, gewissenhaften Antipater, Statthalter Macedoniens und Griechenlands. Alexander sah wohl ein, daß seine Mutter willkürlich und rachsüchtig verfuhr, Antipater dagegen gewissenhaft waltete, aber er wollte der Mutter nicht zu nahe treten, sie nicht kränken, denn eine Thräne der Mutter falle ihm schwerer aufs Gewissen als hundert berechtigte Klagen Antipaters.

Etwas ganz Neues für die Griechen war es aber, als Alexander nach Sitte der Perserkönige göttliche Verehrung von

den Griechen verlangten. Man verhandelte hierüber in den Volksversammlungen hin und her, doch Athen und Sparta fügten sich dem Gebote, die kleinen Staaten folgten diesem Beispiele und bewiesen damit, daß es mit dem freien Griechenland vorbei war. Die griechischen Gesandten erschienen fortan vor Alexander mit bekränztem Haupte, wie man in den Tempel zu gehen gewohnt war. Um eine Menge von Unruhstiftern los zu werden, gebot Alexander, daß alle aus Griechenland Verbannten in ihre Heimat zurückkehren durften. Dies war denselben, ihren Verwandten und Anhängern sehr angenehm, und unendlicher Jubel brach aus, als Alexanders Gesandter am Schluß der olympischen Spiele diesen Befehl seines Herrn vorlesen ließ; nur die Athener und Ätolier wollten von dieser Gnade nichts wissen, denn in Athen führte noch Demosthenes, ein berühmter Redner und Alexanders Feind, das große Wort, ward aber in unangenehme Prozesse wegen Bestechung und Veruntreuung der Gelder des Harpalos verwickelt, von welchem schon erzählt ist. Athen kam bei dieser faulen Geldangelegenheit so in die Klemme, daß es froh war, sich in Alexanders Willen fügen zu dürfen.

Eine große Umwälzung brachte Alexander in den Geldverkehr. Die Könige Asiens waren gewohnt, Gold und Silber in Barren und Platten in ihren Schatzkammern anzusammeln, sie nicht prägen zu lassen und in Umlauf zu setzen. Es betrugen diese Schätze einige hundert Millionen Thaler. Alexander brachte diese Schätze als Geld oder Schmuck in den Verkehr, veranlaßte einen schnelleren Geldverkehr und belebte den Handel. Aber mit diesem Vorteile erwachten auch Genußsucht, Verschwendung und Habgier und bewirkten den sittlichen Verfall der Völker. Alle Welt haschte nach Geld, um zu schwelgen und zu prassen, für Geld war alles feil. Bei der Zunahme des umlaufenden Edelmetalls stiegen natürlich die Preise für die Waren, und

trat eine Teuerung ein. Im persischen Reiche mußten früher die Provinzen ihr Heer unterhalten, Alexander dagegen besoldete seine Soldaten reichlich, welche ihre Einnahme in den Provinzen verzehrten und dieselben dadurch bereicherten, und zwar jährlich um etwa sieben Millionen Thaler. Statt der Naturallieferung der Provinzen für den Hof und dessen Bedürfnisse kaufte jetzt der Hof alles für bares Geld, und weil Alexander großen Hofstaat hielt, brachte er viel Geld ins Land; wo er weilte und wohin er reiste, folgte ihm ein Goldstrom nach, so daß man ihn überall gern sah, weil er Gold ins Land brachte. Die Pracht der Hofhaltung erwirkte für den Verkehr und die Industrie Nutzen und verbreitete Wohlstand unter Arbeitern, Kaufleuten und Industriellen. Der ganze Hofstaat mußte sich in Purpur kleiden. Wie es der König trieb, so ahmten es die Statthalter und hohen Beamten nach, so daß unsinnige Verschwendung eintrat, welche erobertes Königsgut verpraßte. Unter einem Talent (nicht ganz 300 Thaler) schenkte Alexander nie etwas; und Gelehrte wie Künstler wurden mit Hunderttausenden bezahlt, Aristoteles erhielt für seine naturhistorischen Studien 700 Talente (2 Millionen Thaler). Alexander verbrauchte Vorgefundenes und brachte es in den Verkehr, hinterließ aber bei seinem Tode von den ungeheuren Schätzen nur noch 50000 Talente. Gab er doch zur Wiederherstellung der Kanäle in Chaldäa 10000 Talente aus, ebenso viel für Hephästions Leichenfeier und ebenso viel zur Wiederherstellung der Tempel in Griechenland. Bei solchen Ausgaben wollte die Staatseinnahme von 70000 Talenten kaum reichen. Trotzdem erlaubten sich Satrapen in ihrem Interesse noch mancherlei Erpressungen, Steuererhöhungen und Zölle. Dagegen sicherte Alexander die Handelsstraßen und Schiffahrt gegen Räuberei, machte Alexandrien zum Mittelpunkte des Verkehrs, förderte durch Gründung von Hafenstädten am Indus und Euphrat den Verkehr mit Indien und

hat damit dem Welthandel neue Wege eröffnet, den Warenaustausch erhöht, die Industrie gefördert.

Alexanders Bestreben ging dahin, durch eine Völkervermischung die Welt gewissermaßen neu zu beleben oder wenigstens zu verjüngen, indem er die Schranken zwischen Morgen- und Abendland niederriß. „Die Völker tranken gemeinsam aus dem Becher der Liebe und vergaßen der alten Feindschaft und der eigenen Ohnmacht. Griechenland sättigte sich an der Überfülle Asiens, und Asien trank in vollen Zügen von dem hellenischen Geiste. Die hellenische Kunst bereicherte sich mit asiatischer Pracht, und Alexanders Feldzug bis Indien vermehrte alle Gebiete des menschlichen Wissens. Gelehrte aller Art begleiteten den König auf seinen Feldzügen, beobachteten, durchforschten und maßen die neuen Länder und deren Hauptstraßen, entwarfen Landkarten für das Reichsarchiv, studierten die Geschichte des Orients und dessen Denkmäler, berichtigten viele Irrtümer, lernten in Babylon astronomische Beobachtungen kennen, in Indien bessere Arzeneikunde, in Ägypten Astronomie und Mechanik. Dagegen nahm man im Orient attische Sitte, Sprache und Wissenschaft an, befreite die Völker von mancherlei Aberglauben und unfreier Frömmigkeit.“

Nachdem die Veteranen Opis verlassen hatten, zog Alexander nach Ekbatana, wo Harpalos den Schatz geplündert hatte, und wo unterwegs noch manche ungefüge Bergvölker zu bändigen waren, besuchte das berühmte, reiche nysäische Thal, wo noch 50—60 000 Pferde der Perserkönige weideten, und ward in dem großen und reichen Ekbatana mit großem Gepränge empfangen. Hier bezog er das uralte Königsschloß, welches eine halbe Stunde Umfang hatte, und wo die Pracht der Gebäude ans Märchenhafte grenzte. Denn alles Holzwerk war von Zedern und Cypressen, dazu Gebälk, Decken und die zahlreichen Säulen in den Vorhallen und Sälen mit goldenen oder

silbernen Blechen verkleidet, die Dächer mit Silberplatten gedeckt. Ähnliche Pracht zeigte der Tempel neben dem Palaste, dessen Säulen man mit goldenen Kapitälen gekrönt, das Dach mit goldenen und silbernen Ziegeln gedeckt hatte. Im Rücken des Palastes war ein Hügel aufgeschüttet, auf welchem die äußerst feste Burg mit Zinnen, Türmen und Schatzgewölben stand. Vor ihr breitete sich die ungeheuere Stadt von drei Meilen Umfang aus und zogen sich die großen Wasserleitungen der Semiramis durch die Schluchten des hohen Orontes herab.

Auch hier feierte Alexander große Feste mit Kampfspielen aller Art, Festaufzügen, dramatischen Spielen und künstlerischen Wettkämpfen, zu denen 3000 griechische Künstler versammelt waren. Gastmähler und Gelage füllten die Zwischenzeiten. Ja ein Satrap lud das ganze Heer zu Gaste, welches an einer weiten Reihe von Tafeln saß und unter Heroldsruf und Trompetenschall seine zahlreichen Trinksprüche ausbrachte. Alles jubelte und war fröhlich, nur Alexander nicht, weil sein Herzensfreund Hephästion an heftigem Fieber schwer krank danieder lag. Trotzdem mußte Alexander an den Festen teilnehmen, um andern die Freude nicht zu verderben, die er selbst nicht empfand, sich vielmehr um den Kranken sorgte. Als er am siebenten Tage einem Wettkampf der Knaben zusah, meldete man ihm, es stehe mit Hephästion schlecht. Sofort eilte er zu dem Kranken, fand ihn aber nur als Leiche. Drei Tage lang saß er klagend, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, bei der Leiche und durchdachte die guten und bösen Tage, welche er mit dem Freunde durchlebt hatte; doch nun stand er einsam in der Welt, welche ihm den Hephästion nicht ersetzen konnte. Die Feste hörten auf, Heer und Volk klagten laut um den Toten, und die Magier verlöschten das heilige Feuer in dem Tempel, wie wenn der König gestorben sei. Nachdem Alexander seinen Schmerz bemeistern gelernt hatte, ließ er die

Leiche nach Babylon schaffen, wo sie unter feierlichem Gepränge sollte verbrannt werden. Er selbst legte eine Trauerlocke auf den Sarg des Freundes, dessen Wagen die Feldherren mit ihren Waffen, Kostbarkeiten und frommen Geräten schmückten. Hierauf geleitete Perdikkas mit Hephästions Ritterschaft, die fortan seinen Namen und sein Bild als Feldzeichen führen sollte, den Sarg nach Babylon, wo man einen Scheiterhaufen errichtete, und wo im nächsten Frühjahre die Kampfspiele der Totenfeier sollten gehalten werden. Dinokrates leitete den Prachtbau des Scheiterhaufens, und 3000 griechische Künstler gingen nach Babylon, um die Leichenspiele zu feiern.

Zur Zeit der Leichenverbrennung kamen viele Gesandtschaften nach Babylon, welche eine heilige Bestimmung hatten, denn sie sollten erklären, daß Griechenland den König als einen Gott verehre, weshalb man ihm goldene Kränze übergab, welche die griechischen Staaten dem neuen Gotte weihten. Bald darauf kehrten andere Priester aus Ammonium zurück und brachten die Antwort des dortigen Orakels, daß man dem Hephästion als einem Heroen opfern solle. Hierauf befahl Alexander die Totenfeier. Es war ein Teil der Mauern Babylons abgetragen, um für den Prachtbau des Scheiterhaufens Raum zu gewinnen, der sich in fünf Absätzen, 200 Fuß hoch emportürmte, leuchtend von Gold und Purpur, geschmückt mit Gemälden, Statuen und mit Sirenenbildern auf der Höhe des Gebäudes, von welcher herab die Trauerchöre für den Toten erklangen. Unter Totenopfern, Trauerzügen und Klaggesängen der Anwesenden ward der Scheiterhaufen angezündet, und vor den Augen Alexanders sank das wunderbare Werk in den Flammen lodernd zusammen, nichts als Zerstörung, Öde und Trauer um den Verlorenen zurücklassend. Den Schluß machten Opfer für den Heroen Hephästion, wobei Alexander die ersten Spenden lieferte; es wurde die ungeheuere Zahl von 10 000 Opferstieren geschlachtet,

und zum Festmahle an das Heer verteilt. Zu diesem Totenfeste hatte Alexander 10000 Talente hergegeben, und Hephästions Freunde, Gesandte und Babylonier schossen noch 2000 Talente zu, so daß das Begräbnis über 3 Millionen Thaler kostete.

Seit Hephästion tot war, starb für Alexander die Lebensfreude dahin; um seinen unruhigen Geist zu beschäftigen, entwarf er Pläne zu neuen Eroberungen, aber nichts konnte ihn zerstreuen und befriedigen, vielmehr glaubte er an die Ungunst der Götter und seinen eigenen nahen Tod.

In kleinen Tagemärschen zog Alexander nach Babylon hinab, welches er zu seiner Haupt- und Residenzstadt machen wollte, wozu es sich nicht nur wegen seiner Größe und des Alters, sondern auch wegen seiner Lage zwischen den Völkern des Abend- und Morgenlandes eignete. Mancherlei Pläne beschäftigten ihn.

31. Schlimme Vorbedeutungen.

Inzwischen war Alexander der Riesenstadt Babylon bereits so weit nahe gekommen, daß man deren Zinnen und Türme bereits am fernen Horizonte auftauchen sah. Da kamen ihm die vornehmsten der Chaldäer, die stern- und schicksalskundigen Priester von Babylon entgegen, nahten sich ehrfurchtsvoll dem Könige, nahmen ihn beiseite und teilten ihm besorgt mit, nicht weiter vorzugehen gegen die Stadt, weil die Stimme des Gottes Belus ihnen verkündet habe, daß des Königs Einzug in Babylon ihm Unglück bringen werde. Alexander meinte, man solle einem Könige nichts Unangenehmes weissagen; die Priester aber

erwiderten: „Nicht gen Westen schauend, noch auf dieser Seite des Stromes komm gen Babylon, sondern umgehe die Stadt, bis du gen Morgen siehst!“ Diese bestimmt ausgesprochene Warnung machte den König betroffen, welcher ja selbst an seinen nahen Tod glaubte. Er ward bedenklich, wollte nicht gegen das Zeichen der Götter handeln, das Thor der bösen Vorbedeutung meiden, daher über den Strom gehen, um von Westen her in seine Residenz einzuziehen. Er rastete also mit dem Heere, zog dann noch eine Strecke weit am linken Stromufer hinab, um dann über den Fluß zu gehen und von Westen her seinen Einzug in die Stadt zu halten. Wie er aber den Fluß erreichte, um über denselben zu gehen, fand er dessen Ufer sehr sumpfig und zu einem Übergange ungeeignet. Er hätte weite Umwege machen müssen, wenn er von Westen her seinen Einzug halten wollte. Es schien wirklich ein unvermeidliches Schicksal über Alexander zu walten, um zu beweisen, daß niemand seinem Verhängnis entgehe und der Mächtigste machtlos ist gegenüber der seltsamen Verkettung der Umstände.

Da Alexander sich also aufgehalten sah, überlegte er sich den ganzen Vorfall ruhiger und kam zu der Überzeugung, daß er fremden Priestern nicht zu glauben brauche, und seine Ratgeber bestärkten ihn in dem Vorsatz, nur seinen eigenen Eingebungen zu folgen. Alexander wollte den Zeitverlust des weiten Umwegs vermeiden und sich vor seinem Heere wegen abergläubischer Furcht nicht lächerlich machen, da er überzeugt war, die Babylonier wünschten aus mancherlei Gründen seinen Besuch nicht. Er hatte bereits im Jahre 330 den Befehl gegeben, den berühmten achtstufigen Würfelturm des Belus wiederherzustellen, aber die Priester hatten die Ausführung dieses Befehls gehemmt, weil sie fürchteten, man werde nach vollendetem Turmbau ihnen den Genuß der reichen Tempelgüter und des heiligen Ackers, den sie jetzt hatten, entziehen, um die Baukosten zu

decken. Um dies zu verhindern, kamen sie dem Könige mit übler Botschaft entgegen, damit er nicht in die Stadt komme. So urteilte Alexander, wies alle Bedenklichkeiten zurück und zog mit seinem Heere von Osten her in die Stadt, wo er mit unendlichem Jubel empfangen wurde und wo man seine Rückkehr sowie seinen Entschluß, Babylon zu seiner Residenz zu machen, durch Festlichkeiten aller Art, Umzüge und Gelage feierte.

Alexander freute sich seines Entschlusses, Priesterrat verachtet zu haben. Doch bald erhielt er von anderer Seite ernste, unheilverkündende Warnungen. In Babylon lebte ein opferschaukundiger griechischer Priester, Pithagoras mit Namen, dessen Bruder Apollodor Satrap war, aber Grund hatte, eine Untersuchung seines Amtes durch Alexander zu fürchten, daher seinen Bruder nach Babylon sandte, damit er dort über das Schicksal seines Bruders durch Opferschau die Götter befrage. Der Priester ließ nun seinen Bruder fragen, wen er am meisten fürchte, über diesen wolle er das Orakel befragen. Der Statthalter nannte den Alexander und Hephästion, worauf der Priester ihm melden ließ, letzteren brauche er nicht zu fürchten, denn in wenig Tagen werde er nicht mehr leben. Dieselbe Antwort erhielt der Priester, als er das Orakel wegen Alexanders befragte. Um sich bei Alexander beliebt zu machen, eilte Pithagoras zu ihm und teilte ihm mit, welche Prophezeiungen sein Bruder vom Orakel über Alexanders Leben erhalten habe, Alexander möge die Warnungen der Götter wohl beachten und den Gefahren sich entziehen, die ihn umgeben. Alexander wurde stutzig, ließ den Priester zu sich kommen und frug ihn, welches Orakel er erhalten habe. Der Priester antwortete: „Es war die Leber eines Fisches ohne Kopf“, worauf Alexander ausrief: „Wehe, ein schweres Zeichen!“, dankte dem Seher für seine Offenheit und lohnte ihn. Es beunruhigte den König gewaltig,

daß babylonische und griechische Wahrsager übereinstimmend bevorstehendes Unglück verkündeten, und ihm ward unheimlich in seiner großen, prächtigen Residenz, die er lieber gemieden hätte. Gern hätte er sie sofort verlassen, doch vielerlei Geschäfte hielten ihn zurück; er mußte bleiben und abwarten, wie es ihm ergehen werde.

Unterdessen hatte er so viel Geschäfte zu erledigen, daß ihm kaum Zeit blieb, trüben Gedanken und Befürchtungen sich hinzugeben. Aus allen Provinzen erschienen Gesandtschaften mit Klagen und Beschwerden über Gewaltthaten und Bedrückungen der Beamten, so daß es gar viel zu prüfen und zu untersuchen gab, selbst gegen den Reichsverweser Antipater und dessen hochfahrenden Sohn Kassander. Dazu nahm Alexander die Bauten am Belustempel wieder auf, denn er ließ täglich 20000 Menschen arbeiten, welchen es erst nach zwei Monaten gelang, die Trümmer wegzuschaffen und den Bauplatz zu reinigen. Den Bau selbst verhinderte Alexanders Tod. Nachdem dies geordnet war, begab sich Alexander zu Nearchs Flotte, die vom Persischen Meerbusen heraufgekommen war und bei der Stadt vor Anker lag. Am Mittelmeere hatte man 45 Schiffe gebaut, dann zersägt und sie zu Lande bis Thapsacus geschafft, um die Teile wieder zu Schiffen zusammenzusetzen und auf ihnen den Strom hinab nach Babylon zu fahren, wo auch Alexander eine Flotte hergestellt hatte aus den Palmen und Cypressen, die man in den königlichen Gärten schlug. Um diese Schiffe unterzubringen, grub man am Flußufer ein Bassin aus, welches 1000 Schiffe aufnehmen konnte. An den Küsten warb man für die Flotte Matrosen, Zimmerleute und Krämer, damit man an den Küsten des Persischen Meerbusens und auf dessen Inseln Kolonieen gründen könnte. Arabiens Besetzung war der Zweck dieser Rüstungen, denn es erzeugte allerlei kostbare Produkte und bot den nächsten Weg nach Ägypten, weshalb man im

peträischen (steinigen) Arabien und am Roten Meere Kolonieen gründen wollte.

Endlich fuhr Alexander selbst den Euphrat hinab, um die dortigen Deichbauten zu besichtigen, Verbindungskanäle anlegen und große Bassins graben zu lassen, in denen sich bei Überschwemmungen das Wasser ansammelte und dann in regenloser Zeit zur Bewässerung diente, weil man die zuführenden Kanäle beliebig schließen konnte. Drei Monate lang arbeiteten bereits 10 000 Mann an diesen Kanälen, aber wegen der felsigen Ufer rückte die Arbeit nur langsam vor. An geeigneten Orten wurden Städte angelegt, um den Weg nach Arabien zu sichern und die räuberischen Beduinen im Zaume zu halten.

32. Alexanders Tod.

(323 v. Chr.)

Alexanders Leben bietet viel Wunderbares, so daß es fast einem Romane gleicht, und ebenso war sein Tod ein gar eigentümlicher, noch mehr die Ereignisse, welche demselben vorausgingen. Weil von allen Seiten neue Truppen in Babylon ankamen, mußte Alexander dorthin zurückkehren, um Heerschau zu halten und deren Tüchtigkeit zu prüfen. Er kehrte also zu Schiffe nach Babylon zurück, wollte aber unterwegs noch die Gräber der früheren babylonischen Könige besuchen, die in den Sümpfen des Flußufers erbaut waren. Auf der Stromfahrt stellte er sich selbst ans Steuer seines Schiffes, um es durch Untiefen und Röhricht zu leiten. Da erhob sich plötzlich ein Windstoß und riß ihm die königliche Kopfbinde vom Haupte, wobei sich das Diadem, der Goldreif derselben, ablöste und im

Röhricht hängen blieb, bei einem alten Königsgrabe, wogegen die edelstein= und perlenreiche Kopfbinde in den Fluß sank und nicht wiedergefunden ward. Um das Diadem zu holen, schwamm ein phönizischer Matrose hinüber, nahm es vom Schilf herunter und, da er seine Arme zum Rudern gebrauchte, setzte er sich das Diadem auf den Kopf. Wahrsager, die stets beim Könige waren, sahen darin ein übles Zeichen, daß ein Fremder das Diadem trug, baten daher den König, den Frevler zu töten. Alexander wollte dies nicht thun, weil der Matrose nichts Schlimmes beabsichtigt hatte, ließ ihn daher nur züchtigen, weil er das Diadem gering geachtet und um seine Stirn gebunden habe; weil er aber schnell und kühn das Zeichen des Königtums zurückgebracht hatte, erhielt er ein Talent als Geschenk.

In Babylon fand Alexander ein zahlreiches Heer, nach griechischer Art gerüstet und eingeübt, schwer und leicht gerüstet, Reiter und Fußvolk, Bogenschützen und Steinschleuderer; Persien allein hatte 20000 Mann gesandt, welche Alexander mit besonderer Freude empfing, musterte und wegen ihrer trefflichen Haltung lobte. Dabei traf er zweckmäßige Abänderungen der bisherigen Heeresaufstellung, denn die Phalanx bestand nicht mehr aus sechzehn Gliedern Schwerbewaffneter, sondern nur aus dreien, hinter denen zwölf Glieder Bogenschützen und mit Jagdspeeren bewaffneter leichter Truppen standen, worauf wieder ein Glied Schwerbewaffneter als Schluß folgte. Diese Phalanx, im Orient unüberwindlich, glich der altrömischen Schlachtordnung. Die Parade hielt Alexander im königlichen Garten in asiatischer Pracht ab, umgeben von prunkhaft gekleidetem Gefolge und Hofbeamten aller Art. Er saß auf goldenem Throne, geschmückt mit dem Diadem und königlichen Purpur; zu beiden Seiten saßen die Getreuen auf niedrigeren Sesseln mit silbernen Füßen; hinter diesen in angemessener Entfernung die Eunuchen in medischer Tracht und mit gekreuzten Armen. Nun zogen Schar

nach Schar die neuen Truppen vorüber, wurden gemustert und in die Regimenter verteilt.

Die Stadt war voll kriegerischen Lebens, denn die Tausende der neuen Truppen, voll Begier nach dem Feldzuge, übten sich, in der neuen Ordnung zu fechten. Die Flotte, zur Abfahrt ausgerüstet, lief täglich unter ungeheurem Zulauf von Zuschauern von ihrer Station aus, um sich im Steuern und Rudern zu üben, und überall war Alexander zugegen, um zu loben oder zu tadeln, den Tüchtigen goldene Kränze zu überreichen. Natürlich hatten sich von weither Massen von Neugierigen eingefunden, um den militärischen Übungen zuzusehen und das Leben des Hofes zu beobachten. Aus Asien, Griechenland, Italien, Spanien, Karthago und von den Donauländern erschienen Gesandte mit Geschenken und erregten die Schaulust der Menge durch ihre nationalen Kleider und Zeremonieen. Festtag reihte sich an Festtag, denn die Truppenbesichtigungen dauerten mehrere Tage, und an diese kriegerischen Schauspiele schloß sich die tagelange Totenfeier des Hephästion mit Kampfspielen aller Art.

„Da geschah es, daß Alexander, ermüdet von den Anstrengungen der Heerschau, sich vom Throne erhob, auf welchem er Diadem und Purpur liegen ließ, um in einem Bassin des Gartens ein Bad zu nehmen. Nach Hofsitte folgten seine Getreuen, wogegen die Eunuchen stumm und unbeweglich auf ihren Plätzen blieben. Bald darauf kam ein Mensch daher, schritt ruhig durch die Reihen der Eunuchen, die ihn nach persischer Sitte nicht hindern durften, stieg die Stufen des Thrones hinauf, schmückte sich mit dem Purpur und Diadem, setzte sich auf den Thron und blickte stier vor sich hin. Die Eunuchen zerrissen ihre Kleider, schlugen sich Brust und Stirn und wehklagten über das furchtbare Zeichen. Gerade jetzt kam der König zurück und sah mit Entsetzen den Menschen im Königsschmuck auf dem

Throne. Er befahl, den Unglücklichen zu fragen, wer er sei und was er wolle. Dieser aber blieb regungslos sitzen und fuhr fort, stier vor sich hinzublicken. Nach wiederholter Frage antwortete er endlich: ‚Ich heiße Dionysios und bin von Messene; ich bin verklagt und in Ketten vom Strande hierher gebracht. Jetzt hat der Gott Serapis mich erlöst und mir geboten, Purpur und Diadem zu nehmen und still hier zu sitzen.‘ Er ward auf die Folter gebracht, damit er gestehe, ob er verbrecherische Absichten hege und Genossen habe; er aber blieb dabei, es sei ihm von dem Gotte geheißen. Man erkannte, daß der Mensch wahnsinnig sei. Doch verlangten die Wahrsager seinen Tod.“

Den König beunruhigte dieser Vorfall, der zu den übeln Vorbedeutungen paßte, doch ließen ihm die gehäuften Geschäfte auch jetzt keine Zeit, sich düsterem Nachdenken hinzugeben, denn es nahte der Tag der Abfahrt der Flotte und des Abmarsches des Heeres nach Arabien. Er opferte daher den Göttern, um sie wohlgesinnt zu machen, namentlich dem guten Glücke, und nach Anweisung seiner Wahrsager auch denjenigen Göttern, welche Unheil abwenden. Während das Heer nun bei dem Opfermahle und dem Weine, welchen der König gab, fröhlich schmauste, versammelte Alexander seine Freunde um sich, weil er dem Nearch ein Abschiedsmahl geben wollte. Gegen Ende des Mahles bat der Thessalier Medios den König, noch einer kleinen Gesellschaft bei ihm beizuwohnen, da man ein heiteres Gelag zu feiern gedenke. Alexander hatte die Thessalier sehr gern und ging deshalb mit. Die Fröhlichkeit der Krieger, die viel von Siegesschlachten und Eroberungen und reicher Beute sprachen, erheiterte den König so sehr, daß er ihnen der Reihe nach zutrank. Man trennte sich erst am Morgen mit dem Versprechen, am nächsten Abend das Gelage fortzusetzen. Alexander badete, als er heimkam, schlief bis spät in den Tag hinein und ging wieder zu

Medios, bei welchem wiederum bis tief in die Nacht hinein unter heiteren Gesprächen und Scherzen getrunken ward. Am andern Tage fühlte sich Alexander unwohl, badete, aß ein wenig und legte sich fiebernd zu Bette.

Am Morgen des 1. Juni erwachte er sehr unwohl. Wegen der vielen Gemütsbewegungen in der letzten Zeit und wegen der vielen Gelage, die in den letzten Tagen schnell aufeinander gefolgt waren, war er für eine Krankheit besonders empfänglich gemacht und daher vom Fieber sehr heftig angegriffen. Er mußte sich auf seinem Lager zum Altar tragen lassen, um dort das Morgenopfer darzubringen, wie er es nach persischer Sitte jeden Tag zu thun pflegte. Dann lag er im Männersaale im Ruhebette, ließ die Generale vor sich kommen und gab ihnen die nötigen Befehle zum Aufbruche. Das Landheer sollte am 4. Juni den Marsch antreten; die Flotte dagegen, auf welcher er selbst mitfahren wollte, den Tag darauf den Fluß hinabrudern. Um das Unwohlsein durch eine Luftveränderung zu beseitigen, ließ er sich gegen Abend auf seinem Lager zum Euphrat hinab und auf ein Schiff tragen, um nach seinen Gärten am andern Ufer zu fahren, wo er ein Bad nahm, aber keine Besserung fühlte, vielmehr unter heftigen Fieberschauern die Nacht hinbrachte. Nachdem er am andern Morgen gebadet und ein Morgenopfer gebracht hatte, ging er in sein Kabinett, legte sich dort auf sein Ruhebett und blieb den ganzen Tag auf demselben liegen. Medios kam zu ihm und suchte ihn durch Gespräche aufzuheitern, denn er hielt die Krankheit für ein vorübergehendes Unwohlsein und eine Folge der großen Anstrengungen, Sorgen und Aufregungen der letzten Wochen. Der König glaubte gern den Worten seines Freundes, bestellte die Generale für den nächsten Morgen zu sich und legte sich zur Ruhe, nachdem er ein wenig gegessen hatte. Indes nahm das Fieber mit jeder Stunde zu, so daß sich des Königs Zustand

so sehr verschlimmerte, daß er die ganze Nacht schlaflos unter Fieberschauern zubrachte.

Dennoch ließ er nicht von seiner Gewohnheit, ein Bad zu nehmen und ein Opfer zu bringen, worauf Nearch mit den Flottenkapitänen erschien, um weitere Befehle inbetreff der Abfahrt zu erhalten. Da klagte Alexander über Mattigkeit und Schwäche, so daß man die Abfahrt um einen Tag verschieben müsse, bis wohin er sich werde erholt haben, um selbst mit zu Schiffe gehen zu können. Um si h die Zeit zu kürzen und der Schmerzen zu vergessen, mußte Nearch bei ihm bleiben und ihm von seiner Fahrt auf dem Persischen Meere, von seinen Abenteuern und Erlebnissen erzählen. Mit großer Aufmerksamkeit und sichtlichem Vergnügen hörte Alexander den Berichten seines wackeren Admirals zu, ward sehr aufgeregt und sprach wiederholt seine Freude aus, daß er nun bald auch solche Abenteuer erleben werde. Obschon sich nach Nearchs Weggange die Krankheit verschlimmerte, das Fieber in der Nacht immer heftiger wurde, berief Alexander doch am andern Tage nach dem Bade und Opfer die Flottenoffiziere zu sich, um ihnen anzuzeigen, daß sie für übermorgen alles zu seinem Empfange auf der Flotte und zur Abfahrt bereit halten möchten.

Noch immer hatte Alexander keine Ahnung von der Gefährlichkeit seiner Krankheit, bis nach dem Bade am Abend das Fieber sich heftiger einstellte, ihn furchtbar schüttelte und rüttelte, seine Kräfte sichtlich abnahmen und auch in der Nacht das Fieber ihn nicht einen Augenblick schlummern ließ. Durch Willenskraft wollte Alexander die Krankheit niederhalten, ließ sich daher am Morgen trotz des heftigsten Fiebers vor das große Bassin tragen, wo er unter großer Anstrengung das Opfer brachte. Hierauf ließ er die Offiziere vor, gab Befehle über die Fahrt der Flotte, besprach sich mit den Generalen über Besetzung einiger Offizierstellen und übertrug ihnen die Auswahl. Obschon die

Krankheit am nächsten Tage, an welchem er hatte zu Schiffe gehen wollen, sehr zunahm, unterließ er doch seine frommen Übungen nicht, sondern ließ sich zum Altare tragen, wo er opferte und betete und nach der Rückkehr in den Saal der Flotte den Befehl zusandte, mit der Abfahrt noch zu warten. Während der Nacht nahm das Fieber so sehr zu, daß der König am andern Morgen kaum noch opfern konnte. Trotzdem befahl er, die Generale möchten sich in den Vorzimmern des Schlosses versammeln, Hauptleute und Offiziere im Schloßhofe beisammen bleiben. Wohl gedachte Alexander durch Willenskraft die Krankheit zu besiegen, aber er verbrauchte dabei seine Lebenskraft um so schneller.

Alexander ließ sich aus den Gärten in das Schloß zurücktragen, weil er sich immer schwächer fühlte, und wie nun seine Generale eintraten, erkannte er sie wohl, konnte aber nicht mehr sprechen. Einen Tag und zwei Nächte tobte das Fieber ununterbrochen, lag der König sprachlos auf seinem Bette. Natürlich ward im Heer und in der Stadt sehr bald bekannt, daß der König schwer krank darniederliege und schwerlich wieder aufkommen werde. Das ging besonders den Macedoniern sehr zu Herzen. Sie drängten sich um das Schloß und verlangten, den König zu sehen, weil sie meinten, er sei schon tot und man wolle dies nur verhehlen. Man wies sie ab; doch sie wiederholten ihre Bitten, Wehklagen und Drohungen so lange, bis man sie endlich einließ. Dann gingen sie, einer nach dem andern, an des Königs Lager vorbei. Alexander erhob das Haupt ein wenig, reichte jedem die Rechte und winkte seinen Veteranen mit den Augen den Abschiedsgruß zu. Denselben Tag, am 10. Juni 323, gingen einige Generale in den Tempel des Serapis, um den Gott zu fragen, ob es dem Könige besser sei, wenn er sich in den Tempel des Gottes bringen lasse und zu dem Gott bete. Darauf antwortete der Gott: „Bringet ihn

nicht, wenn er dort bleibt, wird ihm besser werden." Am folgenden Tage, den 11. Juni 323 v. Chr., starb Alexander, und alle seine Pläne blieben unausgeführt.

Alexander starb in einem Alter von 32 Jahren, ein Held und Eroberer, wie die Weltgeschichte keinen zweiten kennt. „Er verband schnellen Blick, strategische Berechnung und Einsicht mit rascher Entschlossenheit, Zuversicht, persönlicher Tapferkeit, ritterlichem Mute und unüberwindlichem Thatendrange und war eine großmütige, von edler Wißbegierde, Begeisterung erfüllte Heldennatur, welche von ununterbrochenem Glück begünstigt ward. Auf seinem Leben liegen allerdings manche dunkle Schatten, weil Glück und Schmeichler ihn übermütig machten; aber trotzdem beleuchtet ein Lichtglanz so blendend seine Gestalt, daß sie Gegenstand der Dichtung alter und neuer Zeit wurde, selbst persische neuere Dichter die Thaten Iskanders verherrlichten. Der Grundzug seines Charakters ist ein romantisch-abenteuerlicher, welcher daher Gemüt und Phantasie dessen ergreift, der Alexanders Leben überblickt, welches wie ein bunt durchwirkter Teppich voll malerischer Landschaften, seltsamer Menschen vorliegt, in welchem ein Zauber wunderbar waltet. Was hat er in wenigen Jahren geleistet, welche Länder durchzogen, altberühmte Städte gewonnen und die Europäer in Landschaften geführt, von denen nur die Sage zu berichten wußte! Seine Großthaten liegen vor uns wie ein wunderbares Gemälde. Überall siegt der Verstand, kluge Berechnung und Überlegenheit der Waffen, so daß große Kriegerscharen vor kleinen Häufleins zerstieben. Wie angenehm berührt uns Alexanders Begeisterung für die homerische Heldenwelt, die er zu verwirklichen suchte, sich als Achilleus auch einen Patroklos auserwählte. Das Fernste und Schwerste, das Ungewöhnliche und Seltsame reizten ihn, seine Überlegenheit an ihnen zu versuchen. Sein Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Heldenthaten und großartigen Unter-

nehmungen, die wir heute noch bewundern. Dazu kommt noch der Umstand, daß er zu der Zeit starb, wo er im Begriff war, die segensreichen Folgen seiner Thaten durch Belebung friedlichen Verkehrs und zur Erweiterung der Wissenschaft zu verwirklichen, indem er die materiellen Interessen förderte und hellenische Bildung, Wissenschaft und Kunst über das Morgenland verbreitete, Städte gründete, Handelsstraßen anlegte, Gold und Edelmetall schaffte und verbreitete, Steuern und Verwaltung gerecht und zweckmäßig regelte."

33. Der Ausgang der Familie Alexanders und seiner Generale.

(323–301 v. Chr. — Nach Weber.)

Alexander hatte fremden Herrschern ihr Eigentum genommen, weil er stärker war, doch brachte ihm dies keinen Segen. Das geraubte Gut kam nicht in den Besitz seiner Familie, wohl aber veranlaßte es eine Menge grauenhafter Morde. Ehe noch Alexander begraben, d. h. seine Leiche nach Alexandrien in Ägypten geschafft worden war, begann der Streit unter den Generalen, von denen jeder die Gelegenheit benutzen wollte, einen Teil des von Alexander eroberten Reiches sich anzueignen.

Sobald Alexander tot war, beauftragten Generale und Leibwache den Perdikkas, welchem Alexander in einem lichten Augenblicke während seiner Krankheit seinen Siegelring übergeben hatte, die Verwaltung des Reiches im Interesse der schwangeren Roxane, welche auch bald einen Sohn gebar, zu übernehmen. Es gab aber noch zwei uneheliche Kinder Alexanders, Herakles, der aber noch unmündig war, und Philipp Arrhidäos, der sich im

Lager befand, ein sehr schwachsinniger Prinz, welcher aber eine thatkräftige, unternehmende Frau besaß. Für diesen trat der leidenschaftliche Meleager ein, der tapfere Führer des Fußvolks und Feind der übermütigen Ritterschaft. Während Generale und Leibgarde noch im Saale um Alexanders Leiche versammelt waren, trat er mit einer bewaffneten Schar ein, rief den Arrhidäos, der sich inzwischen aus Furcht in einem Nebengemach verkrochen hatte, zum Könige aus, und schmückte ihn mit Purpur und Diadem. Überrascht und um Kampf zu vermeiden, zog sich Perdikkas mit seinen 600 Getreuen in das Sterbezimmer des Königs zurück. Aber die Leute des Meleager folgten ihnen unter Toben und lautem Geschrei, erbrachen die Thüren, und nun erhob sich um Alexanders Leiche ein wilder Kampf. Schwerter klirrten, Lanzen flogen hinüber und herüber, Verwundete und Sterbende stürzten zusammen, bis Perdikkas mit seinen Getreuen aus dem Saale gedrängt ward und im Freien lagerte. Von hier aus hemmten sie die Zufuhr zum Palaste und zur Stadt und brachten dadurch Heer und Stadt in große Not. Da gelang es einigen Gemäßigten, einen Vergleich zustande zu bringen, demzufolge Arrhidäos König sein, der Sohn der Roxane teil an der Herrschaft haben, Perdikkas und Meleager die Regentschaft gemeinsam führen sollten. Über der Leiche Alexanders begann also der Krieg zwischen seinen ehrgeizigen Generalen.

Meleager genoß nicht lange die Frucht seiner Gewaltthat. Perdikkas war ihm an List und Schlauheit weit überlegen, gewann den schwachsinnigen König für sich, und als Perdikkas eine Heerschau angeordnet hatte, um die vom Blute der Kameraden befleckten Soldaten angeblich zu entsühnen, wurden plötzlich dreihundert der thätigsten Anhänger Meleagers aus Reihe und Glied gerissen und Elefanten zum Zerstampfen unter die Füße geworfen, Meleager selbst aber am Altare nieder=

gestoßen, wohin er geflohen war. Jetzt war also Perdikkas allein Herr im Reiche und verteilte Reichsämter und Würden, um die anderen Generale zu befriedigen. — Aber sogleich folgten neue Frevel. Roxane war auf die Statira, des Darius Tochter, welche Alexander bei der allgemeinen Soldatenhochzeit in Susa geheiratet hatte, sehr eifersüchtig, lockte sie und ihre Schwester Drypetis, Hephästions Witwe, nach Babylon, ließ sie hier ermorden und ihre Leichen in einen Brunnen werfen. Auch Sisygambris, des Darius Mutter, kam um, denn als sie von dem Tode Alexanders hörte, der sie wie eine Mutter geehrt hatte, zerriß sie ihre Kleider vor Schmerz, verhüllte ihr Haupt, legte sich verstummend auf einen Teppich, nahm weder Speise noch Trank zu sich und verschied am fünften Tage. Da des Darius Gemahlin in Ägypten gestorben war, so lebte von der Königsfamilie niemand mehr.

Nun erst erfolgte Alexanders Leichenfeier, an dessen turmartigem Leichenwagen 3000 griechische Künstler arbeiteten, worauf man die Leiche nicht nach der Familiengruft zu Ägä, sondern auf des Ptolemäos Verwenden nach Ägypten sandte, um sie im Tempel des Zeus Ammon beizusetzen. Doch behielt sie Ptolemäos in Alexandrien, von wo der Sarg im Anfang unseres Jahrhunderts von raubgierigen Engländern nach London geschleppt ward.

Ein weiteres Opfer der Wandelung im Reiche war Demosthenes, welcher stets gegen Macedonien gesprochen und gestritten hatte, um Athens Freiheit zu retten, jetzt aber, als die macedonische Partei in Athen siegte, nebst einigen Freunden des Landesverrats angeklagt und zum Tode verurteilt wurde. Ein früherer Schauspieler spürte die Geächteten in einem Tempel auf, ergriff sie und sandte sie an die Macedonier, von denen sie auf qualvolle Weise zutode gemartert und ihre Leichen unbeerdigt gelassen wurden. Demosthenes hielt sich in dem alt=

ehrwürdigen Tempel Poseidons auf der Insel Kalauria an der Küste von Argolis auf. Doch der Schauspieler kundschaftete diese Zufluchtsstätte aus und suchte den Demosthenes aus dem Tempel zu locken, der ein geheiligter Zufluchtsort war. Doch Demosthenes antwortete auf die heuchlerischen Zusicherungen seines Feindes: „So wenig du mich je als Schauspieler bewegt hast, so wenig wirst du mich jetzt mit deinen Verheißungen bewegen. Ich fürchte Antipaters Gnade mehr als Marter und Tod. Das Glück ist zum Feinde übergegangen; ich will nicht desgleichen thun und Athen nicht mit Schande bedecken durch Wegwerfen des schönsten Kleides, der Freiheit. Die herrlichste Zufluchtsstätte ist der Tod; er bewahrt vor Schmach.“ Nach diesen Worten ging er in den innersten Tempelraum, nahm eine Schreibtafel in die Hand und den Griffel in den Mund, wie wenn er nachdenke, was er schreiben solle. In dem Griffel aber befand sich Gift, welches er aufsog, sich in sein Gewand hüllte und das Haupt neigte. Als er die Wirkung des Giftes fühlte, rief er seinem Verfolger zu: „Jetzt kannst du meinen Leib unbegraben hinwerfen“, wankte auf den Altar zu, sank neben demselben nieder und starb (322 v. Chr.). Nach wenigen Jahren holten die Athener seine Asche heim und errichteten ihm auf dem Markte ein ehernes Standbild; der Schauspieler aber, sein Verfolger, starb, allgemein verachtet, in Armut.

Bald darauf geriet der habgierige Perdikkas mit Antipater in Streit. Es lebte noch eine Tochter Philipps, welche nach Babylon gegen Perdikkas zog und ihn zwang, in eine Verheiratung ihrer Tochter Eurydike mit Arrhidäos zu willigen. Der Reichsverweser mußte einwilligen, ließ aber dafür die Kyane, so hieß Philipps Tochter, ermorden. Als Perdikkas nun nach Ägypten gegen Ptolemäos zog, folgten ihm die Soldaten ungern, und als beim Übergange über den Nil die Brücke brach und einige tausend Soldaten ertranken, im Sumpflande es an

Nahrung fehlte, brach nachts im Lager eine Empörung aus. Man drang in des Perdikkas Zelt und erschlug ihn, so tapfer er sich auch verteidigte (321 v. Chr.). Jetzt ward Antipater Reichsverweser und verteilte aufs neue Länder und Würden. Inzwischen wurde in Athen der edle, unbescholtene Phokion und seine Freunde angeklagt, und als er sich verteidigte, überschrieen, worauf er sein Haupt verhüllte und sich verurteilen ließ. Gerade am Zeusfeste wurde der 85jährige Greis ins Gefängnis gebracht, dem er in Seelenruhe und Heiterkeit zuschritt, so daß die Athener aus Achtung ihre Festkränze abnahmen zum Zeichen der Trauer. Er und seine Freunde mußten den Giftbecher trinken (318 v. Chr.), und ihre Leichen sollten nicht beerdigt werden. Doch Phokions Gemahlin rettete die Leiche, ließ sie verbrennen und trug die Asche heimlich unter ihren Kleidern nachts davon, um sie am häuslichen Herde zu begraben. Nach kurzer Zeit errichtete man dem Phokion in Athen eine Bildsäule, bestattete auf Staatskosten seine Asche und ließ seinen Ankläger hinrichten. Die beiden Mitschuldigen flohen, wurden aber bald von Phokions Sohne aufgespürt und erschlagen.

Antipater hatte vor seinem Tode (318 v. Chr.) den Polysperchon zum Reichsverweser eingesetzt, seinen Sohn Kassander dagegen nur zum Ritterobersten gemacht, womit dieser nicht zufrieden war, sondern sich mit Antigonos und Ptolemäos gegen den Reichsverweser verband, welcher nun den kriegstüchtigen Eumenes für sich gewann und die Olympia nach Macedonien zurückrief. Diese brachte neuen Unsegen ins Land. Kaum war sie über die Grenze von Epiros auf macedonisches Gebiet übergetreten, so trat ihr Eurydike als Reichsverweserin mit einem Heere entgegen, welches jedoch gegen Alexanders Mutter nicht kämpfen wollte. Eurydike und ihr Gemahl Arrhidäos flohen, wurden aber gefangen und in einen engen Raum

eingemauert, der nur eine kleine Öffnung hatte, durch welche man täglich die spärliche Nahrung reichte, um den Hungertod recht zu verlangsamen. Endlich mochten die hartherzigen Wärter ihr schmachvolles Amt nicht mehr verrichten. Da ließ Olympia den abgezehrten König durch thracische Bogenschützen erschießen und überließ der Eurydike die Wahl zwischen Schwert, Strang oder Gift. Die Unglückliche betete zu den Göttern, der Olympia einen gleichen Tod zu bereiten, bedeckte ihren sterbenden Gemahl mit dem Mantel und hing sich dann an ihrem Leibgürtel auf (315 v. Chr.). Olympia ließ nun Hunderte von Edelleuten hinrichten, weil sie zur Gegenpartei gehörten, und machte sich dadurch allgemein verhaßt und verabscheut. Bald erreichte auch sie das unerbittliche Strafgericht Gottes. Als Kassander mit einem Heere nahte, floh sie mit der Roxane und ihren Anhängern nach Pydna; dort sagten sich die Epiroten von ihr los und kehrten heim, und brach in dem belagerten Pydna bald Hungersnot aus. Zu Hunderten starben Bürger und Soldaten; man lebte vom Fleische der Leichen, deren Geruch die Stadt verpestete. Dennoch wollte Olympia nichts von Ergebung wissen, wollte vielmehr nach der Küste fliehen, um von dort zu entkommen. Aber Kassander erfuhr davon, nahm sie auf der Flucht gefangen, und die Stadt ergab sich. Kassander berief nun eine Volksgemeinde, vor welcher die in Trauer gekleideten Verwandten der Hunderte von ermordeten Edelleuten die Königin auf den Tod anklagten, welcher man nicht gestattete, sich vor der Gemeinde zu verteidigen. Sie erkannte das Gericht nicht an. Um sie los zu werden, sandte Kassander 200 Bewaffnete, sie zu ermorden. Doch Olympia trat ihnen, auf zwei Frauen gestützt, in Purpur und Diadem entgegen, so daß die Soldaten nicht wagten, Hand an Alexanders Mutter zu legen. Endlich überließ es Kassander den Anklägern, Blutrache zu nehmen, welche sie denn auch zutode steinigten. Ohne Klagen und

Thränen sank die Königin nieder, das Haar geschmückt und den sinkenden Leib in ihr Gewand hüllend. So starb die Mutter Alexanders d. Gr. (315 v. Chr.).

Nun kam die Reihe an Eumenes, der als geschickter General sich seiner Feinde lange erwehrte, dann aber, mitten in der Schlacht von seiner Garde verlassen, gebunden und dem Feinde übergeben wurde. Seine Sieger ließen ihn im Gefängnisse ermorden (315 v. Chr.). Inzwischen dauerte der Kampf der Generale um Herrschaft und Besitz ungehemmt fort, wurden Schlachten auf Schlachten geliefert der Habgier und des Verbrechens wegen. So weit war es mit Alexanders Heere gekommen, daß es jedem gehorchte, der es bezahlte, und jedes Verbrechen beging, wenn es belohnt wurde. Der grausame Kassander ließ in Amphipolis die Roxane und ihr Söhnchen ermorden, bei einem Gastmahle den Herakles, Alexanders unehelichen Sohn, vergiften, so daß nun Alexanders ganze Familie ausgerottet war (310 v. Chr.).

Es hatte sich inzwischen ein neuer Thronbewerber in Demetrios Poliokretes (dem Städtebezwinger und Sohn des Antigonos) gefunden, den man in Syrien zum Könige ausrief, und diesen Titel nahmen nun auch Ptolemäos in Ägypten, Seleukos in Babylonien, Lysimachos in Thracien und Kassander von Macedonien an (307 v. Chr.); weil aber jeder von diesen sein Reich vergrößern wollte, so gerieten sie unter sich in Krieg, in welchem einige fielen, bis die Hauptschlacht bei dem Dorfe Ipsos in Phrygien (304 v. Chr.) dem Kriege ein Ende machte. Seleukos und Lysimachos siegten besonders durch Hilfe ihrer Elefanten über Demetrios, welcher fortan ein abenteuerliches Leben als See- und Landräuber führte, bis er, von seinen Raubgesellen verlassen, in ein Waldgebirge floh, wo er sich an Seleukos ergeben mußte, der ihn in einer Stadt gefangen hielt, ihm aber alle Genüsse und Vergnügungen erlaubte. Demetrios

führte ein wüstes, schwelgerisches, ausschweifendes Leben, bis seine Kraft in drei Jahren aufgezehrt war. Bald darauf fiel Lysimachos in einer Schlacht gegen Seleukos, und als darauf der greise Seleukos nach seiner Heimat Macedonien zurückkehrte, um dort sein Alter in Ruhe zu verleben, unterwegs einen alten Altar betrachtete, ward er von Ptolemäos Keraunos hinterrücks durchbohrt und der Mörder als Herr von Macedonien und Thracien anerkannt. Von nun ab führen Macedonien, Griechenland, Ägypten, Syrien und Babylonien ihre besondere Geschichte unter neuen Dynastieen weiter, bis nach zwei Jahrhunderten die Römer Herren des Reiches werden, welches Alexander gegründet hatte.

Vierter Teil.

Geographische und kulturhistorische Bilder.

1. Salomons Palast und Tempel.

Für die kunstarmen Hebräer wurden die Phönizier die Lehrmeister in der Baukunst, welche meistens nur Holzbauten ausführten, in der Plastik wenig, im Festungsbau dagegen viel leisteten. Was den phönizischen Bauwerken an Kunst fehlte, das sollte der Prunk ersetzen, weshalb man die Säulen mit Erz, die Wände mit Gold überzog. Weil das Land übervölkert ward trotz der zahlreichen Kolonieen, welche man aussandte, so waren die Städte groß und lagen kaum einige Meilen voneinander entfernt. Der Reichtum der Bewohner gestattete es, die Wohnungen prächtig und glänzend auszuschmücken. Aus teurem Cypressenholz verfertigte man das Getäfel der turmhohen Häuser, aus Zedern vom Libanon die Mastbäume, aus dem Holz der Eichen und Buchen die Ruder, aus Elfenbein die Ruderbänke, aus buntgewirktem Byssus die Flaggen, aus rotem und blauem Purpur die Decken über den Schiffen. Die Städte umgab man mit einer hohen und dicken Mauer, so daß Nebukadnezar 15 Jahre vor Tyrus lag, ohne die Stadt erstürmen zu können. Wie Alexander Tyrus bewältigte, ist erzählt.

Nicht so weit brachten es die Juden. Auf ihrer langen Wanderung und während der langsamen Eroberung Palästinas führten sie ihr Nationalheiligtum als trag- und zerlegbare Zelthütte von 30 Ellen Länge und zehn Ellen Breite mit sich.

Dieses Brettergerüst überkleidete man mit Teppichen, durch welche man auch das Allerheiligste mit der Bundeslade von dem größeren Vorderraum des Heiligen schied. Durch eingefügte Pfosten und einen daran befestigten Vorhang bildete man den Vorhof von 30 Ellen Breite und 100 Ellen Länge. Später baute Salomon mit Hilfe phönizischer Bauleute in 26 Jahren den Tempel, in 13 Jahren seinen Palast und außerdem noch sein Haus am Libanon, welches aus einer Halle mit einer Reihe von Zedern=säulen bestand. Der Tempel ward von Chaldäern zerstört, nach dem Exil von Serubabel ärmlich wiederhergestellt, und von Herodes an dessen Stelle ein Prachtbau in halbgriechischem Stil gesetzt, welchen Titus zerstörte (73 n. Chr.).

Die Mauer des berühmten Salomonischen Palastes bestand aus drei Lagen mächtiger, gehauener Steine und aus einer Lage von Zedernbalken. Das Hauptgebäude führte man aus Quadersteinen von 8—10 Kubikellen auf, machte es 100 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch. Die Gemächer lagen in drei Stockwerken übereinander und waren mit Zedernbalken gedeckt. Die Treppe (oder nur das Geländer) bestand aus Sandelholz, welches die Schiffe aus Ophir (Ceilon?) mitgebracht hatten. An dieses Gebäude schlossen sich zwei Säulenhallen von 50 Ellen Länge und 30 Ellen Breite an, deren Decke und Fußboden aus Tafelwerk von Zedernholz gemacht waren. Die eine dieser Hallen diente als Saal des Gerichts, wo der prächtige Thron Salomons stand. Derselbe war aus Elfenbein geschnitzt und mit Gold überzogen. Sechs Stufen führten zu ihm hinauf, und auf ihnen standen zwölf Löwen, wogegen zwei die Lehnen des Armsessels bildeten. Neben dem Hauptgebäude, welches die Prunkgemächer enthielt, und den beiden Hallen baute Salomon zwei Wohnhäuser, das eine für sich, das andere für seine ägyptische Gemahlin. Wohlbewässerte Gärten endlich waren neben den Palästen angelegt.

Es ist schwer, ein vollkommenes Bild von dem zerstörten Tempel zu geben, weil die zerstreuten Angaben des Alten Testaments oft ungenau und lückenhaft sind. Es arbeiteten 80000 Steinhauer und Zimmerleute mit 70000 Handlangern und 3000 Arbeitern, um Zedern und Cypressen auf dem Libanon zu fällen, zu behauen und dann an der Küste entlang zu flößen, um sie endlich nach Jerusalem zu schaffen. Der Bau kostete daher sieben Jahre Zeit, die Ausschmückung fast ebenso viel. Der Tempel stand im Westen von Jerusalem auf der Anhöhe Moria und ruhte auf gewaltigen Grundquadern, nachdem der Boden geebnet war. Zwei Vorhöfe umgaben das Gebäude. Von ihnen diente der äußere für das Volk, der innere für die Priester. Die Scheidemauer dieser Höfe bestand aus drei Lagen von Steinen und einer Lage von Zedernbalken. Eine ähnliche Mauer umschloß den äußeren Vorhof und enthielt Zellen zur Aufbewahrung von Vorräten, dazu noch Wohnungen und Wachtzimmer für die dienstthuenden Leviten. Später fügte man noch einen Vorhof für die Weiber und einen äußersten Vorhof für Nichtjuden hinzu. Im Priesterhofe vor dem Tempel standen der mit Kupfer überzogene hölzerne Brandaltar, zehn kupferne Gestelle mit Löwen-, Stier- und Cherubimfiguren, welche zum Abwaschen der Opfertiere dienten. Auch fand man hier das sogenannte eherne Meer, einen gewaltigen Kessel von 10 Ellen Durchmesser, 30 Ellen Umfang und 5 Ellen Tiefe. Zwölf eherne Rinder, deren Köpfe nach außen gestellt waren, trugen denselben, welcher zur Reinigung der Priester nach dem Opfer diente. Am Eingange der Vorhalle standen die aus Erz gegossenen Säulen Jachim (fest) und Boas (stark). Sie waren 18 Ellen hoch und trugen einen 5 Ellen hohen Knauf. Die Kapitäle waren bauchig und mit 200 goldenen Granatäpfeln verziert, die in Gewinden in Reihen hingen.

Das Tempelhaus selbst schied sich in Vorhalle, Haupthaus

oder Heiliges und Allerheiligstes. Diese Abteilungen waren gleich breit (20 Ellen) aber ungleich tief, denn die Vorhalle maß 10, das Heilige 40, das Allerheiligste 20 Ellen. Letzteres bildete einen Würfel, weil es ebenso lang war als breit; dagegen stieg das Heilige 30 Ellen hoch. Die Höhe der Vorhalle kennt man nicht. Rings an drei Seiten, d. h. nicht an der Vorhalle, liefen Seitengebäude mit kleinen Räumen entlang (wohl für die Tempelschätze), jeder von 5 Ellen Höhe, und solcher Kammern standen drei übereinander. Die Thür zu ihnen ging vom Innern des Heiligen aus, und eine Wendeltreppe führte in die oberen Gemächer. Diese Seitengebäude maßen in der Breite 10 Ellen mit Ausschluß der Mauer. Die innere Breite war verschieden, denn sie nahm von unten nach oben zu, betrug 7, 6, 5 Ellen in den drei Stockwerken, weil sich rings am Hause Absätze befanden. Bretter aus Zedernholz bekleideten das Innere, dessen Decke aus Zedernbalken bestand, der Fußboden dagegen aus Cypressenbrettern. In die Wände hatte man Palmen, Cherubim und Koloquinthen eingeschnitten, dagegen Wände, Decken und Fußboden in der Vorhalle wie im Tempel mit Goldblech überzogen. Zwei Flügelthüren von Cypressenholz mit eingeschnittener Arbeit und übergoldet führten aus der Vorhalle in den Tempel. Im Heiligen endlich standen der vergoldete Altar aus Zedernholz, der zu Rauchopfern diente, der goldene Tisch für die Schaubrote und auf jeder Seite fünf siebenarmige Leuchter aus Gold, deren 70 Lampen an den Goldwänden blendendes Licht verbreiteten.

Kleine vergitterte Fenster vermittelten den Luftzug und das Wegführen des Opferrauches. Eine Flügelthür aus wildem Ölbaumholz diente zum Eintritt durch die Zedernwand in das Allerheiligste, dessen Eingang kostbare Teppiche und goldene Ketten oder Gitter verwahrten und zugleich schmückten. Dieses Allerheiligste durfte nur der Hohepriester betreten, dazu nur ein=

mal im Jahre am Versöhnungsfeste. Denn in ihm stand die Bundeslade aus Akazienholz, 2½ Elle lang, 1½ Elle breit und ebenso lang, von innen und außen übergoldet und mit einem Deckel von massivem Golde versehen. Neben ihm als Wächter erhoben sich zwei kolossale Cherubim, aus wildem Ölbaumholz geschnitzt, 10 Ellen hoch, ganz mit Gold überzogen, mit je zwei ausgebreiteten Flügeln von 5 Ellen Länge versehen und derart gestellt, daß die Flügel in der Mitte des Allerheiligsten aneinander stießen und mit den Enden die Ecken der Hinterwand berührten.

2. Babylonien und die Chaldäer.

Nachdem Euphrat und Tigris die Bergketten Armeniens durchbrochen haben, geht ihr Lauf durch ziemlich hochliegendes Steppenland, dessen Einförmigkeit durch Felsenkämme, Hügelreihen, Seeen und fruchtbare Strecken unterbrochen wird, während die Ufer der Flüsse mit Waldungen von Platanen und Cypressen besetzt oder von Wiesen umschlossen sind. Mit der Abflachung des Bodens werden die fruchtbaren Niederungen an den Flüssen breiter, aber das Land zwischen den Strömen zeigt sich desto öder und baumloser und duldet nur Wanderhirten oder Herden von wilden Eseln, Straußen und Trappen als Bewohner. Etwa 100 Meilen vor der Mündung treten die Flüsse am nächsten zusammen, beginnt eine weite Ebene aus braunem, fettem Boden. Ruhig durchfließt der Euphrat dieselbe, wogegen der Tigris in schmalerem, oft durch Felsen verengtem Bette und durch Bergwasser verstärkt, die vom Hochlande Irans herabfließen, brausend zum Meere hinabeilt. Weil

aber der Regen fehlt, würde das Niederland ohne Frucht bleiben, wenn nicht beide Flüsse zur Zeit der Schneeschmelze aus ihren Ufern träten und das Land bewässerten, indem sie die Ebene bis zum Delta überschwemmen, ja mitunter in einen wogenden, verheerenden See verwandeln.

Es wuchsen in dieser Steppe Weizen, Gerste und Sesam wild, dazu eßbare und nahrhafte Wurzeln in Fülle sogar in den Sümpfen. Dazu giebt es Palmen, Baumfrüchte und Kernobst in Menge, Fische und Vögel in Überfluß, wie Herodot berichtet, welcher dieses Land besuchte (400 v. Chr.), und Berosus, Priester am Baaltempel zu Babylon (200—227 v. Chr.) bestätigt. Die Äcker trugen 200—300fältige Frucht, die Weizen- und Gerstenblätter wurden vier Finger breit, und dazu lieferten die Palmen Früchte, Wein und Honig. Auch Xenophon, der mit seinen 10000 Söldnern das Land durchzog, bewunderte die Palmenwälder und die herrlichen, bernsteinfarbigen Datteln. Persien bezog ein Drittel seiner Staatseinnahmen aus Babylon. Jene Überschwemmungen mögen wohl den Anlaß zur Sage von der Weltschöpfung gegeben haben, welche viel Ähnlichkeit mit der israelitischen hat und semitisches Gemeingut gewesen zu sein scheint. Denn gemeinsam ist ihnen die große Flut, ein rettendes Schiff, ein Vogel als Verkünder des Verlaufs der Flut, die Landung in den Bergen Armeniens, Dankopfer u. s. w. Die wunderbaren Tiergestalten der Schöpfungssage findet man in den Bildwerken Babylons wieder als Stier mit einem Menschenkopf, als Fischmenschen, geflügelte Männer u. s. w., denn Wasser und Fische gelten für heilig. Man stellte daher den Urgott dar als einen Fischleib mit einem Menschenkopfe.

Dies Niederland Babylonien war durch seinen einfachen Bau ohne alle natürlichen Schranken zur Gründung eines großen Reiches bestimmt. Die Üppigkeit der Vegetation und die eigentümlichen Naturverhältnisse des Landes mußten eine befähigte

Bevölkerung zu regelmäßigem Anbau und technischer Kultur, zum Bau von Kanälen für Be- und Entwässerung durch Anlage von Sammelbecken bei Überfülle des Wassers führen. Diese Kanäle sind die Wasserbäche Babylons, und die Könige suchten ihren Ruhm im Bau von Kanälen, Palästen und Tempeln aus Erdziegeln, die man an der Sonne oder in Öfen trocknete und durch den Asphaltmörtel zu fast unverwüstlicher Festigkeit verband.

Chaldäer, von Norden her einwandernd, haben Babylonien erobert, kultiviert und seit etwa 2000 v. Chr. beherrscht. Man schützte den Ackerbau vor reißender Überschwemmung durch Entwässerung der Sümpfe, Dämme und große Bassins, sowie durch Wasserleitungen nach höheren Gegenden. Dieses großartige Kanalsystem begann 20—30 Meilen oberhalb Babylons, und dann durchschnitten unzählige Kanäle und Gräben das flache Land, wobei sie zugleich als Verbindungsweg zwischen Euphrat und Tigris dienten. Am Westufer des Euphrat bei dem heutigen Flecken Hillah stand die alte Königsburg. Eine Ziegelmauer von 1½ Meile Umfang umgab den Palast im weiteren Kreise, hinter welcher sich eine zweite von 1 Meile Umfang und 300 Fuß Höhe erhob. Diese hatte man an den Außenseiten mit Steinplatten belegt, auf denen verschiedenartige Tiere als Reliefs abgebildet und mit bunten Farben bemalt waren. Erst hinter einer dritten Mauer von einer halben Meile Umfang stand der Königspalast. Auch diese Mauern und Türme strahlten von bunten Bildern, von denen eines eine Jagd auf 4 Ellen hohe Tiere darstellte, von denen der König einen Löwen mit der Lanze durchbohrt, die Königin dagegen ihren Wurfspeer auf einen Panther schleudert. Außer solchen Mauerbildern gab es noch freistehende Bildsäulen von Gold und Erz.

Berühmter war der Belus- (Baals) tempel, den eine Mauer von fast einer Viertelstunde umschloß. Eherne Thore

schmückten diesen Tempel des Gottes des Lichts und Himmels, des Welt- und Menschenschöpfers, der über den Wolken thronte. Dieser Turm aus Backsteinen, die mit Asphaltmörtel verbunden waren, maß 600 Fuß im Quadrat, stieg 600 Fuß pyramidal in acht nach oben abnehmenden Stockwerken auf. Auf dem obersten stand ein Tempel mit dem Ruhebett und goldnen Tische des Gottes, und goldene Statuen, welche jedoch die Perserkönige raubten. Im untersten Stockwerk sah man das goldene Bild des Gottes, der auf goldenem Throne mit einem goldenen Fußschemel saß. Vor ihm stand ein goldener Altar, auf welchem an Festtagen 1000 Pfund Weihrauch verbrannt wurde. Das Gewicht dieses Goldschmuckes betrug 800 Pfund. Um die acht Stockwerke zog sich eine große gewundene Treppe mit Absätzen, Ruhebänken und den Pforten zu den verschiedenen Gemächern im Innern des Turmes. Das Ganze diente den Priestern als Observatorium.

Außer den umfangreichen königlichen Burgen mit ihren Kasernen, Arsenalen, Schatzhäusern, Tempeln, Reichssälen u. s. w. wurden im Altertume noch die hängenden Gärten bewundert, ein Terrassenbau von sechs Stufen mit kühlen Gängen, Gemächern und Wasserleitungen im Innern. Diese Terrassen bedeckte man mit Fruchterde, Gebüsch, Gärten und Gartenhäuschen. Denn die flache Decke der schmalen Gänge des Terrassenbaues bestand aus steinernen Balken, über welche man mehrere Lagen von Schilf und Erdpech, Ziegeln und Bleiplatten auftrug und dann mit Gartenerde bedeckte. Die Kunst des Wölbens verstanden die Babylonier so wenig wie die Griechen; erst die Römer erfanden dieselbe. Die Gärten soll Semiramis erbaut haben, doch geschah dies erst unter Nebukadnezar, welcher seiner Gemahlin Nitokris auf diese Weise die Gebirge ihrer persischen Heimat ersetzen wollte.

Die Gesamtstadt Babylon hatte 12 Quadratmeilen Um-

fang wegen ihrer zahlreichen, weitläufigen Paläste, welche mit ihren Magazinen, Kasernen, Dienerwohnungen, Gärten und Jagdparks Städten glichen, und dazwischen gab es noch freie Strecken für Getreidebau, Jagdgehölze u. s. w. Als Xenophon auf seinem Rückzuge die Stadt durchzog, brauchte er drei Tagemärsche. Später ward Babylon zerstört, und seine Trümmer benutzte man zum Aufbau neuer Städte, besonders Seleucias. Jetzt ist Babylon eine weite Einöde voll Trümmer. Noch stehen Reste der Nimrodsburg von 3000 Fuß Umfang und 235 Fuß Höhe. Man sieht noch das unterste Stockwerk unter den Trümmern, das 140 Fuß hohe zweite und vom dritten einen 35 Fuß hohen Eckpfeiler. Der Anblick dieses ungeheuren Schutthaufens voll grausenhafter Verwirrung, in welchem die turmartige Ruine noch aufrecht steht, ist noch jetzt erhaben. Um seinen Gipfel treiben die Wolken ihr Spiel, in seinen Höhlen hausen Löwen oder sonnen sich auf dem Gemäuer.

Als Beobachter des Laufs der Gestirne gingen die Babylonier allen Völkern voran. Sie entwarfen den Tierkreis, teilten das Jahr in Monate und Wochen, berechneten Mondfinsternisse sehr genau und schrieben ihre astronomischen Beobachtungen auf Backsteine des Tempels. Sie erfanden die Keilschrift, deren abgekürzte Zeichen die Buchstaben der westasiatischen und europäischen Völker wurden. Wasserbaukunst, Münzen, Maße und Gewichte haben sich von hier aus durch das Industrie- und Handelsvolk der Phönizier über Europa verbreitet, ebenso die Kunst des Rechnens, aber auch der Aberglaube der Astrologie, d. h. das Schicksal des Menschen aus dem Stande gewisser Sterne bei seiner Geburt zu erraten. Die reichen Babylonier lebten üppig, salbten den Leib mit Myrrhen, trugen über dem Linnenhemd einen langen, bis auf die Knöchel reichenden wollenen Rock mit einem Leibgürtel, darüber einen kleinen weißen Mantel und umwanden das Haar mit einer herabhängenden

Binde. Jeder hatte einen Siegelring und einen künstlich geschnitzten Stab, oben mit einer geschnitzten Rose, Lilie, einem Apfel, Adler u. dergl. verziert.

3. Ninive, Kriegs- und Friedensleben der Assyrer.

Diese Stadt des Ninus lag am linken Tigrisufer und bildete ein längliches Viereck von 12 Meilen Umfang. Seine Mauern besaßen eine Höhe von 100 Fuß und eine solche Breite, daß drei Wagen nebeneinander fahren konnten. Ktesias und Herodot zählten 1500 Türme von je 200 Fuß Höhe auf dieser Mauer. Andere gaben der Stadt nur 9 Meilen Umfang. Jedenfalls dienten große Strecken nur als Ackerfeld. Xenophon zog durch die zerstörte Stadt und berichtet, daß sie noch eine gemeinsame Mauer besaß, neben welcher sich noch große Citadellen und Königsburgen mit 50 Fuß breiter und 100 Fuß hoher Mauer und von einem Umfange von 4½ Meilen befanden. Die heutigen Ruinen bedecken einen Raum von der oben angegebenen Größe. Aus den Palästen, Tempeln und Mauern sind im Laufe der Zeit Erdhügel geworden, weil man als Baumaterial gebrannte oder an der Sonne getrocknete Backsteine verwendete. Die Palastmauern waren 5—15 Fuß dick und trugen Balkendächer mit Schnitzarbeit in Holz und Elfenbein, mit Gold- und Silberplatten und Edelsteinen verziert. Selten verwendete man bei den Bauten Bogen und Säulen, und weil man damals als Dachbalken nur Palmen und Pappeln benutzte, so wurden die langen Gemächer schmal, z. B. 35 Fuß breit bei 160 Fuß Länge. Die inneren, etwa 12 Fuß hohen Wände bekleidete man mit weißen und gelben Kalkplatten, versah die-

selben mit Skulpturen und hieb Keilschriften ein, welche man dann mit Kupfer füllte. Auch die Gipsplatten des Fußbodens erhielten Inschriften, wie man denn auch die Außenwände mit Steinplatten belegte, auf denen allerlei Bilder angebracht waren. Daher glichen die Palastwände der Könige von Persien, Babylonien, Assyrien und Ägypten den farbenbunten Bilderbogen unserer Kinder. Aus solchen Bildern lernen wir das Kriegs- und Friedensleben jener Völker kennen.

Den Krieg betrieben die Assyrer kunstmäßig. Das Fußvolk bestand aus Scharen, die sich durch Kleidung und Bewaffnung unterschieden. Die Schwerbewaffneten trugen kegelförmige Helme oder runde Kappen mit einem hohen Kamme, dazu Waffenröcke mit Stahlplatten auf der Brust, Schuppenhosen, einen ovalen oder kreisförmigen Schild, Lanze und kurzes Schwert. Außerdem gab es Bogenschützen und Schleuderer. Vor jenen pflanzten Schildträger mannshohe Schilder auf, wogegen Schwerbewaffnete den Feind lauernd mit vorgestreckter Lanze erwarteten. Dabei bückte sich das zweite Glied hinter ihnen ein wenig, damit die Bogenschützen über sie hinweg schießen konnten. Befehlshaber kämpften vom Wagen herab und führten die Standarten ihrer Abteilung. Es gab aber auch ganze Reihen von Wagenkämpfern, deren Wagen drei nebeneinander gespannte Pferde zogen. Auf dem Wagen standen der Wagenlenker, der Bogenschütze und sein Schildträger, welche Panzerhemd und Schuppenbeinkleid trugen, so daß nur die Arme frei blieben. Könige kämpften mit Bogen und Pfeil vom Wagen herab, und zahlreiche Reiterscharen mit Lanzen oder Bogen bewaffnet, sprengten auf wohlgezäumten, sattellosen oder mit Sattelkissen versehenen Pferden dahin.

Auch Treffen und Erstürmungen von Festungen sind an den Mauern dargestellt. Überschritt man einen Fluß, so gingen König, Wagen und Gepäck auf Böten hinüber, Pferde und

Mannschaften schwammen mit Hilfe aufgeblasener Schläuche ans andere Ufer. Fliehende Feinde (Meder und Perser) schossen, rückwärts gewendet, andere flohen auf Kamelen an Palmenwäldern vorüber. Man sieht abgemalt wohlbefestigte Städte mit zwei bis drei Mauern hintereinander, hohe Mauern mit schön verzierten Zinnen und Türmen. Sie liegen auf Höhen mit Weingärten oder zwischen- Fichten- und Nadelwäldern oder am Flusse neben Palmenhainen, wogegen Schildkröten, große Fische und andere Seetiere die Lage der Stadt an der Seeküste anzeigen.

Um Städte zu erobern, warf man Einschließungswälle auf und untergrub die Mauern, oder kam durch unterirdische Gänge in die Stadt. Gewöhnlich füllte man den Graben vor der Stadtmauer aus, machte durch Sturmböcke Bresche und schleuderte mittels Maschinen Steine gegen die Mauer. Die Sturmböcke ruhten auf Rädern und schützten sich durch ein Gerüst mit Tierhäuten. Auch befanden sich Sturmböcke im unteren Stockwerk eines beweglichen hölzernen Turmes, der auf Rädern stand. War Bresche gelegt, so rückte das Fußvolk unter dem Schutze des Schilddaches vor und versuchte mittels Leitern die Mauer zu ersteigen, während Bogenschützen die Verteidiger von den Zinnen vertrieben, Schwerbewaffnete Leitern anlegten und die Mauer erkletterten. War die Stadt genommen, so flohen die Frauen auf Maultieren und Kamelen oder baten knieend und händeringend um Gnade. Die Sieger morden und plündern und lassen die Hände und Köpfe der Erschlagenen vom Schreiber notieren. Haustiere werden fortgetrieben, Gefangene gefesselt vor den König geführt an Stricken, die man durch die durchbohrten Lippen und Nase zog. Gefangenen Fürsten setzt der Sieger den Fuß auf den Nacken, läßt sie blenden oder auf Pfähle spießen. Unter Musik kehren die Sieger heim, ziehen den Wagen des Königs und tragen vor ihm her die Köpfe der Erschlagenen.

Daheim lebte man behaglich, trug Haupthaar und Bart lang und in künstlichen Locken, umgab den oberen Teil des Kopfes mit einer herabhängenden Binde, bediente sich bei Tische hoher Sitze, liebte dekorierte Zimmer, zierliche Tische, Stühle, gepolsterte Sessel, Vasen, Trinkgefäße u. s. w. und webte in kostbare Gewänder mythische Jagd- oder Kriegsscenen ein. Ohrgehänge, Armbänder und derlei Schmucksachen waren geschmackvoll, ebenso Schwert, Dolchgriffe u. s. w., Jagd auf Löwen, Stiere und Vögel sehr beliebt, daher stets an den Wänden abgemalt. Der König erscheint in langen Gewändern, die mit Fransen besetzt und von einem Gürtel zusammengehalten sind. Den Kopf bedeckt eine kegelförmige, oben abgestumpfte Mütze; Dolch und Schwert hängen ihm an der Seite. Die eine Hand ruht auf dem Schwertgriffe, die andere hält einen langen Stab. Auf dem Throne sitzend hat der König einen Becher in der Hand, und Eunuchen wehen ihm mit Fächern Kühlung zu. Seine Beamten und Diener sind Verschnittene, kenntlich am bartlosen Kinn, fechten vom Streitwagen herab oder dienen als Schreiber. Opfert der König als oberster Priester, so trägt er besondere Kleidung. Eunuchen, Priester und geflügelte Figuren leisten ihm Hilfe.

Der Stil der assyrischen Figuren ist ein freier und natürlicher, die Nachahmung der Natur frisch, die Figuren rund, voll und sehr muskulös, der Gesichtsausdruck mannigfaltig und lebendig. Die Bildsäulen zeigen einen ruhigen, markierten Ausdruck und geübte Behandlung der Form, trotz der zuweilen kolossalen Maße. An Palastthoren und am Eingange der Hallen standen paarweise geflügelte Stiere oder geflügelte Löwen von 10—17 Fuß Höhe und mit einem Menschenkopfe versehen. Über dem Ansatz der Flügel an den Schultern erhob sich ein ernstes, feierliches Gesicht mit langem Barte und einer Kappe oder hohen Tiara, aus welcher vier Stierhörner herauswachsen. Außerdem

sah man geflügelte liegende Löwen mit bartlosem Menschengesicht, schreitende Greife mit Adlerköpfen, Flügeln und Löwengestalten, den Rumpf des Menschen auf Vogelbeinen und darüber einen Löwenkopf, einen in einen Fisch endenden Menschenleib und zahlreiche geflügelte Männer und Weiber.

---

4. Die persischen Reichspaläste zu Persepolis.

Die persischen Könige hielten zu gewissen Zeiten an ihrem Hofe Reichsversammlungen. Cyrus z. B. zu Pasargadä, Kambyses und Darius in Persepolis und Susa. Am wichtigsten wurden die Reichstage von Susa, weshalb man von dieser Stadt aus alle Landstraßen vermaß. Zwar hatte diese Residenz drei bis fünf Meilen Umfang, aber keine Mauern; nur der Palast besaß Ziegelmauern, die mit Asphaltmörtel verkittet waren. Die Häuser baute man lang und schmal, weil man nur Palmen als Balken benutzen konnte; die Dächer überschüttete man vier Fuß hoch mit Erde, um kühler zu wohnen, denn die Hitze war im Sommer sehr groß. Auf der Burg in Susa errichtete sich jeder Perserkönig eine besondere Wohnung zur Aufbewahrung der Steuern. Jetzt ist diese Gegend eine von Löwen und Hyänen bewohnte Wildnis. Schutt- und Backsteinhaufen, einzelne Marmorblöcke und Steintafeln mit Keilschrift bedecken einen Raum von zwei bis drei deutschen Meilen. Die beiden größten Schutthügel des Palastes haben eine halbe bis dreiviertel Meile Umfang, und dazu erreicht der eine eine Höhe von 100—150 Fuß, der andere eine solche von 80 bis 90 Fuß. In der heißen Jahreszeit wohnten die Könige in Ekbatana, von Zeit zu Zeit zu Pasargadä in ihrem Stamm-

lande, von wo etwa zehn Meilen südlich Schloß und Stadt Persepolis standen und zeitweilig als Ort der Reichsversammlung oder des Hofes dienten. Sie lagen in der weiten, fruchtbaren Ebene von Farsistan, bis Alexander d. Gr. sie zum Teil niederbrennen ließ, um für die von den Persern zerstörten Tempel Griechenlands Rache zu nehmen.

Aus der Zeit des Cyrus steht noch beim Dorfe Murghab dessen Grabmal, ein viereckiger Pyramidenbau mit sechs hohen und steilen Stufen, die ein kleines Haus aus kolossalen Steinquadern mit einem schrägen Steindach und einer kleinen Thür tragen. Man baute das Ganze aus großen, mit Eisenklammern zusammengehaltenen Marmorblöcken 40 Fuß hoch auf. In einer Kammer stand der goldene Stuhl des Königs, sein Sessel von goldgetriebener Arbeit, und daneben lagen babylonische Teppiche, kostbare Gewänder, goldene Ketten, Säbel, Ohrgehänge mit Edelsteinen u. s. w. Ein Garten (Paradeisos) umgab dieses Grabmal, welches, wiederholt geplündert, von Alexander d. Gr. wiederhergestellt ward, und noch sagt eine Inschrift an den Pfeilern, daß Cyrus hier ruhe.

Etwa elf Meilen entfernt davon stand das Königsschloß Persepolis mit den Königsgräbern in der Nähe. Es erhob sich hier zwischen einem Salzsee und zwei Flüssen ein Bergknoten, der allmählich nach Westen zu einer gesegneten, mit Dörfern überfüllten Ebene abfiel. Diese Gegend galt für die gesündeste Asiens und eignete sich besonders zu einem Palastbau; denn eine Felsmasse von grauem Marmor bildet nicht allzu hoch eine breite Terrasse, die den zurückgezogensten Teil eines natürlichen Halbzirkels ausmacht, weil die Höhen zu beiden Seiten etwas weiter hinaus ins Thal vorspringen. Durch Wegsprengen und Ausfüllen hat man hier eine längliche Fläche geschaffen, die 1800 Fuß von Nord nach Süd und 1200 Fuß von West nach Ost mißt. Diese benutzte man zur Unterlage für den Palast,

den man aus gut behauenen und geglätteten Bruchsteinen errichtete und an den Abhang des angrenzenden Berges anlehnen ließ. Trotz der Massenhaftigkeit des Mauerwerks und seiner schlanken Pfeiler trägt der Palast neben seiner Solidität den Charakter imponierender Höhe und leichter Zierlichkeit. Die Skulpturen bestehen aus hartem Material, sind im Ausdruck ruhig, weniger massenhaft, die Muskeln minder hervortretend als bei den babylonisch=assyrischen Statuen; dazu ist die Ausarbeitung sorgfältig, der Ausdruck der Köpfe ernst und würdig.

Nach den vorhandenen Bauresten entwerfen Sachkundige folgendes Bild von den Reichspalästen. Von der Nordwestecke der Terrasse aus führte eine breite Treppe aus großen, geglätteten Marmorblöcken auf 200 Stufen, die so breit waren, daß zehn Reiter bequem nebeneinander hinaufreiten konnten, auf die Höhe des Palastplatzes. Hier bezeichneten Portale und Säulengänge den Weg zur Treppe nach einer höheren Terrasse, wo große, vielsäulige Hallen standen. Ein Thorhaus öffnete den Durchgang durch die Mauer, welche die Terrasse umschloß. Diese Mauer errichtete man aus Marmorquadern, welche bis zu einer Dicke von 40 Fuß zusammengefügt waren. Dieselbe umgab die Terrasse im Norden, Westen und Süden und ließ nur die hintere Seite offen. Hinter ihr stand ein Palast, welchen wiederum eine dreifache Mauer umgab. Die erste war 32 Fuß hoch und mit Zinnen versehen, die zweite 64 Fuß und die dritte 120 Fuß hoch aus den härtesten Steinen aufgeführt. Sie bildete ein Viereck und hatte auf jeder Seite eherne Thore und eherne Pallisaden von 40 Fuß Höhe.

An den beiden vorderen Wänden des Thores, wo die Treppe endigte, standen zwei in hohem Relief ausgemeißelte Pferde mit aus den Pilastern der Thorwand vorspringenden Köpfen und Vorderfüßen, die eine Länge von 18 Fuß erreichten und an der Stirn ein großes Horn trugen. Am andern Ende der

Thorhaushalle, nach Osten zu, vor deren Pfeilern zwei Säulen von 54 Fuß Höhe standen, erhoben sich zwei geflügelte Stiere mit einem Menschenkopfe und der Tiara darauf, welche, wie die Pferde, mit halbem Leibe aus den Pilastern des hinteren Thores hervorsprangen. Dieses Thor führte in den Palasthof. Man benutzte als Schmuck das gehörnte Pferd, weil es für das Symbol der Perser galt und als heiliges Tier des Mithra die angreifende und überwältigende Kraft bezeichnete.

Südlich von dieser Thorhalle stand am Westrand der Terrasse ein Gebäude von 170 Fuß Länge und 90 Fuß Breite, von welchem nur einzelne Stücke der Wände mit Thürpfosten und Fenstern nebst einzelnen Säulen übrig sind. An allen Fensterstützen steht angeschrieben: „Hohe Wohnung bildendes Werk, auf Befehl des Königs Darius gebaut.“ An den Wänden der Treppen, welche zu diesem Gebäude hinaufführen, zeigen die Skulpturen Leibwachen und Züge von Männern, welche Speisen hinauftragen. Es scheint also das Wohnhaus des Darius gewesen zu sein. An einem Thorflügel ist Darius selbst als Figur von 7½ Fuß Höhe abgebildet. Er trägt ein bis auf die Knöchel herabfallendes Gewand mit sehr weiten, faltigen Ärmeln, hohe Schuhe, die Tiara, einen langen Herrscherstab in der Rechten, ein kelchartiges Gefäß in der Linken. Hinter ihm schreiten, ähnlich gekleidet, aber kleiner und mit entblößtem Haupte, der Träger des königlichen Sonnenschirms und der des Fliegenwedels. Die Inschrift dazu sagt: „Darius, der großmächtige König, König der Königreiche, Sohn des Vishtaspa Achämenide, baute dieses Versammlungshaus.“ Auch ist der König im Kampfe mit vier Ungetümen dargestellt und erscheint mit einer schmalen Binde um die Stirn, in kurzgeschürztem Gewande und in bloßen Armen. Er hebt einen Löwen mit der Rechten empor und drückt ihm den Hals zusammen, während er in der Linken einen Dolch hält. Zugleich ergreift er

ein geflügeltes, einhörniges Ungeheuer mit einem Wolfsrachen bei dem Horn und schlitzt ihm den Bauch auf. Das dritte Ungeheuer hat den Kopf und die Krallen eines Adlers; das vierte soll ein wilder, einhörniger Esel sein. Diese Figuren sind symbolische Abzeichen für die ordnende Thätigkeit durch Gesetze und für die Bändigung der Naturkraft.

Östlich von diesem Bau, nach der Höhe des Berges zu, lag das größte Palastgebäude, ein regelmäßiges Viereck von 200 Fuß Seitenlänge. Die Mauern erbaute man aus wohl aneinandergefügten Marmorquadern von mehr als zehn Fuß Dicke. Acht Thüren, an deren beiden Pfosten jedesmal zwei einander zugekehrte Speerträger standen, führten in das Innere, welches ein großer Saal bildete, denn Skulpturen zeigen, daß dies der Audienz- und Festsaal war. Über den beiden nördlichen Thüren ist Darius auf dem Throne (einem hohen Stuhle mit noch höherer Lehne) sitzend zu sehen, die Füße auf dem Fußschemel ruhend, mit der Tiara auf dem Haupte, den Scepter in der Rechten, einen Becher in der Linken; dahinter der Wedelträger mit verhülltem Munde, damit sein Atem den König nicht verunreinige, der Bogenträger, ein Leibwächter. Dem Throne naht ein Fremdeneinführer in engem Ärmelrock, anliegenden Hosen und flacher Mütze, die Hand vor den Mund haltend, indem er mit dem Könige spricht, und hinter ihm steht eine andere Figur mit verhülltem Munde. Diese ganze Reihe von Figuren ruht auf einem Postament, welches durch vier übereinander gestellte Reihen von je zehn Leibwächtern gebildet wird. Sie sind teils mit Bogen und Lanze, teils mit Schild und Lanze bewaffnet; die eine Hälfte trägt weite, bis auf die Knöchel hinabreichende Mäntel mit weiten Ärmeln und hohe, eckige Tiaren (medische Tracht), die andere Hälfte Röcke mit engen Ärmeln, bis ans Knie gehende, enganliegende Hosen und niedrige, halbkugelförmige Kopfbedeckung (persische Tracht). Über dem Throne

erhebt sich ein Baldachin mit herabhängenden Fransen; in der Mitte darüber stehen zwei geflügelte Greife und neben ihnen sechs Hunde, die Tiere des Ahuramasda (Ahriman = Gott des Lichts und Lebens). Dasselbe Bild kehrt an der südlichen Pforte wieder, wo 14 Figuren in drei Reihen den Thron auf emporgestreckten Armen tragen und verschiedene Kleidung zeigen. In der Mitte zwischen den beiden südlichen Thoren sagt die Inschrift: „Ich Darius, großmächtiger König, König der Könige, König vieler Königreiche, Sohn des Vishtaspa, Archämenide. Großmächtig ist Ahuramasda, das Haupt der Götter. Er hat Darius zum Könige gemacht; er übergab ihm die Herrschaft, dieses schöne, roßreiche, menschenreiche Land Persien, welches Ahuramasda mir übergab, fürchtet sich durch die Gnade Ahuramasdas und durch mich, den König Darius, vor keinem Feind. Ahuramasda möge mir mit den Landesgöttern Beistand bringen und dieses Land beschützen vor Kriegsnot, Mißwachs und Sünde. Solches Heil zu spenden, bete ich zu Ahuramasda samt den Landesgöttern. Dies sind die Länder, welche mir unterworfen sind und Tribut bringen (es waren 24 genannt). Wenn diese persische Macht herrschend bleibt, dann, o hochzupreisender Ahuramasda, sende bis in die fernste Zeit unverletzbare Herrlichkeit auf dieses Volk herab!“

Zwei Stunden von Persepolis liegt eine steile Felswand von weißem Marmor, und oben im Felsen wurde nach Osten hin eine Kammer ausgehauen und die Vorderseite des steilen Felsens mit Skulpturen versehen. Hier liegen die Könige begraben. Man sieht drei hohe Säulenfaçaden, welche unten ein Portal mit Gebälk, oben einen Baldachin mit mehreren Reihen Hunden darüber zeigen, und Hunde verzieren auch die anderen Kranzleisten. In dieser Umrahmung sieht man die Bilder der bestatteten Herrscher, ohne Diadem, mit einem Bogen ohne Sehne in der Linken, die Rechte betend erhoben, vor Altären

mit brennendem Feuer stehend, darunter Katafalke, von Leibwächtern umgeben. Getragen werden sie von den aufgehobenen Armen der Männer, die in mehreren Reihen hintereinander stehen. In einer zweiten Bergwand von 200 Fuß Länge befindet sich laut Inschrift des Darius Grab. Die Leichen selbst ließ man nach religiöser Vorschrift von Hunden zerreißen. Man findet an dieser Felswand sechs Grabstätten.

Xerxes legte eine stattliche Säulenhalle zwischen Thor- und Wohnhaus des Darius an und errichtete ein zweites Gebäude an der Südwestecke der Terrasse. Jene Halle bestand aus 72 in sechs Reihen hintereinander aufgestellten schwarzen Marmorstufen von 60 Fuß Höhe und 16 Fuß Umfang, von denen noch 14 auf einer runden Plattform stehen, die mit Marmorquadern gepflastert ist. Dieses Gebäude war ohne Umfassungsmauer, denn die Räume zwischen den Säulenreihen wurden durch weiße und purpurblaue wollene Vorhänge geschlossen, die in silbernen Ringen an leinenen und Purpurschnuren hingen. Es war die Vorhalle für die Verwandten und Tischgenossen, Hof, auch für Gesandte und Tributbringer, die sich hier versammelten, ehe sie in den Audienzsaal traten, wie dies die Reliefs an der zehn Fuß hohen Mauer der Plattform anzeigten. Auf diese Plattform führten zwei Treppen, welche in ihrer Mitte einen vorspringenden Podest bildeten. Zwischen drei medischen und persischen Wächtern des Reichs stand eine Inschrift, an den äußeren Seiten der Treppen auf beiden Seiten ein Löwe, der das gehörnte Pferd (Persien) von hinten angreift, welches sich aber mutig zur Abwehr wendet. An der Mauer der Plattform sind zu beiden Seiten der Treppe drei Reihen Figuren übereinander angebracht: Tribut bringende Völker und gegenüber Hofstaat und Leibwachen. In jeder Reihe schreiten 21 Leibwächter der Treppe zu, dann folgen Hofleute in medischer und persischer Tracht mit dem Dolch an der Seite. Einige

unterreden sich und fassen sich an der Hand, andere tragen den Bogen im Futteral über die Schulter gehängt, andere haben Kelche oder Stäbe in der Hand. Auf der Westseite sind die Figuren in 20 Abteilungen (Satrapieen) geordnet und in Gruppen von sechs Figuren geteilt. Die erste Figur, der Fremdenführer, trägt einen Stab und hält die nächste Figur an der Hand. Dieser und die vier folgenden sind verschieden gekleidet; die vier letzten Figuren bringen Geschenke: Gewänder, Gefäße, Kamele, Pferde, Buckelochsen, Stiere, Widder, Maulesel u. s. w., und Inschriften erklären den Vorgang.

Das zweite Gebäude an der Südwestecke der Terrasse bildete eine Halle von 36 Säulen und mehreren Gemächern vor des Königs Wohnhaus, wie die Eunuchenbilder lehren, welche Speisen zutragen. Daneben, nach Westen zu, baute Artaxerxes Mnemon seine Wohnung, wie die Inschrift sagt. Außerdem findet man noch Reste von Gebäuden für den Hofstaat, und am Fuße des Berges liegen die Trümmer einer Stadt mit Kanalbauten und Wasserleitungen, denn das Thal vor der Burg war einst trefflich angebaut und zu königlichen Gärten und Parks benutzt.

Alle Skulpturen sind im Relief sorgsam, geschickt und verständig gearbeitet, alle Füße im Profil genommen, während Kopf und Körper dem Beschauer zu= oder gar rückwärts gewandt sind. Die Natur wird genau nachgeahmt, so daß die einzelnen Völker sofort zu erkennen sind; der Faltenwurf erscheint reichlich und nicht unverständig, die Haltung ruhig und ohne heftige Bewegung, ernst und würdevoll, und bei den fabelhaften Tieren jeder Teil naturgetreu, den man einem wirklichen Tiere entnahm.

Die Kapitäle der Säulen bestehen meist aus zwei halben Pferden oder Stieren, deren Vorderfüße über den Rand der Säulen hinüberragen, während die Tiere mit dem Nacken

aneinanderstoßen, doch so, daß ein Abschnitt für den einzulegenden Balken frei bleibt. Die Säulen bestehen aus weißem Marmor, das übrige Mauerwerk aus dem schwarzen Stein des Berges. Die trefflich behauenen Quadern legte man ohne Mörtel mit kaum sichtbaren Fugen aufeinander und bedeckte die Wände mit Skulpturen und Inschriften in Keilschrift.

---

5. Syrien, Palästina und Phönizien.

Zwischen dem Stromgebiet Euphrat-Tigris und dem Mittelmeere erhebt sich das syrische Bergland als eine vom rechten Euphratufer allmählich aufsteigende Gebirgsplatte mit steilem Abfall nach der Meeresküste zu. Der ganzen Länge nach wird dieses Bergland von der Felsspalte Hohlsyrien durchschnitten, weil diese vom Taurus bis zum Toten Meere reicht. Dieses schmale Thal hat seine größte Erhebung bei Baalbek (Heliopolis oder Sonnenstadt), von wo der nach Norden fließende Orontes die Gärten von Emesa und Hamoth bewässert, sich dann westwärts wendet und von Antiochien ab dem Mittelmeere zueilt, wogegen Leontes und Jordan nach Süden fließen. Letzterer eilt zwischen steilen Felswänden reißend seine Schlucht hinab und durchströmt schnellen Laufes die Seeen von Merom und Genezareth (Galiläisches Meer). In der nun tief eingeschnittenen Schlucht seines engen Thales gedeihen tropische Früchte. Die Palmenstadt Jericho, geschützt von den Wänden der Hochfläche und erhitzt durch die von den Bergwänden zurückprallenden Sonnenstrahlen, liefert zehn Monate lang im Jahre Trauben und Feigen, dazu Datteln und Balsam. Im Toten Meere, d. h. 1300 Fuß unter dem Niveau des Mittelmeeres, endigt der Jordan.

Das Ostplateau Hohlsyriens, Aram oder Oberland genannt, besteht aus nackten, zerrissenen Felskämmen, die im Antilibanon 10000 Fuß hoch mauerartig emporsteigen. Auf dem Rücken tragen sie grüne Triften und Eichenwälder, weiter nach Osten zu werden sie jedoch öde und kahl und nehmen in der Abflachung nach der Euphratebene zu Wüstencharakter an. Unterbrochen wird diese Wüste nur von den fruchtbaren Einsenkungen von Aleppo, Thadmor oder Palmyra und Damaskus. Das westliche Bergland dagegen ist niedriger, heißt deshalb Kanaan (Niederland) und reicht bis ans Meer. Der schmale Küstensaum erweitert sich nur an den Mündungen der Gebirgsflüsse zu kleinen Ebenen, ist zwar sehr fruchtbar, aber heiß, feucht und wenig gesund. In ihm erheben sich die weißen und gelben Kalkfelsen der Vorberge, deren Höhen reine, kühle Luft umweht. Daher wechseln auf deren Terrassen Feigen= und Maulbeerpflanzungen mit Weinbergen, wogegen auf dem breiten Rücken der höheren Bergzüge Zedernwald steht und vor dem höchsten Felsenkamme grüne Abhänge für die zahlreichen Herden schwarzer Ziegen sich ausbreiten. In den öden Schluchten endlich hausen Bären, Löwen und Schakals. Weit tritt das Vorgebirge Karmel ins Meer hinaus. Zwischen ihm und der Orontesmündung steigt der schneetragende Libanon 9000 Fuß hoch empor, doch an seinem Südfuße sinkt das Gebirge zu weniger schroffen, aber malerischen Bergen herab, worauf die Küste breiter, sandiger, flacher und hafenärmer wird.

An die Stelle der steilen Bergketten tritt nun im Süden des Libanongebirges die breite, grasreiche Hochebene Esdraelin und Galiläa, die nur von einzelnen Berggipfeln (Tabor 7000 Fuß) überragt wird. Dann bilden parallele Bergketten breite, fruchtbare, waldbeschattete Thäler (Samaria), bis das Land zwischen dem Toten Meere und der Küste einen ernsteren, wilderen Charakter annimmt, die Bergflächen rauh und kahl, die

Thäler schmale, tief eingerissene Furchen, der Boden steinig werden. Um den Libanon breiten sich also die vielgestaltigen Gruppen der waldbewachsenen Vorberge und lachende Küste aus. Judäa dagegen zeigt nur strenge und einfache Landschaftsbilder; denn auf weiten Strecken erheben sich nur einzelne Gebüsche von kahlen Ölbäumen oder wenige durchsichtige Gruppen von Palmen, und die Rasenflächen haben steppenartigem Anger Platz gemacht, und selbst die Sohle der Thäler bedeckt sich nur während der kurzen Regenzeit mit frischerem Grün, wogegen die Umgebung des Toten Meeres ganz öde bleibt. Eine solche Bodenbeschaffenheit weist die Bewohner der schmalen Küste hinaus aufs Meer, wogegen die überreichen Thalsenkungen zu Acker-, Wein- und Obstbau einladen, die höheren Thäler und Bergrücken das Hirtenleben begünstigen. Eine beherrschende Bodenfläche giebt es nicht, vielmehr nur verschieden geartete Landschaften, in welchen nur kleine Gemeinwesen (Staaten) freie Entfaltung finden und schroffe Gegensätze sich bilden.

Das wichtigste Volk an der 30 Meilen langen palmenreichen Flachküste Syriens war das phönizische, dessen Städte zum Teil auf Felsinseln lagen, auf denen man wegen Mangels an Raum die Häuser 4—11 Stock hoch baute. In den Städten trieb man eine vielartige Industrie, denn wegen der starken Schiffahrt holte man aus fernen Ländern Rohstoffe, welche man gegen Industriewaren eintauschte. In Weberei, Färberei, Metallgießerei, Holzschnitzerei u. dgl. waren die Phönizier Meister, unterhielten an passenden Küstenstädten Niederlagen oder gründeten Kolonieen, legten Karawansereien an und sicherten sich in allen Industrieorten durch Verträge Vorrechte. Sie brachten jedem Volke, was es brauchte und tauschten dagegen anderwärts wertvolle Landeserzeugnisse ein, scheuten sich auch vor List und Menschenraub nicht, um Sklaven verkaufen zu können. Berühmt waren sie als Gold- und Glasarbeiter und als Purpur-

färber. Ihr Purpur stufte sich vom Hellrot durch Violett bis zum tiefsten Schwarz ab und den Farbstoff lieferte eine Schneckenart derart, daß 300 Pfund Schneckenfarbe für 50 Pfund Wolle ausreichten. Diese Ware ward teuer bezahlt, denn zu Augustus' Zeiten kostete ein Purpurkleid noch 250 Thaler. Purpurteppiche dienten als Thürvorhänge in Tempeln und Palästen, Purpurkleider geziemten sich für Götterstatuen, Millionäre und Fürsten. Auch im Bergbau waren die Phönizier erfahren, denn sie legten tiefe Schachten und lange Stollen an, pumpten Grubenwasser aus und richteten gute Schmelzöfen her. In Guß-, Juwelier- und getriebenen Arbeiten, im Fassen der Edelsteine und in Elfenbeinschnitzerei waren sie Meister, schmückten Thronsessel und Prachtgebäude, Ruderbänke und Galeerenschnäbel mit kunstreichem Schnitzwerk.

Hauptort und älteste Stadt Phöniziens war Sidon, der größte Handels- und Fabrikplatz der damaligen Zeit, daher Markt der Nationen genannt. Zu ihren vielen Kolonieen gehört auch die Inselstadt Neu-Tyrus, welche ein 1200 Schritt breiter Meeresarm von der Küstenstadt Alt-Tyrus trennte; doch hatte sie nur eine halbe Meile Umfang, 150 Fuß hohe Mauern und Tempel aus Zedernholz. Die Seefahrten nach Indien und Kambodscha nannte man Ophirfahrten. Als Gottheiten verehrte man die belebende Sonnenwärme (Baal) und die sengende Sonnenglut (Moloch). Letzterem opferte man jährlich Jünglinge und Kinder, in Notjahren zu Hunderten, legte sie dem ehernen Gottesbilde auf die Arme, von denen sie in den feuergefüllten Schlund hinabglitten. Mit Pauken- und Flötenlärm übertäubte man das Jammergeschrei der Verbrennenden. Als Sinnbild der blühenden Natur verehrte man den Adonis, der in der Sommerglut erstirbt, um im Frühjahr wieder zu erwachen.

6. Die Bauwerke Ägyptens.

Da, wo sich der Nil teilt und das vielfach von Flußarmen und Sumpfseeen durchschnittene Schwemmland Unterägypten beginnt, stand in uralten Zeiten die Hauptstadt Memphis, nicht weit oberwärts vom heutigen Kairo, aber am entgegengesetzten Ufer. Etwa zwei Meilen westlich von Memphis erhebt sich etwa 100 Fuß über dem blühenden Thal ein ödes, einsames Plateau und zieht sich einige Meilen weit gleichlaufend mit dem Flusse hin. Dies war die Grabstätte der Bewohner von Memphis; denn hier hatte man die Grabkammern in Stein ausgehauen oder bei lockerem Boden ausgemauert. Der Westen und die Wüste waren das Reich der Toten. Dem Grabe gab man die Form einer Pyramide, deren Kern aus Ziegelsteinen oder winkelrecht behauenen Steinen bestand, die man in regelmäßigen Schichten aufeinander legte. Die Grundfläche bildete ein Quadrat, dessen Seiten genau den Himmelsgegenden entsprachen. Der Bau war massiv und enthielt nur einen schmalen Gang, um den Sarg in die Pyramiden zu schaffen. War dies geschehen, so verschloß man die Grabkammer und den Eingang mit Steinplatten und sperrte das Innere des Ganges noch mit Steinblöcken. Von Norden nach Süden stehen die Reste von 30 Königspyramiden, welche 20—450 Fuß Höhe haben. Die schönsten findet man bei Gizeh, zwischen sieben kleineren, gleich großen stehen drei hohe von 218 Fuß, 447 Fuß (ursprünglich 457 Fuß) und von 450 Fuß (ursprünglich 480 Fuß, da die Spitze zerbröckelt und zur Terrasse geworden ist).

Die höchste Pyramide mißt in der Grundfläche 716 Quadratfuß, in schräger Höhe 764 Fuß, enthält 90 Millionen Kubikfuß Mauerwerk. An der Nordseite beginnt 50 Fuß über der

Grundfläche ein allmählich abwärts gehender Gang von 3 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe, der zu einer tief in den Felsboden gehauenen Grabkammer hinabführt, die mehr als 100 Fuß unter der Grundfläche der Pyramide, also 600 Fuß unter dem Scheitelpunkte derselben liegt. Aus dem Gange zur Grabkammer zweigt sich bald hinter dem Eingange ein wagerechter Stollen ab, von diesem wieder ein aufwärts führender Gang, welche zu zwei übereinander liegenden Gemächern führen, die wie die Grabkammern genau in der Achse der Pyramide liegen. An den Steinen steht der Königsname Chufu eingegraben (Suphis, Cheops bei Herodot). Dieser König ließ, um die Pyramide zu bauen, aus geglätteten Steinen einen 10 Klafter breiten Weg vom arabischen Gebirge (am östlichen Nilufer) bis an den Fluß und dann am andern Ufer hinauf nach Memphis anlegen, um die großen Felsblöcke herbeizuschaffen; der Bau kostete zehn Jahre Zeit und in je drei Monaten arbeiteten 10000 Fronarbeiter. Man führte den Bau in Treppen und und Absätzen aus, die man dann von oben herab bis unten mit geglätteten Steinen von 30 Fuß belegte. Für Rettige, Zwiebeln und Knoblauch der Arbeiter allein zahlte der König zwei Millionen Thaler. Wie hoch mögen sich die anderen Kosten belaufen haben!

Die dritte kleinere Pyramide (218 Fuß hoch) ist die schönste. Der mürbere Boden verlangte einen großen Unterbau, auf welchem sich die Pyramide in fünf bis sechs senkrechten, stufenweise verjüngten Stockwerken erhob, deren Zwischenräume dann durch schräg ansteigendes Mauerwerk ausgefüllt wurden. Die Bekleidung besteht aus geschliffenen Granitplatten. In der Tiefe des Felsens grub man zwei Kammern aus, in deren einer man einen schön gearbeiteten Sarg aus Basalt aufstellte. Auf dem Deckel desselben lautet die Inschrift: „Seliger König Menkera, Ewiglebender, vom Himmel Stammender, Kind der Nutpe, Sproß

der Mut. Möge sich deine Mutter Nutpe über dich ausstrecken, in ihrem Namen, der Himmel Ausspannenden, sich darstellend dem Vernichter deiner unreinen Feinde, König Menkera, Ewiglebender.“ — Diese drei großen Pyramiden wurden in der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. errichtet.

Während in Unterägypten das Reich Memphis bestand, gab es in Oberägypten den mächtigen Kriegerstaat von Theben, der bald auch Unterägypten eroberte und es mit Denkmalen schmückte. Sesortosis erweiterte sein Reich auch nach Süden hin, bis zu den Nilfällen in Nubien, wo eine Säule diesen König darstellt. In Heliopolis errichtete er den ältesten Obelisk dem Sonnengotte, wie die Inschrift meldet. König Möris (Amenancha) ließ den großen See von 3600 Stadien Umfang ausgraben und dann Nilwasser durch einen Kanal hineinleiten. Bei Wasserfülle floß es sechs Monate hinein, bei Wassermangel sechs Monate heraus, um das Land zu bewässern. Mitten im See standen zwei Pyramiden von je 300 Fuß Höhe und mit einem Koloß auf der Spitze.

In dieser Landschaft erbaute derselbe König die Stadt der Krokodile und einen prachtvollen Reichspalast, welchen die Griechen Labyrinth nannten. Dieser Palast umfaßte zwölf Höfe, deren Eingänge einander gegenüber lagen, sechs nach Norden und sechs nach Süden. Eine Mauer umschloß das Ganze. Von den 3000 Gemächern lagen 1500 über und ebenso viele unter der Erde, welche man dem Herodot aber nicht zeigte, weil darin die Särge der Könige und die Mumien der Krokodile sich befänden. Die Ausgänge durch die bedeckten Räume und die Wendungen durch die Höfe sind sehr mannigfaltig. Man geht aus den Höfen in Gemächer, aus diesen in Vorhallen und dann wieder in andere geschlossene Räume. Über allen diesen Räumen liegt ein Dach, welches aus Stein besteht, wie die Wände, welche voll sind von eingehauenen Bildern. Jeder Hof ist mit

Säulen aus weißen, wohl ineinander gefügten Steinen umgeben. An der Ecke aber, wo das Labyrinth aufhört, steht eine Pyramide von 300 Fuß, mit großen eingehauenen Bildern, und ein Weg unter der Erde führt in das Innere derselben.

Genauer berichtet Strabo: „Dieser Bau besteht aus so vielen Palästen, als Ägypten damals Bezirke hatte, und ebenso viel Höfen mit Säulen. Vor den Eingängen zu den Höfen liegen dunkle lange Gemächer in großer Zahl, die miteinander in Verbindung stehen, aber nicht in gerader Linie, so daß man sich ohne Führer nicht zurechtfinden kann. Die Decke eines jeden Gemachs besteht aus einem einzigen Steinblock; auch die bedeckten Gänge sind mit Platten eines Steines von übermäßiger Größe bedeckt, ohne Anwendung von Holz oder anderen Stützen. Geht man auf das Dach, dessen Höhe bei einem Stockwerk nicht sehr groß ist, so hat man eine steinerne Fläche vor sich, die aus ungeheuren Werkstücken gebildet ist; blickt man von hier wieder in die Höhe, so sieht man sie, 27 der Reihe nach, von Säulen aus einem Stück gestützt. In diesem Palaste sammelten sich die Ausschüsse aller Bezirke mit Priestern und Opfertieren zu Opfern und Beratungen. Jeder Bezirk hatte dann seinen Palast."

Als das Hirtenvolk der Hyksos sich in Unterägypten festgesetzt hatte, wurde es von den Königen von Theben angegriffen, endlich vertrieben und während dieser Zeit Theben durch Paläste und Tempel verschönert, deren Ruinen man heute noch bewundert. Nahe an dem breiten, von Fahrzeugen belebten Strome erhebt sich auf einer künstlichen, von Backsteinen eingefaßten Terrasse ein längliches Viereck von dreiviertel Meilen Umfang, wo beim Dorfe Karnak die von Palmen umgebenen Ruinen stolz aus grüner Niederung sich erheben. Zwei Reihen liegender Widder, welche auf dem Rande der Terrasse beginnen,

führen zu kolossalen Propyläen (Vorhallen), auf welche lange Säulenreihen, Säle und Hallen folgen. Die Masse von Trümmern verwirrt den Blick, der in den durcheinandergeworfenen Resten von Mauern, den zerbrochenen Säulen, verstümmelten Kolossen, übereinandergestürzten Obelisken keine Ordnung zu entdecken vermag. Aber zugleich imponiert die Mannigfaltigkeit und Pracht des Materials von farbigem Sandstein, von schönem Marmor, von rotem und dunkelschwarzem Granit.

Das erste Vorgebäude führte einst in einen Hof, welchen Hallen umgaben, deren Decken von 75 Fuß hohen Säulen gestützt waren, lauter Monolithen (aus einem Stück). Jetzt liegen alle, bis auf eine einzige, in Stücken am Boden. Das zweite Thorgebäude führt 27 Stufen aufwärts zu den erhabensten Resten ägyptischer Baukunst, zu einem ungeheuern Saale von 320 Fuß Länge und 160 Fuß Breite. Die mächtigen Quadern, welche die Decke dieses Saales bilden, werden von 134 Säulen getragen, von denen die 12 mittleren, die stärksten, 70 Fuß Höhe und 11 Fuß Durchmesser haben. Die Kapitäle dieser Säulen messen 64 Fuß im Umfang, so daß wohl 100 Menschen auf ihnen stehend Platz finden. Alle diese Werke sind mit Skulpturen bedeckt, das Innere der Hallen ist mit Reliefs und Wandgemälden in verwirrender Fülle geschmückt, die zum Teil noch heute in den lebendigsten Farben prangen. Vor dem Eingange standen zwei Obelisken aus rotem Granit von 69 Fuß Höhe, von denen einer noch aufrecht steht. Seine Inschrift berichtet, daß Tutmes diesen Palast erbaute. In einem andern Hofe errichtete ein anderer König zwei Obelisken von 90 Fuß Höhe, von denen einer noch steht. Auf der vorderen Seite ist der Gott Ammon sitzend dargestellt, wie er seine Hand schützend über einen jungen knieenden Fürsten hält. Die Inschrift lautet: „Es spricht Ammon, der König der Götter; wir bewilligen Leben und Reinheit unserer Tochter, der Sonne, welche der

Wahrheit geweiht ist, der Regentin, welche lebt wie die Sonne." An den Seiten ist der König wiederholt dem Gott Ammon opfernd dargestellt, und diese sind mit Inschriften versehen. Der vierte, Tuthmosis (1550 v. Chr.), eroberte Nubien und erbaute dort den Ammontempel, dessen Inschrift lautet: „Siehe, was der Gott Thot, der Herr der göttlichen Worte, zu den anderen großen Göttern spricht: Kommt und seht dieses große und reine Gebäude, aus Sandstein gebaut, welches der König Tutmes errichtet hat seinem Vater Ammon, welcher offenbart ist in dem Himmel und den König zum Lebensspender für immer macht, wie die Sonne."

Der siegreiche König Amenophis erbaute Palast und Tempel zu Luxor, südwestlich vom Palast von Karnak, unmittelbar am Flusse auf einer aufgeworfenen Terrasse. Aus den Trümmern ragen noch 200 Säulen hervor. Zwei Reihen von 12 bis 18 Fuß langen Sphinxen verbanden den neuen Koloß mit dem alten. Auch am andern Nilufer baute er einen Palast, von welchem noch einige Säulen und zwei sitzende Figuren von 60 Fuß Höhe, aus einem Felsstück gemeißelt, übrig sind. Den Griechen war dieser kriegerische König unter dem Namen Memnon bekannt, welcher dem bedrängten Priamos vor Troja soll zuhilfe gezogen sein. Ein Obelisk stellte ihn dar, aber ein Erdbeben 27 v. Chr. warf einen Teil nieder, worauf der Rumpf bei Sonnenaufgang einen klingenden Ton von sich gab. Kaiser Septimius Severus ließ den Koloß restaurieren, und seitdem hörte das Wunder auf.

Berühmt durch Eroberungen und Bauten waren Sethos und sein Sohn Ramses, welchen die Griechen Sesostris nennen. Dieser Herrscher der Herrscher, König der Könige, unternahm weite Kriegszüge nach Nubien, bis zum Ganges und Thracien, machte ungeheure Beute und hatte ein Heer von 600 000 Fußgängern, 24 000 Reitern und 27 000 Streitwagen. Im Tempel

zu Memphis ließ er sechs Kolosse, sein Bild, das seiner Frau und seiner vier Söhne, errichten, zwei von 60 Fuß Höhe, vier von 40 Fuß. Auch Sethos ist in Bildern in den Nilfelsen bei Kalobscha dargestellt, wie er, auf dem Streitwagen mit gespanntem Bogen stehend, in Negerhaufen, die in Felle gekleidet sind, hineinjagt und sie niederfährt. Die Besiegten fliehen in ihre Dörfer, die in einem Felsenthal unter Kokospalmen stehen, in deren Gipfeln Affen klettern. Weiber und Kinder kommen betrübt heran. Dieser Scene gegenüber ist der König dargestellt, wie ihm Beute und Gefangene vorgeführt werden: gefesselte Fürsten, Elefantenzähne und Ebenholz tragende Neger, während andere Löwen, Panther, Antilopen, Gazellen, Strauße und Giraffen zuführen. Die Inschrift sagt: „Der gute Gott, d. h. der König, durchbohrte die Libyer und zersprengte die Fürsten von Kusch, das Geschlecht der Verkehrten; er hat die Völker der Toher in Kanaan bezwungen.“ Wie reich die Könige waren, kann man aus der Sage von der Schatzkammer des Ramses ersehen, welchen sein Baumeister bestiehlt, den König, der ihn will ergreifen lassen, täuscht und schließlich dessen Schwiegersohn wird.

Unter Sesostris erreichte Ägypten seine größte Macht, schuf aber auch seine prachtvollsten und vollendetsten Denkmale. Am Westufer des Nil, Theben gegenüber, baute Ramses einen Palast, dessen Hof eine doppelte Säulenhalle umgab, von welcher noch zwei Säulen stehen. Vor dem hinteren Thore dieses Hofes, welches in einen zweiten Säulenhof führte, standen die sitzenden Kolosse des Königs und der Königin aus rotem Granit. Der Untersatz war 18 Fuß, die Statuen von den Hüften an 54 Fuß hoch, liegen aber umgestürzt am Boden. Das Königsbild maß von einer Schulter zur andern 21 Fuß, der Zeigefinger 4 Fuß. Die Halle des zweiten Thores wurde von Säulen und Karyatiden (Menschenfiguren) getragen, und aus ihr führten drei Thore

von schwarzem Granit in einen weiten Saal, dessen Decke von 60 in 10 Reihen aufgestellten Säulen getragen ward. Noch stehen 4 Reihen, von denen jede Säule 35 Fuß Höhe und 6 Fuß im Durchmesser hat. Skulpturen und Inschriften bedecken die Wände und stellen den König im Umgange mit den Göttern dar. Inschriften erklären, was die Götter sagen und was das Königspaar darauf antwortet. An der Mauer sind in einer Prozession die Vorgänger des Ramses dargestellt und der Name über jede Figur geschrieben. Neben dem Thor ist das ägyptische Lager abgebildet: in der Mitte des Königs Zelt, Reihen von Pferden, welche Futter erhalten, Soldaten, welche die Waffen putzen und sich im Ringen üben. Weiterhin hört der König auf dem Throne die Berichte der Anführer an, ein Diener hält einen Sonnenschirm über seinem Haupte, ein anderer bringt Köcher und Pfeile, und in der Nähe steht der Streitwagen bereit. Neben dem Throne ist die Leibwache aufmarschiert, mit großen Schilden, Lanzen und Streitäxten bewaffnet. Daneben erhalten zwei feindliche Späher die Bastonnade und folgt ein großes Wagengefecht. Die ägyptischen Streitwagen stürmen heran, der König an ihrer Spitze allein auf seinem Streitwagen, einen Pfeil absendend; ihm zur Seite ein Löwe, als Symbol des Mutes. Auf jedem Streitwagen ist ein Kämpfer und ein Wagenlenker; auf den feindlichen Streitwagen ein Lenker, ein Schildträger und ein mit der Lanze bewaffneter Krieger. Die Feinde tragen lange Gewänder, Schnurrbärte und geschorene Köpfe. In wilder Verwirrung stürzen sie einem Flusse zu, der im Hintergrunde ihre Feste umgiebt, welche sie zu erreichen suchen, aber ins Wasser gedrängt oder am Ufer erschlagen werden. Jenseits des Flusses steht das Fußvolk des Feindes in Reihen. Im großen Säulensaale des Palastes ist die Bestürmung einer Festung dargestellt. Der König jagt einen verwirrten Trupp von Feinden vor sich her: Wagen, Reiter

und Fußgänger, die meisten schon von Pfeilen durchbohrt. Die Festung, auf einem Felsen gelegen, hat mehrere Stockwerke von Mauern übereinander, die von Türmen verteidigt werden. Die ägyptischen Fußsoldaten, von großen Schilden und einem Schilddache gedeckt, legen die Leitern an und beginnen, die Mauern zu ersteigen. Alle Wände der Paläste sind von oben bis unten mit Figuren und Bildern, die in Reihen untereinander stehen, bunt bemalt und durch Inschriften erklärt sind, vollständig bedeckt, so daß die Palastwand wie ein bunter, farbenprangender Bilderbogen aussah. Die Inschrift zu der Stadteroberung lautet: „Der gute Gott, der siegreiche König, hat im feindlichen Lande die besiegt, welche zwischen der doppelten Mauer standen; er erschreckte die Herzen der Feinde vor seinem Wagen; er erhob sein wachsames Auge und nahm den Bogen und zielte, und seine Rache war mächtig: er durchbohrte das Land der Sheta und zerstreute sie wie Strohhalme vor dem Winde. Er wendete sich zu ihrer Burg und gebrauchte seinen Mut und wehrte selbst mit seinem Körper und griff sie an, wie ein wütender Stier seine Genossen angreift; er freute sich des vernichtenden Werkes seiner Hände. Groß war das Geschrei der Besiegten, als der siegreiche Schakal (der König) ihre Stadt zerstörte und das Dach ihrer Häuser zertrümmerte und ihre Pfeile in ihrem Köcher zerbrach. Den Atem derer, die sich unterwarfen, ließ er frei im Munde (schonte ihres Lebens) und vernichtete die, welche sich gegen ihn erhoben, gegen die Sonne, den Wächter der Gerechtigkeit, der von Phra (Hauptgott) gebilligt ist, den Sohn der Sonne, Ramses, den Lebengeber."

Die ausführlichsten Darstellungen der Thaten des Ramses finden sich in Nubien. Anderthalb Tagereisen von Wadi Halfa bei Ibsambul, unterbricht am linken Nilufer ein Querthal von mehr als 300 Fuß Breite die den Fluß begleitende Felsenkette, und jenes Thal hat senkrechte Wände, in denen, einander gegen-

über, zwei Tempel eingehauen sind; der größere ist von Ramses dem Phra, der kleinere von seiner Gemahlin der Göttin Hathor gewidmet. An dem größeren Tempel, dessen Façade 100 Fuß beträgt, sind vier sitzende Kolosse von 60 Fuß Höhe und 25 Fuß Breite in den Schultern aus dem Felsen gehauen, von denen zwei den Ramses darstellen. Vor dem Hathortempel sitzen sechs kleinere Kolosse, drei auf jeder Seite des Eingangs; der mittlere von den dreien stellt die Königin, die beiden anderen den König dar. Zuerst kommt man im Ramsestempel in einen geräumigen Saal, dann durch zwei Gemächer ins innere Heiligtum, und von der Vorhalle führen Nebenthüren nach jeder Seite in zwei Felsensäle. Das Ganze besteht aus 14 Felsengemächern; die Decke des ersten Saales wird von 8 Pfeilern getragen, an welche sich ebenso viele 30 Fuß hohe Kolosse anlehnen, die mit gekreuzten Armen dastehen, die Geißel und den Nilschlüssel in der Hand, sämtlich Bilder des Ramses. Die Skulpturen, alle bemalt und noch in den frischesten Farben, zeigen gleich zur Rechten und Linken der Thür symbolische Darstellungen aller Siege des Königs. Vor dem stehenden Ammon, der dem Könige die Sichel der Schlacht reicht, schwingt Ramses den Streitkolben über einem Haufen Knieender, die er beim Schopf ergriffen hat, und Ammon sagt zu ihm: „Ich gebe dir die Sichel, töte mit ihr. Ich gebe dir den Süden zu unterwerfen und den Norden zu besiegen, und alle Stämme der verkehrten Geschlechter in die Flucht zu schlagen, und das Gebäude deiner Herrschaft auszudehnen, so weit die Stützen des Himmels reichen.“

Weiterhin steht der König bogenschießend auf dem Streitwagen, der von reichgeschmückten, schnaubenden Rossen gezogen wird; drei seiner Söhne folgen ihm auf Streitwagen gegen eine Feste auf einem Felsen. Fliehende Menschen und flüchtige Ochsen vor diesen am Fuße des Felsens bezeichnen die Flucht der Burg=

bewohner, von denen die meisten schon von Pfeilen des Königs getroffen sind. Kleidung, Farbe und Tracht deuten auf arabische oder syrische Völker. Weiterhin durchbohrt der König mit der Lanze einen Feind, und das folgende Bild zeigt die Rückkehr des Königs aus dem Lande der Neger. Er fährt ruhig auf seinem Wagen, hinten folgen gefangene Neger und rohe Gestalten mit Stricken um den Hals, mit gegürtetem Thierfelle um den Leib. Die Gefangenen führt der König den Göttern zu, die auf ihrem Throne sitzen. Die Figuren an der gegenüberliegenden Wand wiederholen die Siege über die Sheta und bestehen aus mehr als 800 Figuren. Eine lange Inschrift berichtet über den Feldzug und seinen Erfolg. — Solche bildliche Darstellungen mit den Berichten dazu vertraten die Stelle der Geschichtsbücher, hatten ja auch nur für den absoluten Herrscher Interesse.

In Nubien erbaute Ramses außerdem noch vier Tempel. Zu einem derselben führt vom Nil aus eine doppelte Reihe von Sphinxen. Den alten Palast zu Karnak erweiterte er, fügte zu dem Palast zu Luxor Propyläen und einen großen Hof mit einer Säulenhalle und zwei ungeheuren Kolossen, ließ am Palast des Amenophis einen großen Portikus errichten, schmückte den Tempel zu Heliopolis und ließ dem Phra Obelisken widmen, sechs Kolosse vor dem Tempel des Ptah zu Memphis aufstellen, außerdem Kanäle graben und Dämme aufschütten, wozu er die Gefangenen benutzte. Auch wollte er vom unteren Nil einen Kanal nach dem Roten Meere anlegen, wo er eine Kriegsflotte unterhielt. Der Kanal kam zwar nicht zur Ausführung, doch ward bei dieser Gelegenheit viel wüstes Land in fruchtbares verwandelt. Diese Bauten sind um so staunenerregender, als man als Mittel zum Brechen, Bearbeiten und Glätten der Steine nur steinerne oder bronzene Werkzeuge, zum Fortschaffen nur Menschenkräfte oder Stiere hatte.

Auch seine Nachfolger ließen bilder- und statuenreiche Paläste errichten, die in Trümmern liegen, aber durch Inschriften über die Thaten der Könige berichten. Es sagt eine solche z. B.: „Der König war wie ein Löwe, und sein Gebrüll in den Bergen ließ die Ebene erzittern. Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern, so flohen die Feinde vor dem Könige. Seine Schützen durchbohrten die Feinde, und seine Rosse waren wie Sperber. Der Geist des Königs durchbohrte ihre Fürsten den ganzen Tag lang wie ein Stier, welcher unter den Schafen steht, und mit dem Glanze seiner Augen vernichtete er die, welche vor ihm und hinter ihm standen. Seine Streiche leuchteten wie die Feuerflammen vor den Thoren der Feinde; wo er ihre Thäler zerstörte, lagen die Toten zur Rechten und Linken. Und er trieb ihre Herden weg und ließ den Toten die männlichen Glieder abhauen und sie zählen. Die Männer der großen Insel wurden dem Ammon als Sklaven zugebracht, als der König zu ihren Häfen gedrungen war über die Oberfläche des Wassers auf seinen Flügeln wie ein Vogel des Sumpfes. Das Heer der Feinde floh vor seinen Rossen wie die Eidechse. Es baten die Besiegten, und der große und starke König gab ihnen die Geister des Lebens, deren die Bewohner Ägyptens sich freuen. Ramses besiegte die Länder der Feinde und teilte das Opfer an die Priester aus und brachte die Besiegten den Göttern dar. Er trägt die Welt mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden, und der Geist des Phra ist geoffenbart in seinen Gliedern, und das reine Geschlecht (Ägypten) ist im Glanze seiner Strahlen und vermehrt sich an Männern und Weibern. Der Herr Ägyptens, der Herr der Stärke, spendet fortdauernd Leben wie die Sonne. Durch tägliche Opfer giebt er den beiden Ägypten das Leben und läßt seine Glieder leuchten wie die Sonne.“

„Theben kann man eher eine Stadt der Riesen als der Men-

schen nennen, so kolossal sind die Gebäude und Bildwerke noch in ihren Trümmern. In der Zeit seines Glanzes muß dieses Theben der wunderbarste Anblick gewesen sein, wie es sich zu beiden Seiten des Nil ausdehnte mit seinen Palästen und Tempeln, die gedrungen und massenhaft wie Felsen aus der Ebene emporstiegen, während die Menge der Kolosse und Obelisken einem steinernen Walde ähnlich war. Auch die Häuser des Volks erhoben sich, wenn auch nur aus Backsteinen, 4—5 Stockwerke hoch. Nicht weit entfernt von der Stadt, in der ersten libyschen Bergkette, die hier 300 Fuß hoch aus der Ebene emporsteigt, ziehen sich ununterbrochen zwei Stunden weit die Katakomben der Bewohner in diesen Bergen fort. Die Grüfte und die zu ihnen führenden Gänge sind sämtlich und zum Teil sehr tief in den Felsen eingehauen. Mehrere Reihen von Grabkammern stehen übereinander. In den unteren, den Grabstätten der Reichen, sind die Gräber größer und schöner; die oberen sind einfacher, kleiner und ärmlicher. Gerade und gewundene Treppen verbinden diese Stockwerke und die Grabkammern miteinander. Galerieen, Stollen und senkrecht hinabführende Schachte unterbrechen die Reihenfolge der Höhlen und geben dieser Totenstadt den Charakter eines unentwirrbaren Labyrinths. Diese Katakomben mit Tausenden von Mumien, mit ungezählten Gemächern, voll von Papyrusrollen und Amuletten, welche man den Toten mitgab, mit den Skulpturen und Fresken der Wände und Decken, die meist in merkwürdiger Frische erhalten sind und den Beruf jedes Bestatteten der begüterten Stände auf das Treueste und in der mannigfaltigsten Weise darstellen, sind eine unerschöpfliche Quelle für die Kenntnis des Lebens und der Sitten einer so fernen Zeit.

„In einer zweiten Bergkette, weiter nach Westen, welche von der ersten durch eine einsame, öde, von schroffen Felswänden gebildete Schlucht getrennt ist, die keine Spur von Vegetation

zeigt, liegen die Gräber der Könige. Wenn die Könige des alten Reichs unten bei Memphis Steinberge über ihren Gräbern auftürmten, so ließen die Fürsten des neuen Reichs große Gewölbe und Hallen zu ihren Grabkammern in den Felsen hineinhauen. Im Altertum kannte man hier 40 Königsgräber, von denen heute über 20 geöffnet sind. Geräumige und vielfach gesperrte Gänge führen 50—300 Fuß tief in den Felsen hinein. Jedes Grab besteht aus einer Gesamtheit von Galerieen, Kammern und Sälen, die ein Hauptgemach umgeben, in welchem der Sarg ruht. Die Decken der weißen Grabeshallen werden von Pfeilern gestützt. Das Grab Ramses' I., der nur kurze Zeit regierte, ist das einfachste. Der Sarg ist von Granit, ohne Bildhauerarbeit; nur in den Nebengemächern sieht man Reliefs: die Götter Horus und Anubis mit dem Schakalkopfe führen den König vor Osiris, den Herrn der Unterwelt. Am Eingange der dritten Grabhöhle liest man die Namen Sethos und Ramses des Großen; in der zweiten ruht König Menephta. Ein prächtig geschmückter Korridor führt durch Treppen und Vorgemach in eine von Pfeilern getragene Grotte, in welcher die Leiche des Königs in einem von Skulpturen bedeckten Alabastersarge ruht. Auch Ramses III. ruht hier, und liest man in den Gräbern die Namen seiner Nachfolger."

7. Ägypten, Land und Volk.

Die ägyptische Geschichte reicht am weitesten (4000 bis 6000 Jahre v. Chr.) in das Altertum zurück und ist uns erst verständlich geworden, seit man die Hieroglyphen der zahlreichen Inschriften und Papyrusrollen zu lesen vermochte. Ägypten

war bereits ein wohl organisierter Kulturstaat, als die Erzväter der Juden noch ein bildungsarmes Nomadenleben führten. Oft stritten seine Herrscher mit denen von Babylonien und Assyrien um den Besitz und unternahmen Kriegszüge bis zum Kaukasus und Indus. Den Griechen galt Ägypten für das Land der Weisheit, seit Herodot dasselbe durchwandert hatte. Auch Solon, Pythagoras und Platon sollen hier Weisheit gelernt haben. Später ward Alexandrien Sitz der Wissenschaft und griechischer Gelehrsamkeit. Schon in den ältesten Zeiten betrieb man in Ägypten erfolgreich Geometrie und Astronomie, deren man bedurfte, um die Überschwemmung des Landes durch den Nil im voraus zu berechnen und die Zeit einzuteilen. Das Volk war sehr schreibselig, denn es bedeckte die Wände der Paläste und Tempel, die Seiten der Obelisken und selbst Statuen mit Inschriften, gab gar den Toten allerlei Zeugnisse, Quittungen, Rezepte u. s. w. mit in den Sarg. Beim Schreiben verwendete man aber nicht die Buchstaben eines Alphabets, wie wir es thun, denn ein solches besaß das schreibselige Volk nicht, sondern Bilderzeichen (Hieroglyphen), oder benutzte abgekürzte Bilder als Buchstaben (demotische Schrift). Da die alten Ägypter die Sprache der heutigen Kopten redeten und diese Sprache sich wenig verändert hat, so wird es unseren Gelehrten mit Hilfe des Koptischen möglich, jene Inschriften und Papyrusrollen zu lesen. Das Volk nannte sich Gypti, Kypti, Kopti, ihr Land Chämi, d. h. das Schwarze, im Gegensatz zur blendend weißen Wüste.

Ganz eigentümlich und daher schon im Altertum bewundert war die Beschaffenheit des Landes, welches ein 300 Meilen langes und 3 — 4 Stunden breites Flußthal darstellt. Nur Unterägypten von Kairo ab ist ein sumpf- und seenreiches Flachland. Der Nil als Lebensspender des Landes ward als Gott verehrt. Er kommt weit aus Innerafrika, vielleicht von jenseits

des Äquators als Abfluß großer Seeen, und ist vom Einfluß des Bahr el Azrak an 560 Meilen lang. Am nördlichen Rande Hochafrikas und dessen Schneegebirgen entspringt der Weiße Nil (Bahr el Abiad), durchbricht die Terrassen des Gebirges und gelangt nun in ein waldiges Sumpfland, welches von Tamarisken, Sykomoren, Schilfrohrdickichten und baumhohen Schlingpflanzen bedeckt, von Elefanten, Nashörnern, Nilpferden, Krokodilen, Zebras, Hyänen, Antilopen und großen Schlangen bewohnt ist. Hierauf tritt der Strom in ein weites Bergland von mittlerer Höhe ein, in welchem er sich mit dem Blauen Nil (Bahr el Azrak) vereinigt, der eine geringere Wassermenge vom abessinischen Plateau und den Alpen des Schneegebirges Samen herabführt. Diese beiden Wasser fließen vereinigt als Nil durch eine Felsen- und Wüstenplatte, die mit vulkanischen Kegeln besetzt ist. Die Bergzüge, den Terrassen des Randgebirges gleichlaufend, legen sich dem Flusse quer vor, der sie nun in unzähligen Katarakten durchbricht. Nur in den Senkungen zwischen den Bergzügen gedeiht eine Vegetation. Bei Syene durchbricht der Nil den letzten Querriegel, denn nun wird sein Bett zur langen Rinne, die er, mehr als 3000 Fuß breit, bis zum Meere durchzieht.

Diese oben erwähnte 3—4 Stunden breite Spalte, eine Oase mitten in der Wüste, hat im Westen Flugsand, im Osten hohe Felsklippen, öde Platten und Sanddünen, welche den Raum bis zum Roten Meere füllen. Die Erde, welche der Nil aus den Gebirgen mitbringt, setzt er bei seinem langsamen Laufe durch das untere Thal als fruchtbaren Schlamm bei der Überschwemmung ab. Dieser Schlamm vertritt die Stelle des Düngstoffes, und die Kühle und Feuchtigkeit der Luft fördern das Wachstum des Getreides. Schmilzt der Schnee auf den Hochgebirgen und tritt die Regenzeit ein, so schwillt der Fluß Strecke nach Strecke langsam an, tritt Ende Juli aus seinen Ufern,

überflutet das Thal bis an den Fuß der Berge und steht Ende September 26 Fuß über dem niedrigsten Wasserstande, um sodann langsam wieder zu fallen. Dieses Steigen und Fallen dauert vier Monate und befruchtet das Land, weshalb man das Wasser in Gräben und mittels Schöpfrädern nach höheren Gegenden leitet. Denn Regen fehlt ganz oder ist unzureichend in dem heißen Lande; nur im Delta giebt es von Zeit zu Zeit Regengüsse und kühlt der acht Monate hindurch wehende Nordwind.

Diese Natur des Landes führte die Bevölkerung schon in den frühesten Zeiten zum Ackerbau, zum Anlegen fester Wohnsitze, zur Beobachtung der Natur und zu Erfindungen. Man mußte sich die Zeiten der Überschwemmung merken und sie voraus berechnen, was nur mittels Beobachtung der Gestirne möglich war. Zugleich mußte man die schlammbedeckten Äcker ausmessen lernen, um sie nach der Überschwemmung den Eigentümern wieder zuzuweisen, mußte sich mit Vorräten für die Zeit der Überschwemmung versehen und den Nil mit Schiffen befahren lernen, für Zeiten des Wassermangels Kanäle und Wasserbecken anlegen und den Fluß durch Dämme einfassen.

Nach Stand und Beschäftigung teilte sich das Volk in Kasten, deren oberste die Priester und Krieger bildeten; die Zahl der übrigen kennt man nicht. Alles Land gehörte den beiden ersten Kasten, denn das Volk war nur Pächter. Dem König schrieben die Priester für alles und jedes ein bis ins kleinste gehendes Zeremoniell vor, auch entschieden sie, ob er dürfe einbalsamiert werden. Die Priester bildeten den wissenschaftlich gebildeten Teil des Volks, waren also Ärzte, Richter, Baumeister, Gesetzkundige, Schriftsteller u. s. w. und ordneten Lebensweise, Beschäftigung u. s. w. des Volks bis ins kleinste durch das Zeremoniell der Religionsvorschrift. Ägypten war also ein Priesterstaat, in welchem jeder einer Zunft angehören mußte, selbst die Diebe, die unter einem Diebeshauptmann standen.

In dem despotisch regierten Lande war der König Herr alles Grund und Bodens, von welchem er einen Teil an die Priester und Krieger abtrat, den Rest verpachtete und dadurch sein Volk zu fleißigem Ackerbau anreizte. Selten brauchte man zu pflügen, streute vielmehr nach der Überschwemmung die Saat in den feuchten Boden oder ließ sie durch Schweine oder Ziegen eintreten. Nur in wenigen Gegenden zog der Ochse den einfachen Pflug, der leichte Furchen aufwarf, oder lockerte man mit der Hacke den Boden. Neben den Arbeitern standen stets Aufseher. Mais und Weizen schnitt man mit der Sichel, ließ sie durch Ochsen unter Gesang der Treiber austreten, schüttelte die Körner in Schwingen, um die Spreu abzusondern, und bewahrte sie dann in Säcken in Speichern auf. Trauben wurden ausgetreten oder gepreßt. Viehzucht trieb man eifrig, denn man hielt große Herden von Gänsen, Hühnern, Schafen, Ziegen, Eseln und Rindvieh und behandelte kranke Tiere ärztlich. Außerdem trieb man großartigen Fischfang, aber auch Jagd auf Hasen, Füchse, Steinböcke, Gazellen, Hyänen, Büffel und Löwen, wobei man Netze, Lassos, Fallen, Pfeile und Bogen, Hunde und Wagen benutzte. Nilpferde griff man von Barken aus mit dem Speere an.

Der Handwerke gab es sehr viele, welche treffliche Arbeiten lieferten. Man liebte lange, enganschließende, sorgfältig in Falten gelegte Kleider, Salben, Haartouren, Bäder, vielartig geformte Ringe für jeden Finger, Halsketten, Ohrgehänge, Armbänder, Metallspiegel, Salbenbüchsen u. s. w. Arme trugen nur ein leinenes Hemd und einen wollenen Mantel darüber; Handarbeiter begnügten sich mit einem Schurz um den Leib als Kleidung.

Die Häuser der Vornehmen hatten mehrere Stockwerke mit Galerieen und Terrassen, waren zugleich leicht und zierlich gebaut, und die Landhäuser umgab man mit schattigen Baum=

gängen, abgezirkelten Blumenbeeten, zierlichen Pavillons und Wasserbecken. Man lebte sehr gesellig, fuhr im Wagen zur Gesellschaft oder ließ sich im Tragsessel dahin bringen; verkehrte in großen Sälen, und Männer und Frauen erhielten von zierlich gekleideten Sklaven Blumenkränze und Schalen. Der Tisch war gedeckt; Brot, Feigen und Trauben wurden in Körbchen, der Wein in Glasflaschen, Gemüse und Geflügel auf Schüsseln gereicht. Feste Speisen aß man mit den Händen, flüssige mit dem Löffel. Bei den Mahlzeiten lebte man sehr unmäßig, so daß Männer und Frauen sich erbrachen oder fortgeschafft wurden. Bei Tische unterhielten bezahlte Tänzer oder spielten Männer und Frauen auf Harfen, Guitarren und Flöten nebst Tamburin. Auch sangen die Gemieteten im Chor zur Harfe, oder die Gesellschaft sang und tanzte selbst. Geschmückte Frauen spielten Harfe und Guitarre; andere sangen und klatschten dabei in die Hände; noch andere tanzten nach der Musik in wunderlichen Stellungen. Auch trieben Männer und Frauen Ball-, Brett- und Fingerspiel, übten sich Krieger im Ringen, Schiffer lieferten Scheingefechte mit langen Stangen; kurz und gut, man führte ein heiteres Fest- und Wohlleben.

---

8. Totenfeier, Götter- und Tierverehrung in Ägypten.

Leichen wurden nach priesterlichen Vorschriften einbalsamiert, wobei man auf folgende Art verfuhr. Zuerst nahm man das Gehirn mit einem gebogenen Eisen durch die Nasenlöcher heraus, dann trat der Tempelschreiber des Bezirks an die Leiche und bezeichnete den Ort des Einschnittes in den Unterleib. Der Einschneider that den Schnitt mit einem scharfen, äthiopischen

Steine und floh sogleich, von den Verwünschungen, Flüchen und Steinwürfen der Angehörigen des Toten verfolgt, denn er hatte wider Volksglauben einen Leichnam verletzt. Nun nahm man die Eingeweide heraus, spülte den Leib mit Palmwein aus, füllte ihn mit Myrrhen und Räucherwerk und nähte ihn wieder zu. Alsdann legte man ihn einige Zeit in Natron, reinigte ihn hierauf, bestrich ihn mit Gummi und umwickelte ihn mit vielen Byssusbinden. Auf der Brust brachte man den Käfer des Ptah oder das offene Auge (Osiris) an. Tausende solcher Leichen haben sich bis heute erhalten, die nach 3000 Jahren auferstehen sollten.

Der Sarg hatte die Gestalt des Körpers; am Fußende trug er das Bild der Isis, am Kopfende das der Nutpe. Name und Stand des Verstorbenen sowie Gebete an die Götter wurden auf den Sargdeckel gemalt oder eingehauen. Vornehme Familien nahmen zwei- und dreifache Särge aus dem härtesten Holz oder Granit, indem sie einen in den andern einsenkten. Die Deckel wurden so fest geschlossen, daß sie nur durch Zerstörung des Sarges konnten geöffnet werden. Lieblingsgeräte des Toten und Listen seiner Besitztümer wurden mit in den Sarg gelegt, dazu eine Papyrusrolle, welche den Brauch bei der Bestattung, Gebete des Toten an die Götter der Unterwelt zu berichten hatte und eine Beschreibung der Unterwelt sowie der Schicksale der Frommen und Unseligen enthielt. Diese Rolle trug die Überschrift: „Von der Erscheinung im Lichte des Osiris" und schloß mit den 112 Namen des Osiris.

In feierlichem Zuge brachte man die Leiche in die Grabkammer, welche der Tote schon bei seinen Lebzeiten hatte aushauen und mit Darstellungen aus seinem Amte, seiner Beschäftigung, Lebensvorfälle oder Besitztümer in Basreliefs oder Bildern hatte schmücken lassen. War er Priester oder Beamter gewesen, so trug man der Leiche die Standesabzeichen voran;

war er hoher Offizier gewesen, so folgte ihm sein Streitwagen. Im Zuge gingen gemietete Klageweiber und Männer mit Palmenzweigen, vor der Leiche der zum Opfer bestimmte Stier, und Ochsen zogen die Schleife, auf welcher die Barke mit dem Sarge stand. Hinter dieser schritten die Familie und Freunde des Toten dahin. Der Stier ward geopfert, der Weihrauch angezündet, dem Toten Spenden gebracht. Er ward gepriesen, weil er gut erzogen, wohl unterrichtet, fromm, gerecht und mäßig war, worauf die Verwandten die Götter baten, den Toten in die Gemeinschaft der Frommen aufzunehmen. Die begleitende Menge stimmte ein und rühmte den Glauben des Toten. Diesem gab man nun irdene Gefäße mit Wasser und einige Opferkuchen mit, um endlich die Grabkammer zu schließen. Die Leichen der Armen setzte man gemeinsam in größeren Grotten bei, wofür man dem Tempel eine Abgabe zahlte.

Die Völker des Altertums wußten nicht, wie sie das Wesen ihrer Götter bildlich darstellen sollten. Die Orientalen gaben ihren Göttern Tiergestalten, welche geistige Eigenschaften ausdrücken sollten; erst die Griechen verliehen ihren Göttern Menschengestalt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn die Ägypter ihren menschlich gestalteten Götterfiguren Tierköpfe oder tierische Glieder gaben, sogar gewisse Tiere, z. B. Katzen, Kühe, Hunde, Ibis, Sperber und Krokodil und andere göttlich verehrten, d. h. in dem Tiere irgendeine Eigenschaft des Gottes vergegenwärtigt sahen. Mütter waren froh, wenn ein Krokodil ihr Kind verschlang. Kein heiliges Tier durfte getötet werden. Wer dies absichtlich that, ward sofort vom Volke erschlagen; geschah es ohne Absicht, so mußte man schwere Buße zahlen. Wenn daher jemand ein totes heiliges Tier erblickte, blieb er in der Ferne stehen, wehklagte und beteuerte, daß er es tot gefunden habe. Bei Feuersbrunst dachten die Ägypter mehr an Rettung der Katzen als an Löschung des Brandes. In jedem Tempel

ward ein dem Gotte geweihtes Tier ernährt, gepflegt und angebetet. Auf golddurchwirkten Purpurdecken ruhten diese Tiere, welche man badete, salbte, mit Schmuck versah, mit Leckereien fütterte, nach dem Tode einbalsamierte und in heiligen Gräbern bestattete. Starb eine Katze, so schoren sich die Hausbewohner die Augenbrauen; starb ein Hund, so wurden Kopf und Leib rasiert. Reiche Leute verwendeten oft ihr ganzes Vermögen auf die Bestattung heiliger Tiere. Das heilige Krokodil vom See Möris lebte zahm im Tempel von Fleisch und Mehl, trug Glas- und Goldgehänge in den Ohren, Spangen an den Vorderbeinen, ward nach dem Tode einbalsamiert und in heiligem Sarge begraben. Viele hielten es für eine fromme That, dieses Krokodil mit Leckerei zu füttern.

Die größte Verehrung genoß der schwarze Ochse Apis, der besondere Kennzeichen hatte. Ihm ähnliche Stiere durften nicht getötet werden, und sein eigener Tod ward tief betrauert, dann aber suchten Priester nach einem neuen Apis. War er gefunden, so schickte man ihn 40 Tage auf schöne Weide, und dann durften ihn auch Frauen sehen. Endlich führte man ihn in einem Boote, welches eine goldene Kapelle trug, nach Memphis, wo man seine Ankunft sieben Tage mit Aufzügen, Festen und Schmausereien feierte. Fröhlich ward das Fest der Göttin der Fruchtbarkeit gefeiert. Männer und Frauen kamen zu Schiffe nach Babustis; auf allen Böten ertönte Flötenmusik, Weiber lärmten mit Klappern, die anderen schlugen in die Hände und sangen dazu. In jeder Stadt ward gelandet, die Straßen unter Neckerei, Tanz und Geschrei durchzogen, in Babustis große Opfer gebracht und viel Wein getrunken, weil an 70000 Männer und Frauen hier sich einzufinden pflegten. Osiris und Isis verehrte man im ganzen Lande, jenen als Herrn der Welt und des Lebens, diese als Göttin der Fruchtbarkeit. Der Feind beider war Typhon, die ausdörrende Hitze, Unfruchtbarkeit und

Dunkelheit. Daher starb Osiris und lag in Busiris, wo man alljährlich ein großes Trauerfest veranstaltete unter Fasten, Gebet, Wehklagen und An-die-Brust-schlagen. Man suchte den Leichnam, trug das Bild der trauernden Isis umher, verscheuchte durch metallene Klappern den bösen Typhon, suchte nachts bei Lampen- und Fackelschein, zog durch die Felder und Haine bis zum Meeresufer hin, wo die Priester riefen: „Wir haben ihn gefunden! Glück auf!“ Hierauf wurde er feierlich begraben zu der Zeit, wann die ersten Keime der neuen Vegetation sich zeigten. Weil die Ägypter an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an ein Gericht von himmlischen Richtern, an Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten glaubten, balsamierten sie ihre Toten ein, denn die Fortdauer der Seele, die nach 3000 Jahren zurückkehrt, hing von der Erhaltung des Körpers ab. Aus Frömmigkeit kleidete und salbte man die Götterbilder, räucherte vor ihnen, opferte Tiere, Früchte, Blumen und hing Weihgeschenke im Tempel auf. Das ganze Leben sollte ein Gottesdienst sein, ward daher genau nach Reinheits- und Speisegesetzen geregelt. Mit Fremden als Ungläubigen aß kein Ägypter an einem Tische, aß nie das Fleisch, welches das Messer jenes geschnitten hatte, trank nie aus einem Glase mit ihm.

Ein strenges Ritual hatten die Priester zu befolgen, die sich je nach ihrem Amte in viele Klassen teilten, aber reichliche Einkünfte hatten. Sie mußten sich in jeder Nacht zweimal und ebenso oft am Tage waschen, an jedem dritten Tage den ganzen Leib scheren, durften nur leinene Kleider und Schuhe von Byblus tragen, kein Schweine-, Schaf- und Fischfleisch, keine Hülsenfrüchte essen, Bohnen nicht einmal ansehen. Außerdem mußten sie oft fasten, von Zeit zu Zeit sieben Tage lang sich kasteien, einmal sogar 42 Tage lang, um in sich die 42 Todsünden zu vernichten. Dafür erhielten sie alle Tage frisches Brot, Ge-

müse, Gänse, Kalbfleisch und Wein. Musik, Wissenschaft, Kunst und Poesie erhielten ihre Pflege durch Priester.

9. Das alte Indien.

Man ist allgemein der Ansicht, daß die Völker Europas und Vorderasiens ihre Urheimat am Hindukusch hatten, wo sie mit den Hindus zusammenwohnten als ein Urvolk. Daher haben die europäischen Sprachen, Religionen, Heldensagen u. s. w. viel Gemeinsames mit den indischen. Indessen verloren die Europäer ihre Urheimat bald aus dem Gesicht, gestalteten ihre Verhältnisse anders, und erst Alexander entdeckte die Urheimat wieder, in welche nach zwei Jahrtausenden auch Europäer gelangten und nach und nach das reiche, große thatenarme Land eroberten. Als sie in Indien die Herren wurden, lernten sie die uralten heiligen und poetischen Schriften der Hindus kennen und fanden auch die uralten Tempel auf, zu denen man Felsenstrecken ausgehöhlt hatte. Unsere Sprachforscher studieren seitdem das Sanskrit, d. h. die Sprache der heiligen Religionsbücher der Hindus, welche nur Priester verstehen, um die Urgestalt der griechischen, lateinischen, deutschen, slavischen und keltischen Sprache zu erforschen. Gar vieles in der europäischen Mythologie weist auf altindischen Glauben hin. Wir wollen daher zum Schluß einen Blick auf das uralte Kulturland Indien werfen.

Nirgends zeigt sich die Natur in größerer Schönheit, in sanfteren Formen, in bunterer Mannigfaltigkeit und reicherer Produktionskraft als in Indien. Von den Schneegipfeln des Himalaya, des höchsten Gebirges der Welt, senkt sich dasselbe

nach Westen zu durch alle Abstufungen bis zum feuchten Flachlande der Mündungen des Ganges und Indus. Dagegen sind auf der südlichen Halbinsel Dekan die Gegensätze noch näher zusammengerückt, denn unmittelbar hinter dem flachen Küstenstreifen, wo die Niederlassungen der Europäer liegen, hebt sich das Gebirge hoch empor und stoßen kühle Alpenthäler nahe an die Gegenden glühender Hitze. Dadurch entsteht eine Vielartigkeit der Vegetation, wie sie kein anderes Land bietet. Hier wachsen der Zimmetbaum, der Pfeffer und andere feurige Gewürze; Myrrhen und Weihrauch werden hier gesammelt. An den Küsten des Meeres zwischen Reispflanzungen gedeiht die Kokospalme, die allein fast allen Bedürfnissen des Menschen genügt. In anderen Gegenden lohnen unzählige Palmen- oder Feigenarten, oder der nahrhafte Mangobaum reichlich für leichte Pflege, und auf der Höhe stehen die alten Waldungen des Teakbaumes, der indischen Eiche. Wunderbar vor allem ist die Üppigkeit des Wuchses in den Wäldern am Abhange des Gebirges; jeder Baum trägt einen neuen Wald von Lianen und anderen Schlingpflanzen, die den Stamm umgeben, von den Ästen herabhängen und zugleich bis zu dem luftigen Wipfel aufsteigen. Charakteristisch für Indien ist die Banane, an welcher jeder Zweig neue Wurzelfasern zur Erde senkt, die, zu Stämmen erstarkend, in gleicher Weise Äste und Wurzeln treiben, so daß im Laufe der Jahrhunderte der einzelne Stamm sich zu Tausenden vermehrt und ganze Heere in seinem Schatten ruhen können. Hatte doch ein solcher Baum an der Narbudda 350 Haupt- und über 3000 Nebenstämme.

Nicht minder reich ist die Tierwelt Indiens. Hier ist der verständige, mächtige Elefant einheimisch, dessen Lebensalter mehrere Jahrhunderte überdauert; hier findet sich das kolossale Rhinozeros. Papageien, Pfauen und zahllose Vogelarten mit glänzend buntem Gefieder, dazu noch Eichhörnchen und Affen

beleben die dichtverschlungenen Zweige der Wälder, während am Fuße der Stämme Herden von Büffeln, Elefanten, Hirschen und Antilopen herumstreifen. Das Meer liefert Perlen und Korallen, die Gebirge Dekans leuchtende Diamanten und farbige Edelsteine in reichen Lagern. Indien ist Heimat der Seidenraupen und Baumwolle, des Indigos, Reises u. s. w., und Kaschmirshawls gehörten zu den Wundern der Industrie. Es giebt aber auch Verderbliches in diesem wunderbaren Lande. In den Wildnissen hausen Löwen, Tiger, Leoparden und Schakals; aus dem heißbeschienenen Boden kriecht schädliches Gewürm aller Art in ungewöhnlicher Größe und ungeheurer Zahl hervor; in Lichtungen schleichen Schlangen umher, in den Flüssen lauern Krokodile. Tödliche Krankheiten verbreiten sich mit unwiderstehlicher Gewalt, und entnervende Fieber haben in den Niederungen oder feuchten Gebirgsthälern ihre bleibende Stätte.

Nicht minder wunderbar war die Ordnung der Menschenklassen, denn das Volk teilte sich in Erbstände oder Kasten, unter denen die Priester obenan standen, alles und jedes in der Arbeit, Kleidung. Nahrung u. s. w. vorschrieben, alte Religionsbücher besaßen und eine phantastische Religionslehre studierten. Die unterste Klasse, die Parias, wurde dagegen unter die Tiere gestellt und aus der Staats- und Gemeindegesellschaft ausgestoßen, während man Affen, Elefanten und andere heilige Tiere pflegte und in Krankenhäusern heilte, wenn sie krank waren. Kein Paria durfte in einem Dorfe oder gar in einer Stadt wohnen, sondern mußte unstät im Walde umherziehen, sich in Gruben oder auf Bäumen vor wilden Tieren bergen. Die Berührung mit ihm verunreinigte alles. Wasser, durch seinen Schatten gelaufen, mußte erst durch Sonne, Mond und Wind wieder gereinigt werden. Wenn sie auf der Landstraße Leute anderer Kasten ziehen sahen, mußten sie laut heulen, um dieselben zu warnen; unterließen sie dies, so wurden sie

getötet. Schreiend setzte der Paria seine Körbe und Ware, die er verkaufen wollte, an die Straße, zog sich zurück und holte sich nach Entfernung des Käufers den Preis. Diese Volksklasse war roh und verwildert; ihre Sprache bestand aus rohen, fast unartikulierten Lauten; keine Speise war ihnen zu schlecht; besonders beliebt Fleisch von gefallenem Vieh. So lebte in dem reichsten Lande die elendeste Bevölkerung der Erde. Einen anderen Gegensatz bildeten die Einsiedler und Selbstpeiniger, die in der größten Entsagung und Selbstqual ihre Vereinigung mit Gott und die Seligkeit suchten. Sie erwählten die Einsamkeit und versenkten sich ganz in das Nachdenken über das Wesen Gottes und der Welt; andere zogen im Lande umher als Büßende, nackt und verwildert; noch andere peinigten sich. Bei jeder öffentlichen Prozession sah man einige, die sich mit glühenden Eisen brannten, Stücke Fleisch ausrissen, sich durch die Haut einen Riemen zogen, diesen an einem Haken aufhingen und sich daran schwingen ließen. Manche ließen sich lebendig begraben, stürzten sich in den Fluß, warfen sich unter die Räder des Wagens, welcher bei Prozessionen das Götterbild trug, um sich mit den Göttern zu vereinigen. Es brachte dem Kranken Seligkeit, wenn man ihm den Mund mit Gangesschlamm füllte und er erstickte. Wer auf dem Wege einer Prozession ermattete und sich nicht in die tiefe Kluft eines heiligen Gebirgsthales stürzen wollte, ward zu Tode gesteinigt als ein von Gott Verworfener. Beim Tode des Mannes mußte sich die Witwe mit ihm verbrennen lassen, und diese Sitte galt für so gottgefällig, daß die Engländer sie nicht beseitigen konnten.

Die Hindus haben nicht nur einen besonderen Baustil ausgebildet, sondern auch zahlreiche sogenannte Grottentempel geschaffen, d. h. große Felsmassen ausgehöhlt zu Sälen, Galerieen, Treppen, Korridoren, Hallen, Wasserbehältern u. s. w., die in Reihen neben- oder in Stockwerken übereinander liegen und sol-

chen Umfang erhielten, daß die Bewohner großer Städte in ihnen Platz hätten. Jetzt liegen sie vergessen, verachtet und gar gescheut in Einsamkeit, aber wegen ihres Baues unzerstörbar da. Besonders reich an solchen Tempeln ist Dekan, und bekannt wurden die unterirdischen Riesentempel auf den Inseln Elefante und Salsette bei Bombay; andere liegen im Innern des Landes, der merkwürdigste bei Ellora. Die Hauptgrotte des Tempels zu Elefante bildet ein Quadrat von 120 Fuß, 24 Pfeiler stützen das Felsdach, auf welchem der Berg lastet. Drei Seiten haben Eingänge und Vorhallen, auf der vierten steht, dem Haupteingange gegenüber, das kolossale Brustbild einer dreiköpfigen Gestalt von 15 Fuß Höhe, welche den Brahma, Vischnu und Siva darstellt. Auch die anderen Wände sind mit kolossalen Skulpturen bedeckt. Die Höhe des Saales beträgt 16—17 Fuß, daher sind die Pfeiler schwerfällig und haben breit hervorquellende Kapitäle.

Beim Dorfe Ellora ist der rote, harte Granit teils zu Grotten ausgehöhlt, die mehrere Stockwerke übereinander bilden, teils auch äußerlich bearbeitet, so daß der Fels ein selbständiges Bauwerk zu sein scheint. Die weit ausgedehnten Räume waren wohl Tempel verschiedener Götter, enthielten auch Priester- und Einsiedlerwohnungen und Räume zur Aufnahme eines ganzen Volkes von Pilgern. Ganze Gruppen von Höhlen zeigen sich wieder als ein zusammengehöriges Ganzes, als der Tempel eines Gottes. Siva allein soll zwanzig Tempel haben. In mehreren Stockwerken übereinander, von großen Säulenreihen getragen, ziehen sich diese Grotten mit Treppen, Galerieen, Vorhöfen, Brücken von Felsen über in Felsen gehauene Kanäle wohl eine Stunde weit, so daß man den ganzen Bau noch nicht durchforscht hat.

Die größte dieser Tempelstätten hieß Sitz der Seligen (Kailasa). Tritt man in dessen Felsenthor ein, so gelangt man in

die Mitte eines in den Felsen gehauenen großen Hofraumes, der wie ein verzauberter Steinbruch aussieht. Ohne die große Vorhalle hat dieser Hof eine Tiefe von 247 Fuß, eine Breite von 150 Fuß. Einen solchen Raum hat man in den Felsen hineingearbeitet. Die umgebenden Felswände, von Grotten und Galerieen durchbrochen, sind 100 Fuß hoch, in der Mitte aber hat man eine große isolierte Felsmasse stehen gelassen, welche den Tempel selbst vorstellt, auswendig glatt gemeißelt, inwendig ausgehöhlt ist. Dieser Tempel hat Kirchengröße, denn er mißt in der Länge 103 Fuß, in der Breite 61 Fuß, ist aber im Innern nur 17 Fuß hoch, während im Äußeren die reich und phantastisch verzierte Masse sich 90 Fuß hoch erhebt. Zur Seite stehen kleinere Steinpagoden, 38 Fuß hohe Obelisken und Elefanten in übernatürlicher Größe als Tempelwächter. Von dem Tempeldache waren Steinbrücken durch die Luft hinüber zu den nächsten Felshallen der oberen Stockwerke geschlagen. Alle Wände im Inneren und Äußeren sind mit Götter- und Tierbildern von aller Größe und Art in den mannigfaltigsten Gruppen oder mit Inschriften von noch unentzifferten Buchstaben bedeckt.

Viele Grotten sind noch nicht untersucht oder zerstört, oder von Vegetation verdeckt. Überall ist der Zugang beschwerlich, denn der Weg zu den größten Tempeln führt durch enge, tiefe Felsenrisse, wo Papageienzüge und andere Vögel erst müssen verjagt werden, über Wasserfälle und durch dichtes Gebüsch. Diese Tempel sind zum Teil mit Pilastern in mehreren Stockwerken übereinander und mit simsartigen Streifen geschmückt, an denen die reichsten und feinsten Ornamente in Übermaß angebracht sind. Die Pilaster bestehen oft aus karyatidenartigen Gestalten, breit vortretenden Pfeilern, Halbsäulen, eines über das andere gesetzt. Die Gesimse sind mit wellenförmigen oder geraden, parallelen oder im Winkel zusammenlaufenden Linien, mit Punkten oder diamantförmigen Steinen verziert.

In den Grotten von Carli ist die Haupthöhle 126 Fuß lang, 46 Fuß breit und wird von 50 quadraten Pilastern getragen, deren Kapitäle mit Elefanten geschmückt wurden. Neben dem Haupttempel ziehen sich kleinere Grotten weiter in den Berg hinein. Merkwürdig ist im Süden von Dekan die Felsenstadt der sieben Pagoden (Tempel). Eine Stunde nördlich von Madras, da, wo der Fels unmittelbar ans Meer tritt, bemerkten Schiffer im Wasser einzelne Steinsäulen aus Quadern und mit Figuren roh verziert. Nur eine von diesen steht noch. In den Felsbergen der Küste findet man auch anderwärts große in den Felsen eingemeißelte Grotten, Säulenhallen, Monolithentempel (aus einem Stein), Gemächer, Treppen, Bassins und zahllose Skulpturen; ebenso in Ceylon, in Cochinchina, Birma, Zentralindien u. s. w. Bei Dhumnar sieht man eine ganze Troglodytenstadt und Höhlen und Grotten mit Korridoren, Treppen, Bogen und Brücken; in einem vierseitig ausgehöhlten Hofraum hat man einen stehengebliebenen Felsen zu einem gewaltig großen, mit Skulpturen bedeckten Tempel ausgemeißelt. Bei Kabul sind zwei kolossale Figuren von 120 Fuß Höhe in Nischen des Felsens ausgehauen und von Malereien umgeben, aber absichtlich von Mohammedanern durch Kanonenschüsse beschädigt. Zur Seite dieser Kolosse führen quadratische Löcher zu Höhlen und Gängen, durch welche sich ein Weg bis zur größten Höhe der Figuren emporwindet.

Aus dem Volksleben der Inder sollen nur einige charakteristische Züge hervorgehoben werden. In Städten, welche der Überschwemmung ausgesetzt waren, baute man die Häuser aus Holz, in höher gelegenen aber aus Lehmziegeln und mehrere Stock hoch. An den Ecken der engen, krummen und unregelmäßigen Straßen standen Kapellen und Götterbilder. Die Reichen verzierten ihre Häuser mit zierlichem Holzschnitzwerk, welches Blumen, Tiere, Palmen u. dgl. darstellte, dazu noch

mit Terrassen, Galerieen und Erkern und bemalten sie in den buntesten Farben mit den Gestalten von Früchten, Bäumen, Menschen- und Götterbildern.

Der Beamten gab es viele. Außer den Räten des Königs walteten Bezirksvorsteher, Steueraufseher; andere sorgten für Wasserleitungen, Landstraßen, oder nahmen Landvermessungen vor, unterhielten Kanäle zur Berieselung der Felder. Noch andere setzten an die Straßen Steine mit Anzeige der Entfernung des nächsten Ortes, bestimmten Marktpreise oder beaufsichtigten den Marktverkehr, und die Handwerker führten Steuer-, Geburts- und Sterbelisten, oder überwachten den Fremdenverkehr und die Krankenpflege, Totenbestattung, das Erbschaftswesen oder Reisende. Ebenso genau verwaltete man das Kriegswesen, sorgte für die Elefanten und Pferde in königlichen Ställen, für Streitwagen, Zeughäuser, Heeresverpflegung, Troßwesen, Paukenschläger, Glockenträger, Ochsen zur Bespannung der Proviantwagen und für Schiffe.

Für das Rechtsprechen sorgten die Könige selbst, denn sie saßen fast den ganzen Tag zu Gericht und folgten strengen Gesetzen. Sie gingen kostbar gekleidet in goldgestickten Purpurgewändern und auf edelsteinglänzenden Schuhsohlen, trugen kostbare Steine an den Ohren, Perlenschnüre am Ober- und Unterarme und am Halse, ließen sich aber nur von Frauen bedienen, um ihres Lebens sicher zu sein. Große Pracht entfalteten die Könige bei Opferfesten. Dann zeigten sie sich in schön geblümtem Gewande, ließen Paukenschläger und Glockenspieler vorangehen, wogegen hinter ihnen Wagen, mit vier oder zwei Rindern bespannt, Kriegsvolk in bester Rüstung, Goldgeräte, große Kessel und Schalen von einer Klafter Durchmesser folgten. An diese schlossen sich Träger mit Tischen, Sesseln, kupfernen Waschbecken, mit Edelsteinen, Smaragden, Beryllen und Karfunkeln besetzt, und bunten, golddurchstickten Gewändern

an. Den Schluß endlich bildeten wilde Tiere, Panther, Büffelochsen, gebändigte Löwen und Tiger, auf vierräderigen Wagen großblätterige Bäume mit gezähmten Vögeln, die sich durch prächtiges Gefieder oder schönen Gesang auszeichneten.

Als Waffe bevorzugten die Indier den Bogen. Die Reiter benutzten keinen Sattel, wohl aber Gebisse in der Form eines Spießes, an welchem die Zügel befestigt waren. Sie führten zwei Wurfspieße und kleineren Schild als das Fußvolk. Auf jedem Streitwagen standen ein Wagenlenker und zwei Kämpfer, auf jedem Elefanten außer dem Lenker drei Krieger. Auf dem Marsche zogen Ochsen den Streitwagen, damit die Pferde auf dem Schlachtfelde volle Kraft besaßen. Im Treffen bildeten die Elefanten die erste Linie. Dabei stellte man sie in einer Entfernung von je 50 Schritt voneinander auf; hinter sie, als zweites Treffen, das Fußvolk in kleinen Schlachthaufen mit Zwischenräumen und in schachbrettartiger Form. Es konnte also neben den Elefanten ein- und vorbeirücken, diese aber auch durch die Zwischenräume zurückgehen. Die Reiterei hielt auf den Flügeln in gleicher Linie mit dem Fußvolk, und vor ihr pflegten die Streitwagen zu halten. Am Schlachttage bestieg der König in goldenem Panzer den besten Elefanten, und Paukenschlag, verstärkt durch den Klang geschlagener Becken und durch das Blasen auf großen Muscheln, gaben das Zeichen zum Angriff.

Im Handwerk waren die Indier geschickt, machten Papier aus geschlagener Baumwolle oder Baumrinde, gewöhnlich aber aus den Blättern der Schirmpalme. Leichen, in Linnen gehüllt, trug man auf einer Sänfte unter Gebeten und Gesängen auf einen Platz vor dem Stadtthore, verbrannte sie dort und warf Knochen und Asche ins Wasser. Witwen verbrannten sich nach Gebot der Religion mit der Leiche ihres Mannes. Sehr angesehen im Lande waren die Weisen, die den Göttern am

nächsten standen, aber auch eine sehr beschwerliche Lebensweise führten. Sie lebten in Hainen in einiger Entfernung von Menschen, lagen auf der Erde oder auf Häuten, kleideten sich in Tierfelle und aßen nichts Lebendes. Erst nach 36—40 Jahren lebte der Weise besser, trug Baumwollgewand und Goldringe an Händen und Ohren, aß Fleisch, nahm mehrere Weiber und zog, von mehreren Schülern begleitet, durch das Land, um das Volk zu belehren. Meistens hielten sich diese Volksprediger auf dem Markte auf, wo man sie um Rat anging; andere lebten im Walde, auf Wiesen oder unter großen Bäumen, lagen nackt auf Steinen und aßen nichts als Baumrinde und reifende Kräuter. Sommer und Winter gingen sie nackt und lebten auch bei Regengüssen im Freien. Gegen Schmerzen waren sie unempfindlich, standen den ganzen Tag unbeweglich auf einem Beine und hielten dazu noch Holzstücke von drei Ellen Länge in der Hand. Manche Weise dienten dem Könige als Ratgeber; andere wirkten als Ärzte, Wahrsager und Zauberer; noch andere zogen bettelnd in Dörfern und Städten umher. Diese Weisen wurden vom Volke und Könige hochgeehrt, waren abgabenfrei und erhielten reiche Geschenke. Jedes Haus stand ihnen offen; wen sie besuchten, der fühlte sich geehrt und begoß sie sogleich so reichlich mit Sesamöl, daß es ihnen über die Augen herabfloß.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.